Bot. 109-4

Digitized by Google

<36607427390014

<36607427390014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Preußens

ältere

Geschichte

von

August von Kotzebue

Mitgliede der königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften.

Vierter Band.

Riga,
bey Carl Johann Gottfried Hartmann.
1808.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zwist im Innern des Ordens . . . Seite 3

Zweytes Kapitel.

Entstehung des preußischen Bundes . . — 11

Drittes Kapitel.

Des Bundes nächste Folgen . . . — 28

Vier-

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Conrad von Erlichshausen = = = = Seite 37

Fünftes Kapitel.

Verhältnisse mit Brandenburg = = = — 46

Sechstes Kapitel.

Verhältnisse mit Rußland, Litthauen, Polen — 52

Siebentes Kapitel.

Verhältnisse mit Dänemark = = = — 59

Achtes Kapitel.

Verhältnisse mit Holland und England = = — 63

Neuntes Kapitel.

Verhältnisse mit kleineren Fürsten und Herren — 66

Zehntes Kapitel.

Verhältnisse mit dem Kaiser und dem Könige von Ungarn = = = = = = — 68

Eilftes Kapitel.

Benehmen der Geistlichkeit in Preußen = — 72

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Versuch den Bund aufzulösen = = = Seite 77

Dreyzehntes Kapitel.

Das Erzbisthum zu Riga = = = = = — 80

Vierzehntes Kapitel.

Vom Ablaßgeld und Peterspfennig = = — 82

Funfzehntes Kapitel.

Die Vehmgerichte = = = = = — 86

Sechszehntes Kapitel.

Sitten und Gesetze unter Conrads Regierung — 94

Siebenzehntes Kapitel.

Ordenszucht unter Conrads Regierung = — 99

Achtzehntes Kapitel.

Conrads Verhältnisse mit dem Deutschmeister — 105

Neunzehntes Kapitel.

Conrads Tod = = = = = = = — 108

Digitized by Google

Zwanzigstes Kapitel.

Ludwig von Erlichshausen : : : : Seite 111

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Neue Bundesanfechtungen : : : : — 116

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Der Bund beruft sich auf den Kaiser : — 122

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Rechtsstreit vor dem Kaiser : : : — 130

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Land und Städte reißen sich vom Orden los — 145

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Preußen unterwerfen sich dem König Casimir von Polen : : : : : — 152

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bey Conitz : : : : — 160

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Das zweyte Kriegesjahr : : : : — 167

Digitized by Google

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Das dritte Kriegesjahr . . . . Seite 176

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Aufruhr zu Thorn und Danzig . . . — 183

Dreyßigstes Kapitel.

Uebergabe von Marienburg . . . — 188

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Laulicher Krieg und fruchtlose Friedensunterhandlungen . . . . . — 196

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Das siebente Kriegesjahr . . . . — 205

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Das achte Kriegesjahr . . . . — 208

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Die Schlacht bey Zarnowitz . . . — 213

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Der päpstliche Legat . . . . — 216

Digitized by Google

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Friedensunterhandlungen . . . . . Seite 221

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Friede . . . . . — 228

Historische Belege und Erläuterungen. — 243

Digitized by Google

Preußens
ältere Geschichte.

Vierter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Zwist im Innern des Ordens.

Friede war von außen, doch innere Zwietracht gährte. 1438.
Der Stände abgetrotzte Mitgewalt schöpfte neuen Muth und Wachsthum aus der Ritter schwindendem Gemeingeist.

Der alte Eberhard von Sansheim regierte noch in Deutschland, unzufrieden mit dem Hochmeister, dessen Verwaltung er des Ordens Abnahme zuschrieb. Ob und wie des Deutschmeisters Ehre, Eigensinn oder Eigennutz durch Paul gekränkt worden, darüber geben vorhandene Briefe nur zweydeutige Winke. Einige glauben, dessen Wahl sey angefochten, als ermangelnd hochmeisterlicher Bestätigung. Doch schon vor Rußdorfs Antritt der Regierung, unterschrieb Eberhard als Deutschmeister die Unterhandlungen am See Melno. Glaublicher ist, daß jedes Opfer, welches Noth und Klugheit vom Orden heischten, dem alten, eisernen Manne strafbare Schwäche des Regenten und seiner Gebietiger schien. Darum war jener einhellig begehrte, beschworne Friede ein Stachel in seiner Brust, und, dem Reiche höfelnd, weigerte er seine Unterschrift, gleich dem Meister von Liefland. Doch rechtlichen Vorwand zu Klagen mochten Verträge, vom Lande selbst laut gefodert, ihm nicht leihen; den scheinbaren zu finden, wird erbitterten Gemüthern nie schwer. Nothgedrungen, hatte Paul deutscher Comthureyen Güter veräußert, ja, zu Wien im Ordens-

hause, nicht gescheut, das Kirchensilber anzutasten; und der Landcomthur mußte dort vom Kanzler die harten Worte hören: „Ihr beraubt Kirchen, wie soll es euch wohl gehen hier und in Preußen?“

Solchen Vorwürfen konnte Paul das Schild der päpstlichen Macht entgegen halten, denn Briefe, vom Papst Eugen erbeten, berechtigten ihn zum Ergreifen jener Nothhülfe. Der Deutschmeister forderte ihn auf, diese Briefe zu vernichten; mahnend zugleich an eine alte Schuld, deren Zins fünf Jahre lang unentrichtet geblieben. War vielleicht die letztere Beschwerde des Unwillens versteckte Quelle? Hüllte sich der Eigennutz, wie oft geschieht, in der Staatswohlfahrt bequemen Mantel? — Mit jedem Tage wuchs der Groll.

Erinnerungen, Vorwürfe, Mahnungen, Bitterkeiten belästigten und reizten den Gegner unaufhörlich, bis endlich Pauls blinder Zorn den alten, unversöhnlichen Feind des Amtes förmlich entsetzte. Die Folge war vorauszusehen. Eberhard versammelte sein Kapitel, dem die Frage vorlegend: „ob der Hochmeister ihn zu verstoßen befugt sey?“

Die Antwort entsprach seinem Wunsche. Jezt, der Seinigen gewiß, schritt er kühn zum offnen Angriff. Die geheimen Statuten, die einst Werner von Orselen dem Ordensbuche beygefügt, zog er zum Erstenmal ans Licht, bewirkte deren Bestätigung vom Kaiser und dem Baselschen Concilium. Mit dieser furchtbaren Waffe gerüstet, erhub er Klage, des übertretenen Verbots halber: „daß Ordensgüter nicht ohne Zustimmung der Meister von Lief- und Deutschland entfremdet werden dürfen.“

Werner ahndete wohl nicht, es könne einst ein mißvergnügter Deutschmeister diese Verordnung zu einer Zeit mißbrauchen, wo Staatsklugheit foderte, selbst eines tadelnswerthen Hochmeisters Ansehn, gegen mißhel-

hellige, widerspenstige Ritter, gegen ein murrendes Volk zu schützen. Des Ordens Heil der Rachlust opfernd, ließ Eberhard eine förmliche Ladung an den Hochmeister ergehn, zu Mergentheim vor seinem Kapitel sich zu stellen; eine Kühnheit, zu welcher jene Statuten ihn berechtigten.

Paul erschien nicht, sandte auch keine Boten; und selbst zwey deutsche Landcomthure blieben in der Versammlung dem Angeklagten treu. Jezt donnerte der Papst dazwischen. Aber auch den Donner des Vaticans scheute Sansheim nicht. Er behauptete keck, die Briefe seyen erschlichen, dem Papste unbewußt. Eugen befahl, wenn Güte nicht fruchte, mit geistlicher Strenge, oder durch Bewaffnung des weltlichen Armes, den Widerspenstigen zu zähmen; und als unwirksam auch diese Drohung blieb, da sprach er entrüstet ein Urtheil: Gehorsam binnen zwanzig Tagen, oder Einziehung der deutschen Ordensgüter, Kirchenbann und Geldbuße.

Eberhard blieb dennoch unerschüttert, allein er suchte Mitschuldige an seinen Vortheil zu knüpfen, und benutzte schlau die Unzufriedenheit der Liefländer. Diese mußten nach alter Sitte, bey erledigtem Meisterthum, zwey Gewählte dem Hochmeister vorstellen, des Einen Bestätigung von ihm erwarten; aber eigenmächtig fiel ihre ungetheilte Wahl auf Heinrich von Bukenvorde. Noch war des Hochmeisters Gewalt zu groß, um seines Rechtes Kränkung still zu verschmerzen; doch auch bereits zu klein, um nicht für eine Scheinvergütung die Bestätigung zu verkaufen. Beherzt gemacht durch solche Nachgiebigkeit, wagten die Liefländer, nach Bukenvorde's Tode, zwey Jahre später, dieselbe Widerrechtlichkeit. Doch Gemeingeist war aus Liefland wie aus Preußen gewichen. In gespaltener Wahl erkohren die Oberdeutschen den Vogt von Jerwen, Heinrich

rich Nottleben; die überlegenen Westphälinger Heinrich Finke von Querberg. Des Hochmeisters Machtboten erschienen, den Ersteren zu bestätigen. Die stärkeren Gegner verwarfen deren Vollmacht, befestigten ihre Schlösser, und erzwangen den Beschluß: ihren Schützling, bis zu eines großen Ordenskapitels Entscheidung, als Statthalter zu erkennen.

Kluge Machthaber kümmern sich wenig um Titel, wissend, daß ein geschmeidiges Volk den Glauben an gerechte Herrschaft bald mit jedem Titel verknüpft. Der neue Statthalter bewies ohne Säumen, daß er den Zwist, wenn nicht in Worten, doch im Wesentlichen, für entschieden hielt. Er entsezte kühn dem Hochmeister ergebene curländische Gebietiger. Dieß Beyspiel schreckte. Auf einer Tagfarth zu Pernau bequemten sich Alle, und es gingen Abgeordnete an das Concilium zu Basel, Vollmacht sich erbittend zu beständiger, eigenmächtiger Wahl.

Doch dieser Ehrenhandel war nicht die einzige Quelle von der Liefländer Unzufriedenheit mit Rußdorf. Also lauteten ihre bittern Klagen:

„Seines Eides uneingedenk, hat er, um großer Gift und Gabe willen, stets aus zwey Gekohrenen den Untüchtigsten bestätigt; Parteyen im Orden begünstigt, die Westphälinger zu vordrucken; den Franke Kersdorp uns zum Meister aufgedrungen, obschon berichtet: er sey von Geburt kein Edelmann, des Meister-Amtes unwürdig. Da sprach Walter Kersdorp, des Verschmähten Bruder: „er soll dennoch Meister in Liefland werden, es sey lieb oder leid wem es wolle;“ und es geschah.“

„Gold, Silber, tonnenweis, von Ordensbeamten hinterlassen, hat Franke Kersdorp in seinen Säckel gestrichen, und Walter, sein Bruder, hinweg geführt.“

„Als

„Als nach der großen Niederlage in Litthauen es gar übel mit uns stand, der Meister erschlagen war, und mit neuer Wahl wir nicht zögern durften; da hat Paul dem Gekohrenen die Bestätigung verweigert, vorwendend, man wisse nicht ob Kersdorp wirklich todt sey. Daß zur selben Zeit wir Einen nur gewählt, war Nothgesetz, denn die Redlichsten lagen auf dem Schlachtfeld oder in Fesseln. Dennoch zögerte Paul ein Jahr.“

„Vom Meister Querberg begehrte er Hülfe gegen Polen, und als der ihm den Landmarschall mit vielem Volke sandte, da ließ er die Unsrigen allein ziehen; im Geleite eines Bruders mit wenigen Knechten. Auch dieser Wegweiser entwich, als wir mit dem Feinde zusammentrafen; so wurden wir abermals geschlagen, und mögen es lange nicht verwinden.“

„Die Statuten Werners von Orselen nennt er untüchtig und erdacht; spricht, er wolle ihrer nicht achten; sendet Briefe zu Wasser und zu Lande, um Zwietracht unter uns zu stiften; 600 Gewaffnete nach Curland mit Büchsen und Büchsenkraut, die uns überfallen und verderben sollen; ja, wider Gott, Pflicht, Ehre, Seligkeit, will er mit einem Heere uns bekriegen, und hat vom Herzog Siegmund freyen Durchzug begehrt, wiewohl vergebens.“

„Treu und Glauben brechend, verließ er Swidrigall; ohne beyder Meister Zustimmung schloß er mit Polen Frieden; warnte den Hauptmann zu Samayten, verrieth ihm sogar den Tag, an dem wir aufbrechen würden; darum unser Meister erschlagen worden sammt den Gebietigern.“

„Nun haben, durch solch unredlich Regiment, Polen, Litthauen, Rußland und Samayten sich verbunden, zu großem Unheil für die Christenheit, das alles

alles nicht geschehen wäre, hätte er Swidrigall'n Eid und Siegel gehalten." —

Wenn hier auch manches, oder vieles, vom Haß entstellt erscheint, so kann doch schwerlich Pauls niedrige Habsucht abgeläugnet werden; für einen Regenten das gefährlichste Laster, Verachtung einflößend, Furcht vertilgend. Oft zwingen selbst Verbrechen dem Volke Bewunderung ab, denn große Laster, wie große Tugenden, heischen Seelenstärke, und sind mit Herrschertalenten nicht unvereinbar; gemeine Leidenschaften aber, vom Pöbel für die seinigen erkannt, verwehen schnell den glänzenden Duft, der einen geehrten Thron umgeben muß.

Sansheim und Querberg verbanden sich enger gegen Rußdorf. Die aus dem Staube hervor gezogenen Statuten wurden öffentlich verlesen in der Thumkirche zu Reval. Dem Hochmeister sank der Muth. Friedensmittler, geistliche und weltliche, fanden Paul willig, Eberhard unbiegsam. Der Bischoff von Braunsberg zog nach Mergentheim und entriß dem Alten ein Versprechen, zum Versuch der Güte in Frankfurt zu
1439. erscheinen. Dort mühten sich vergebens Churfürsten und Erzbischöffe den Hader zu schlichten. Eberhard stellte sich erschrocken über die Mehrzahl seiner Gegner, schien besorgt um Sicherheit und eilte in seine Herberge. Auch dahin folgte man ihm mit freundlicher Einladung nach Preußen. Wer ist mir Bürge, wandte er ein, daß nicht der Hochmeister an mir sich vergreife? — Man bot ihm Geleitsbriefe, man sprach von Ehre und Treue; die verlachte er höhnisch. Endlich wankend, schrieb er selbst den Inhalt des Geleitsbriefes vor. Man fügte sich darein, obschon der bitterste Argwohn ihm die Feder geführt, und begehrte bloß dagegen, daß Marggraf Hans von Nürnberg für sein Betragen Bürgschaft leisten solle. Da zerschlug sich Alles. Jeder

der zog heim, nur die Hoffnung nährend, daß auf einem neuen, verabredeten Tage zum Sunde, die Vernunft über abgekühlten Zorn siegen werde.

Dort erbot sich Paul, durch seine Machtboten, zu einer allgemeinen Ordensprüfung nach alter Sitte, in Preußen, Deutsch- und Liefland; was sträflich befunden würde, abzuthun, es gehe oder rühre an wen es wolle, er sey hoch oder niedrig. Eberhard hingegen verlangte Schiedsrichter. Mit einem Untergebenen zu rechten schien der hochmeisterlichen Würde verkleinerlich. Man versprach ein redlich Regiment. „Das haben wir längst begehrt," erwiederten Sansheims Wortführer, bestehend auf rechtlicher Entscheidung, weil schon zu Frankfurt bedungen sey, wenn Güte fruchtlos bliebe, das Recht anzurufen. „Wählt nach Gefallen wen ihr des Vertrauens würdig haltet," sprachen sie trotzend: „laßt jeden Theil vier Gebietiger und zwey Gelehrte senden; oder tretet mit uns vor das Concilium, den Kaiser, die Reichsfürsten, Bischöffe; oder befraget die Doktoren geistlicher und weltlicher Rechte zu Wien, Erfurt, Leipzig, Cöln, Heidelberg; oder bringt den Zwist an die Ritterschaft, an die Hansestädte; oder, kurz und gut, geht mit uns allhier zum Sunde auf das Rathhaus, wir wollen den Rath bitten, daß er uns fünf, sieben oder neun Richter bestelle."

Dieß Erbieten klang so rechtlich, daß nur des Stolzes oder des Gewissens Widerspruch es ablehnen konnte. Abermals schieden diese Brüder grollend auseinander. Vergebens foderte das Concilium zu Basel die Streitenden vor seinen Richterstuhl, „um die Söhne der Kirche im Schoße ihrer Mutter zu vereinen." Vergebens drohte es mit dem Bannfluch, Sansheim erklärte kühn das Hochmeisteramt für erledigt, sich selbst zum Statthalter, und foderte von al-

allen Comthuren in kurzer Frist entscheidende Antwort: ob sie ihm oder Paul gehorchen wollten?

Auf dieses Lärmzeichen bewegte sich der ganze Orden, wie ein Berg von Glut gespalten. Der alte Deutschmeister erfuhr den Verdruß, daß viele Balleyen ihm entsagten, vielleicht nur die Gelegenheit benutzend, einem entfernten Oberhaupte mit Gehorsam zu schmeicheln, weil das nahe ihnen lästig war.

1440. Noch einmal versuchten der Erzbischoff von Maynz und der Pfalzgraf in Bayern, die Flamme zu löschen, allein vergebens. Sie loderte vom Ufer der Narowa bis an die Ufer der Etsch.

Die Erschütterung der alten Hoheit, ob wohl im fremden Lande begonnen, wurde bald auch in Preußen gespürt. Der Nachlässige wiegte sich tiefer in den sichern Schlummer; der Herrschgierige hob ungestraft das Haupt höher; der Streitsüchtige durfte kühner seine Leidenschaft entzügeln. Keiner scheute den kranken Löwen. Ein Theil der preußischen Gebietiger wagte sogar zur neuen Wahl zu schreiten; Conrad von Erlichshausen wurde als Hochmeister begrüßt, und selbst der Bischoff von Ermeland ertheilte ihm diesen Titel. Allein der edle Conrad blickte tiefer in das durch Leidenschaften verworrene Gewebe. Nicht dem Steuermanne, nur den Stürmen, maß er des Schiffes Noth bey. Mit dem Ekelnamen der Parteyen war Parteygeist nicht verschwunden. Jeder wollte gebieten, keiner gehorchen. Brüder drückten Untersassen, wurden wiederum von Obern gedrückt. Jede Willkühr regte sich beherzter, an beyder Meister thätigen Groll sich lehnend. Darum verbat der weise Conrad die gefährliche Ehre; benutzte seiner Brüder Vertrauen nur um Eintracht herzustellen.

Zwey-

Zweytes Kapitel.

Entstehung des preußischen Bundes.

Seufzend fühlte der verarmte Landmann, murrend der reiche Bürger, die Folgen zerrütteter Ordnung. Es war eine Zeit gekommen, wo jeder am Recht gekränkte sich zur Wehre stellen, nicht mehr bitten, sondern fodern durfte. Wo etwa Furcht die gährenden Gemüther noch im Zaume hielt, da zogen die Landbewohner in die Städte; denn es ging die Rede, der Marschall sey befehligt, die Unzufriedenen zu überfallen, und vergebens ließ der Hochmeister, in Briefen nach Culm und 1438.
Thorn, sich herab, der Sage als einem Mährchen zu widersprechen. Selbst mißvergnügte Ordensbrüder warfen Funken in den Zunder. Immer weiter fraß der Krebs des Argwohns um sich, immer beherzter trat der Ungehorsam auf. Leise prüften sich Fremde, lauter sprachen Bekannte unter sich, ohne Rückhalt murrte der Freund in Gegenwart des Freundes, täglich wuchs die Zahl der Vertrauten. Der eine litt, der andere klagte, dem dritten lieh empörtes Gefühl Beredsamkeit. Der Muthige trat hervor, der Furchtsame hinter ihn; der Kluge wollte Ehre, der Tapfere Ruhm ernten, der Unbedeutende zum Erstenmale etwas gelten; der Reiche hoffte zu erhalten, der Arme zu gewinnen, jeder von dem Neuen das bessere. Was lange hinter verschlossenen Thüren einzelne sich in's Ohr geraunt, das wurde nach und nach in Versammlungen laut.

„Wollt

1439. „Wollt ihr länger dulden?“ so ward zu Culm gesprochen. „Klagen erschallen im ganzen Lande. Wer ist unter euch, dessen Aeltern, Brüder, Freunde, der Orden nicht mißhandelt? — Schneeweiß sind die Mäntel dieser Ritter, aber nicht ihre Herzen. Geladene Gäste morden sie; enthaupten ohne Urtheil und Recht; ersäufen Männer um schöner Frauen willen; bethören unsere Weiber, schmähen unsere Töchter mit Gewalt; bedrücken den Handel, verkaufen uns zu Wasser und zu Lande. Ja vor Zeiten, als Dusener, Kniprode und andere fromme Regenten lebten, da meinten sie das Land mit Treuen, bauten es, beschirmten Städte, ehrten Gott, und wo ein Armer litt, da halfen sie, daß er bey Nahrung blieb und nicht verdarb. Jezt aber — Schwaben, Bayern, Franken rühmen keck, wir seyn nur ihre Leibeigene mit dem Schwert gewonnen. Wie? hat nicht unserer Väter Blut dieß Land erobern helfen? — es taugt nicht, daß wir länger still sitzen, sondern will vonnöthen seyn, daß wir solch unleidlich Joch von den Hälsen schütteln.“

Also schlossen sich die Stände enger aneinander, und ahndeten bald ihre eigene Wichtigkeit, als sie gewahrten, daß alle Parteyen um ihre Freundschaft buhlten. Denn nie berechnet Parteygeist, wie hoch ihm selbst künftig der Sieg werde zu stehen kommen, indem er alten Wahn zerstört, oder Fesseln der Gewohnheit lockert, oder solche zu zerreissen, Kräfte weckt. Weder die stolzen Meister und Convente, noch der Hochmeister selbst, achteten unter ihrer Würde, was sie thaten, vor den Ständen, als vor ihren Schutzfreunden, zu rechtfertigen. So wurde das lezte Jahr von Pauls Regierung das erste der festeren Gründung ihrer Gewalt.

Zwar, den Hochmeister konnte nur die Noth vermögen, zuwider des Ordens Ehre und Gesetzen, um

der

der Stände Gunst zu werben; denn er mußte fürchten, den Vorwürfen seiner widerspenstigen Brüder einen scheinbaren Grund mehr zu leihen. Darum stemmte er sich, männlicher als sonst, gegen ungestüme Foderungen.

„Erfülle dein Gelübde," riefen hundert Stimmen; „schütze unsere Rechte; befreye uns von ungewohnten Bürden; halte das gemeine Gericht; dulde keine Mißbräuche."

Mit dürrer Weigerung oder geschraubter Antwort pflegte Paul sie abzufertigen; ja er ließ die Aeußerung sich entschlüpfen: nur den Bürgern in Städten, nicht den Landbewohnern, sey die culmische Handfeste verliehen. Das erregte lautes Murren.

„Mit nichten," sprachen die Kläger: „denn zu jener Zeit waren Bürger, Lehnleute, Pilgrimme, allesammt Ein Volk, hegten alle gleichen Muth für euch und den Christenglauben. So lange die Heiden draussen verheerten, wohnten jene mit uns in den Städten, folglich haben sie Ein Recht, auch von Alters her sich darauf gestützt. Denn begehrte man ihrer Dienste außer den bestimmten Gränzen, so haben sie bisweilen solche wohl geleistet, bisweilen aber auch nicht, ohne euren Widerspruch. — Um Beschatzung habt ihr uns gebeten, und das Gebetene erzwungen. — Das haben wir nicht um euch verdient; wenn ihr, ohne unsern Rath, Krieg begonnen, nimmer unsere Rechte vorgeschützt, sondern unser Blut mildiglich vergossen. Väter, Brüder, Freunde, wurden uns erschlagen, wir verheert, verbrannt, einmal, dreymal, viermal; unsere Freundinnen geschmäht und das Armuth. Wir haben unter den Zäunen gelegen mit Weibern und Kindern, und haben uns mit Mist zudecken müssen, und haben dennoch treulich bey euch gehalten, unsern Frauen und Jungfrauen das Geschmeide von den Hälsen ge-

geschnitten, es euch gegeben, davor wir keinen Lohn haben. Nun sind wir verarmt und können nichts mehr geben. Beherzigt unsere Noth. Haltet das gemeine Gericht, denn solches ward erfunden, damit auch der Arme sich beklagen möge, so ihm Gewalt geschieht; sonst geht es daß es Gott erbarme! — Wir haben Euch geschworen, doch Ihr uns nicht minder; so haltet euren Schwur!"—

Wo Armuth und Bewußtseyn gebeugter Rechte in solche Töne der Verzweiflung ausbrechen, da ist es hohe Zeit das Joch zu lüften, wenn geschwächte Macht den Unterjochten nicht mehr erdrücken kann. Allein der Hochmeister blieb taub, ja er mehrte noch den Unwillen durch eine Kränkung, die er Danzig wiederfahren ließ. Als nemlich dort die Pest ausbrach, verschloß Litthauen klüglich den Danzigern die Handelswege. Doch nun war längst die Gefahr vorüber; Paul hätte durch ein gutes Wort den Statthalter leicht vermogt, die Maßregel aufzuheben; das verweigerte er ungefällig und Erbitterung war die Folge. Danzig wandte sich unmittelbar an den jungen Großfürsten, der die Bitte freundlich gewährte, und — wer weiß — dadurch vielleicht schon damals den Keim des Vertrauens in die Brust der Preußen pflanzte, der ihm köstliche Frucht einst tragen sollte.

Von Stadt zu Stadt murrten immer lauter die Klagen um versagte Hülfe, bewirkten endlich den Beschluß, auf einer nahen Tagefahrt zu Elbing das gemeinschaftliche Heil zu berathen. Mißvergnügter Adel, allein zu ohnmächtig, schloß sich an die Städte. Der Deutschmeister schürte den Brand. Von allen Seiten stiegen finstere Wolken um den Fürstenstuhl des Hochmeisters auf.

Die

Die Stände versammelten sich am bestimmten Tage und Orte, faßten ihre Klagen in kurze Sätze und trugen diese dem Hochmeister vor. 1440.

Seine Antworten, von den Gebietigern eingehaucht, hätten vormals vielleicht den Städten genügt, jezt nicht mehr. Vergebens schlug er vor, „dergleichen „(nach seiner Meinung) nie zuvor von einem Herrn ge„gen seine Unterſaſſen erhört worden," nemlich Schiedsrichter zu erkennen, weise, gottesfürchtige Leute, Papst, Kaiser, Concilium, sie sollten wählen; allein sie blieben halsstarrig, und foderten in kurzer Frist eine Tagefahrt des ganzen Landes. „Vor Ostern," verſetzte Paul, „kann ich keinen Tag verſprechen." Da wagten sie einen neuen unerhörten Schritt, und beſchloſſen, im Nothfall auch früher einen Tag eigenmächtig anzuſetzen.

Alter, Schwäche, Nachgiebigkeit, verringerten des Hochmeisters Anſehn auch unter seinen Brüdern. Sein naher Tod öffnete dem Ehrgeizigen Schranken, dem Habsüchtigen Schätze; darum wiederſtrebten sie den Ständen auch in zuläſſigen Dingen. Sonst wurden alte wackere Männer in den Orden gekleidet, jezt Kinder, Jünglinge um Gunst, Adel oder Freundschaft willen. Wenige Rechtschaffene, denen es noch Ernst war mit dem Guten, wurden durch bittere Vorwürfe von Kleinmuth, Beſtechung, Treuloſigkeit, gekränket, geſchreckt. Schwiegen sie dennoch nicht, so verwies man sie in Convente, oder machte sie zu Gebietigern an der Gränze. Brüder aus verſchiedenen Nationen höhnten und verachteten einander, Franken, Schwaben, Bayern, hielten sich allein für würdig Aemter zu bekleiden. Die übrigen wurden ſelten oder nie ins Regiment gekohren. Es war eine gemeine Sage im Lande: „Rheinländer regieren demüthig und freundlich; darum möge Gott verzeihen denen die zuerſt das Unkraut

kraut in den Orden gesäet.“ Drohte ein armer Mann, er wolle vor den Hochmeister gehn, so klopfte der Gebietiger mit den Fingern auf seine Stirn, sprechend: „Siehe ich will dir Hochmeisters genug seyn. Ihr Knechte legt ihn in die Hundesbuffen.“ Nirgend wurde Paul geachtet. Der ehstländische Adel unterstand sich ihm zu drohen, und — was noch ärger — der Vogt zu Jerwen, Heinrich von Nottleben, obschon selbst ein Ordensbruder, erklärte frey heraus, wenn der Adel zu den Waffen greife, so könne er sich nicht von ihm trennen, sondern werde ihm beystehen mit seiner ganzen Macht. — Sogar in Rathsversammlungen schüttelten Neid und Hader ihre Fackeln; jeder sprach und tobte für das gemeine Beste, nur sich selbst als solches betrachtend.

Eines Tages, im Convente zu Marienburg, wurden die Gemüther so erbittert, daß die Edelmönche plözlich wüthend aufsprangen, zu den Schwertern greifend. Paul, um dessen Rechte sie stritten, sah bestürzt, daß er unter seinen eigenen Brüdern des Lebens nicht mehr sicher sey. Gefahr und Verwirrung erzeugten in ihm den raschen Entschluß, sich in einen Schlitten zu werfen und nach Danzig zu entfliehn.

Mitten in der Nacht kam er vor die Thore dieser Stadt. Sie öffneten sich ihm; aber stumpfe Bestürzung ergriff die geweckten Bürger, als von Straße zu Straße, von Haus zu Haus die seltsame Nachricht erscholl: der Hochmeister ist in unsern Mauern! Er, den wir sonst mit stattlichem Gepränge einzuholen pflegen, ist still und heimlich bey nächtlicher Weile zu uns gekommen. — Unter mannigfaltigen einander zugeflüsterten Vermuthungen, oder in stummer Erwartung verstrich die Nacht. Kaum war der Morgen angebrochen, da ließ Paul die Bürger zu sich auf das Schloß entbieten; doch sie, des von Plauen Tücke

ge-

Digitized by Google

gedenkend, weigerten ſich zu erſcheinen, luden hingegen den Hochmeiſter in die Heiligegeiſtkirche, die ringsum von geharniſchten Bürgern beſezt, von dem Mißtrauen aller bewacht wurde. Der Gedemüthigte erſchien, klagte laut was ihm begegnet, bat um Schuz und Hülfe.

Der Anblick eines Greiſes, der in harten Wintertagen auf der Flucht vor eignen Brüdern war; ſeine beweglichen Worte; die heilige Stätte, an der er ſprach; die gewohnte Ehrfurcht vor dem Regenten des Landes; das heimliche Vergnügen, ihn hülfsbedürftig zu ſehn, und das laute, ihm helfen zu können; alles das wirkte mächtig auf die Herzen der Danziger. Sie verſicherten den Tiefgebeugten ihrer Ergebenheit und Treue, ſagten Hülfe zu, ließen aber auch die Gelegenheit nicht entſchlüpfen, eignen Vortheil, wie Menſchen pflegen, aus fremder Noth zu ziehn. Um Beſtimmung eines Tages baten ſie mit Ernſt, an welchem, über gutes Regiment im Lande, Schuz der Privilegien, Mittel gegen Willkühr, gerathſchlagt werden ſollte. Der Bedrängte, dem ohnehin ihr Vorſatz kund geworden, eigenmächtig zu vollbringen, was ſie bittend jezt begehrten, nannte willig einen Tag, an dem zu Elbing die Stände ſich verſammeln möchten. So tilgten ſie den Vorwurf von Widerſezlichkeit, der böſen Schein auf ihr Beginnen warf, und konnten hinfort, mit der Pflicht gegen ihren Herrn, die eignen Anſprüche verbinden oder beſchönigen.

Kurz vor Ablauf der geſezten Friſt, brach in drey Conventen, Königsberg, Balga, Brandenburg, Empörung gegen den Obermarſchall aus, deſſen ſtrenge Zucht, oder beſchränkender Geiz, oder Parteylichkeit, der Brüder Herzen von ihm gewendet hatte. Paul Rußdorf war, nach alter Gewohnheit, um die Faſtenzeit in die Niederlande gezogen, da trugen die Con-

dente ihre Beschwerden vor. Er verwies sie zur Geduld, bis er den Marschalk zur Verantwortung gen Königsberg entbieten werde. Doch ihre Erbitterung, jeden Aufschub verschmähend, trieb sie zu voreiliger Selbsthülfe. Sie überfielen den Angeklagten, raubten ihm das Siegel, die Schlüssel von den Thoren, und entsezten ihn des Amtes; das doch en gar unerhört Ding ist in diesem Orden! rief der bekümmerte Hochmeister aus. Niemand war bey ihm als der Großcomthur, und die Comthure von Brandenburg und Balga, die, kräftig den Empörern das Wort redend, ihn zwangen einen Rechtstag in Elbing zu verheißen. Auf der Heimkehr schied der Großcomthur von ihm, Krankheit vorschützend, eilte aber nach Marienburg, versammelte dort mehrere Gleichgesinnte, vertauschte Comthureyen nach Gefallen; ja er trozte endlich dem Hochmeister die Bewilligung ab, die Obermarschallswürde den Händen des Comthurs von Thorn zu vertrauen.

Zwar büßte der Frevler mit Verlust seines eignen Amtes; doch die neue Wunde, des Ordens Ansehen geschlagen, heilte nicht, und würde stärker noch geblutet haben, wäre nicht zum Glück der neue Obermarschall eben jener wackere Conrad von Erlichshausen gewesen, der, immer rechtlich, friedlich, klug, treu, den Hochmeister männlich vertrat, den empörten Conventen in dessen Namen bald drohte, bald sie geschickt zu beruhigen wußte. Doch halsstarrig foderten sie noch immer den verheißenen Rechtstag.

Unter solchen, für den Orden finstern, für die
1440. Stände hellen Aussichten, kam die ersenfzte Stunde, in welcher Land und Städte sich in großer Zahl versammelten. Auf allen Straßen wimmelte es von Hineilenden gen Elbing. Dort redeten Alle aus freyer Brust. Klagen häuften sich zu Klagen. Manches

war

war längst abgethan, manches übertrieben, jedoch das Meiste schwer wiegend. Was Heinrich von Plauen durch seine Entsetzung vorlängst gebüßt, wurde wiederum an's Licht gezogen, und dennoch — so leicht verwickelt Leidenschaft in Widerspruch — dennoch machten sie dem Orden es zum Vorwurf, daß dieser Heinrich ohne ihre Zustimmung entsezt worden. Einer andern, beyspiellosen Klage lieh jezt Kraftgefühl eine Stimme; denn es ward gerügt, daß der Orden Bündnisse ohne Einwilligung der Stände geschlossen. Der murrende Adel lehnte sich auf gegen das harte Gesetz, dem zufolge seine Töchter erbelos blieben, die Güter eingezogen wurden, wenn kein Sohn vorhanden war. Die Bürger kämpften für die bestrittene Freyheit, sich in Versammlungen zu berathen, wie von Alters her geschehn. Verkürztes Maß; geringhaltige Münze; neue Zölle; Mühlenzwang; Rechtlosigkeit, Willkühr, Bestechung; der Kreuzherren Schwelgerey, Ueppigkeit, Wollust, Mordlust; ihr ungeziemender Handelsgeist; ihr An-sich-reißen bürgerlicher Nahrungszweige; lauter Gegenstände bitterer Beschwerden. Es kam zur Sprache, daß der bedrückte Landmann gezwungen werde, von des Ordens Speichern Getreide theuer zu kaufen, um es wohlfeil dem Verkäufer wieder abzuliefern. Es kam zur Sprache, daß die Ritter wuchernd Vorkauf trieben, sogar die See dem Schiffer sperrten, bis sie zuvor die eigne Waare versendet.

Nicht überzeugend hat in unsern Tagen ein Schriftsteller des Ordens Ein- und Umgriffe zu entschuldigen versucht; Polens Verbindung mit Litthauen; Erschöpfung durch Krieg; Verkauf der Ordensgüter; ein besoldetes Heer, sonst um Gottes Willen fechtend; hoher Preis vormals ungekannter Kriegsbedürfnisse; veränderte Gestalt des nordischen Handels, ja sogar

der neue Weg nach Ostindien, Luxus bringend oder mehrend, sollen vereint jene Tyranney rechtfertigen. Wäre dem Regenten erlaubt, mit jeder neuen Welle, die der Zeiten Strom herabwälzt, auch nur eine Scholle vom Eigenthum der Unterthanen zu bedecken, wie bald würde alles verschlungen seyn, und wie, wenn Unterthanen, mit umgewandtem Spieße, dieselben Gründe für sich geltend machten? — Wenn Jahrhunderte Befugniß ertheilen, Verträge nach Belieben zu erweitern, warum nicht auch Stunden? denn jede Stunde wandelt der Dinge Gestalt.

So urtheilten auch die Stände, und im Gefühl ihres Rechtes, wie ihrer Kraft, beschlossen sie einmüthig, auf einen bestimmten Tag zu Marienwerder einen Bund zu besiegeln. Ritter und Knechte des culmischen Landes sollten in der Zwischenzeit die andern Gebiete, große Städte die kleineren, zum Beytritt auffodern, auch die Gemeinden von der Einladung nicht ausschließen.

Nimmer hätte, ohne der Städte Anreiz, die Ritterschaft solch einen Schritt gewagt. Kühn war, der den ersten Gedanken faßte, kühner, der ihn aussprach; alle übrige, des Muthes unbedürftig, folgten blos dem mächtigen Beyspiel. Doch allgemeine Zustimmung war vonnöthen, denn noch immer zählte der Orden Anhänger in kleinen Städten, deren geringer Handel minder durch die Zölle litt; auch unter dem Adel, der nach Gunst oder Würden strebte. Am thätigsten vor allen, den Bund zu fördern, war Danzig, dem, vom Geist der Hanse belebt, gleich allen seinen deutschen Schwestern, nach Unabhängigkeit gelüstete. Feste Mauern, die einer unvollkommenen Belagerungskunst trotzen durften; Seltenheit der Feuerschlünde; Ueberfluß an Gold; Zuversicht auf mancherley Verbrüderungen; erleichtertes Anhäufen großer Vorrä-

Vorräthe von Kriegs- und Lebensbedürfnissen um geringe Preise; Zulauf von Söldnern, weil kein Fürst so reichlich sie bezahlen konnte; das waren in jenen Zeiten die Gährungsmittel, die so manche Stadt gegen ihren Landesherrn aufblähten und ermuthigten, ihm Rechte oder Freyheit abzutrotzen.

Friede, Völkerglück — diese großen Worte, von jedermann mit Ehrfurcht ausgesprochen, bezeichnen oft nur einen Zustand, der — den Körpern Gedeihen und Behagen schaffend — die Geister tödtet oder gefangen hält. Ein Volk, das nie zum Schwerte greift, wird auch im ewigen Frieden, durch Weisheit oder Kunst, nie einen Kranz erringen. Kampf um wahre oder eingebildete Freyheit ist die Flamme, an der edle Keime sich entfalten, so wie am Fuße eines Vulkans edlere Früchte reifen. Oft wähnt der Menschenbeobachter, eines Volkes geistige Kräfte seyen gesunken, weil es etwa seit Jahrhunderten keine großen Männer zeugte; er befrage nur dessen Geschichte: eines langen Friedens süßer Schlaftrunk bindet alles Große. Wo aber ein Volk um Eigenthum oder Meinungen — (oft das edelste Eigenthum) — gefahrvoll kämpfen muß, da ersezt Natur den Untergang träger Geschlechter, indem sie einzelne Männer zur Bewunderung der Nachwelt hervorruft. Wenn einst die Grönländer das Joch abschütteln, so wird auch dieses, an Körper und Geist verkrüppelte Volk, Weise und Helden zeugen.

Der gehorchende Stand in Preußen hatte der Geschichte noch keinen ausgezeichneten Namen überliefert, eben weil er blos gehorchte oder genoß. Jezt aber, da er stark genug sich fühlte, um ein edleres Daseyn zu ringen, traten plözlich in jeder Stadt, in jedem Gebiete, muthige, geistreiche Männer hervor, geschickt in Wort und That; unter allen der kühnste und verstän-

verständigste Hans von Bayſen, Wortführer des Osterrodischen Gebietes. Seine Herkunft, obwohl edel, ist in Dunkel gehüllt. Man hält ihn für den Sohn eines wackern Ritters vom Harze, Conrads von Zailingen, der, nach der Tannebergischen Schlacht, mit einer Anzahl Reisigen dem Orden zu Hülfe kam, dann in Preußen sich niederließ, und von einem erkauften Dorfe den Namen Bayſen erhielt.

Große Männer sind immer ihres Stammbaums eigne Wurzel, und wenn die Nachwelt nach ihren Ahnen fragt, so geschieht es nur um diese in den Glanz der Enkel zu stellen.

Hans von Bayſen begann seine Laufbahn als Höfling, war Vorschneider Heinrichs von Plauen. Doch schon in diesem unbedeutenden Prunkamte zeigte er sich Vertrauens in Staatsgeschäften würdig, denn er war der Machtboten Einer, die der Hochmeister nach England sandte. Fünf Jahre nach dem Falle seines Herrn, dem er treulich anhing, trieb ihn der Zeitgeist, Abenteuer in fremden Landen zu bestehn, obschon die Gunst der neuen Machthaber, und eine geliebte Braut in der Heimath ihn fesseln wollten. Mit warmen Empfehlungsschreiben versehn, mit jeder Tugend der alten Ritterzeit geschmückt, das Rauhe derselben in erworbene Hofsgeschmeidigkeit verhüllend, ging er nach Portugal, kämpfte tapfer und siegreich gegen die Mauren, gewann des Infanten Achtung und Vertrauen, der ihn zu seinem ersten Waffenträger wählte.

Plötzlich erhielt er Kunde, daß man in Preußen ihn als einen Landesflüchtigen verschreye, ja die reiche Braut aus des Bruders Wohnung mit Gewalt entführt habe. Alsobald eilte er zurück in die Heimath, wo das Volk einen im Zweykampf von ihm besiegten Mauren neugierig anstaunte, der des Ueberwinders Großmuth sein Leben dankend, bis an dessen Tod ihn treu begleitete.

gleitete. Hans von Bayſen trat vor den Hochmeiſter und überreichte ihm die wärmſte Schutz und Ehrenſchrift vom fernſten Könige am damaligen Ende der Welt. Nicht blos ritterliche Thaten erzählte der Monarch in dieſem Schreiben; er rühmte auch, wie der Fremdling in des Landes Sitten ſich ſo wohl gefügt, daß jedermann ſein Freund geworden. Darum werde man es ſchmerzlich empfinden, wenn den Ritter, um der Dienſte willen, die er Portugal geleiſtet, irgend ein Verluſt im Vaterlande treffen ſollte.

Des Königs dringende Empfehlung, oder die, durch des Mannes Gegenwart, lebendig gewordene Erinnerung an deſſen Verdienſte, gab ihm ſeine alten Rechte wieder. Schon Michael Küchmeiſter bediente ſich in Staatsgeſchäften ſeiner. Unter Pauls Regierung kohr ihn die Ritterſchaft in den neuerrichteten geheimen Rath des Hochmeiſters.

So hatten früh Geſchäfte, Reiſen, Abenteuer, erlittenes Unrecht, Streben dagegen, den Mann in der Stille zu Rath und That, zum weiſen Vormunde ſeiner Mitbürger gebildet. Jezt, an der Spitze ſeines Gebietes, dem Bunde beytretend, entſagte er freywillig dem Ehrenplatz im geheimen Rath. Weder Volksaufwiegler noch Schmeichler, belebte, leitete er den Bund mit ſo kluger Mäßigung, daß der Orden ſelbſt dem erklärten Volksfreunde immer noch als dem treuſten Vermittler und Rathgeber vertraute. Weit entfernt, die Gemüther zu erbittern, ging ſein Beſtreben lange nur dahin, beyder Theile grollenden Argwohn zu mildern, und dem Ausbruch einer Flamme vorzubeugen, die, einmal vom Sturm ergriffen, dann durch keine menſchliche Gewalt zu dämpfen ſeyn möchte. Erſt als des Ordens blinde Herrſchſucht ihn der geliebteren Pflicht entband, da weihte er ſich dem gekränkten

Bunde

Bunde mit Leib und Leben, mit Rath und gewappneter Faust.

Von Elbing sandten die Stände ihre Boten an den Hochmeister in seinem Rathe sitzend, die sprachen mit bescheidener Dreistigkeit: „um Euch, unsern Herrn, zu beschirmen, des Ordens innere Zwietracht zu dämpfen, (deren Folgen die Polen bereits mit spähendem Auge berechnen) wie auch um Leib und Gut zu sichern, haben wir einen Bund geschlossen, und bitten Euch, als unsers rechten Herrn treue Leute, Ihr wollet bey wohlhergebrachten Rechten uns erhalten, Eurer Amtleute Willkühr steuern und wehren."

„Ich will thun, erwiederte Paul, was in meiner Macht steht."

„Herr!" huben sie aufs neue an: „Ihr sollt die „Macht haben, und wo sie Euch gebräche, da wollen „wir die Macht Euch geben."

„So habt ihr Euch vereint," fragte der Hochmeister, „um Recht und Sicherheit?"

„Ja, darum haben wir's angehoben." Und der Großcomthur fügte bedenkliche Worte hinzu: „Gebe Gott, daß ihr's zur guten Stunde habt angehoben."

Man denke sich nun die hastige, den Bund belebende Thätigkeit; das eilfertige Hin- und Herreisen der Abgeordneten von Stadt zu Stadt, von Gebiet zu Gebiet; das Verbotten und Versammeln auf Rathhäusern, Junkerhöfen, Gemeindegärten, Rittersitzen; die Morgensprachen der Gewerke und Zünfte; das Lauschen und Murren der geschreckten Ordensbrüder. Gern hätten sie, durch Drohung oder Bestechung, den Bund zu reifen gehindert, aber eine kurze Frist war klüglich zu dessen Versiegelung anberaumt. Schon kamen, mit wetteifernder Eile, Land und Städte zu Marienwerder am Tage Judica zusammen. Auch der Großcomthur fand sich unvermuthet ein, wollte,

im

im Namen des Hochmeisters, die Bundesbesiegelung auf spätere Frist verschieben; allein ihm ward zur trokkenen Antwort: die Hälfte der Verbündeten habe schon gesiegelt, und die andere Hälfte sey bereit dazu.

Der Bund enthielt:

Wir wollen und geloben, daß jeder Unterthan getreulich thun solle, was er seinem Herrn schuldig; dafür müsse dieser unsere Rechte und Freyheiten ungekränkt lassen, alte Beschwerden abthun, keine neue begründen. Geschähe aber dennoch Gewalt, so wollen wir es dem Hochmeister klagen; hilft der nicht, so soll der Kläger vor das große Landgericht treten; und bliebe er auch da hülflos, so wollen wir fest zusammenhalten gegen den Gewaltthäter.

An des Adels Spitze siegelten Pannerführer und Landrichter, ein jeder für seinen Bezirk. Die Städte drückten ihr großes Innsiegel unter den Bundesbrief. Von entfernten Innsaßen und kleinern Städten ward der Beytritt später zu Danzig unterzeichnet. Nur aus Samland und Natangen erhielt der Bund geringen Zuwachs. Vielleicht wurden die Bewohner, um ihrer Armuth willen, minder bedrückt; oder sie fürchteten des Ordens nahe Macht in Liefland.

Warme Freunde dieser Edelmönche haben falsche Gründe für den Bund ergrübelt, um den Einzigen, der am Tage liegt, wegzuläugnen. Aus den Ketzereyen der Hussiten soll er entsprungen, oder nur gestiftet seyn, um dem, durch Räthe schon bevormundeten Hochmeister, noch ein zweytes Oberhaupt aufzudringen. Wahr, daß Hussens Lehre fast ganz Preußen angesteckt; auch möglich, daß, zu Stimmung der

der Gemüther, sie beygetragen; doch nur in so fern sie denken lehrte. Der Päpstler durfte nicht denken, mußte nur glauben, zur Bequemlichkeit für geistliche und weltliche Regenten. Der Hussit hingegen, an die Vernunft gewiesen, beleuchtete mit ihrer Fackel Glauben, Pflichten an und gegen Gott und Menschen. — Darum mochten wohl die Preußen, durch jene prüfende Lehre, für verwandter Gegenstände Prüfung empfänglicher geworden seyn — doch empören konnte sie nur schwerer Druck. Daß aber Herrschsucht, (von Macht unzertrennlich) die Stände blähte, mag nicht geläugnet werden; die reine Quelle wurde getrübt durch diesen Bergstrom.

Wahr, daß Kaiser Friedrich dem großen Salza uneingeschränkte Herrschaft über Preußen verlieh. Ob ihm das Recht zustand, solche zu verleihen, gilt hier gleich und hätte nur von des Landes Urbewohnern mögen bestritten werden; nicht von Einzöglingen, lauter Deutschen, gewöhnt dem Kaiser zu gehorchen, und eben durch bedungene Ausnahmen jene unbeschränkte Gewalt anerkennend. Noth, Klugheit gewährten ursprünglich die culmische Handfeste; Noth: denn das verwüstete Land mußte bevölkert werden; Klugheit: denn den Heiden wollte man einen behaglichen Zustand vorspiegeln, den auch sie zu erwarten hätten. Darum ist zu vermuthen, was freylich, nach verschwundener Noth, die Ritter gern läugneten, daß jene Handfeste allen Einzöglingen gleiche Rechte ertheilte; denn sonst dringt eine Frage sich auf: hat der Orden blos das culmische Land bevölkern? das übrige Preußen aber Menschenleer beherrschen wollen?

Zwischen diesem und jedem andern eroberten Lande ergab sich darum ein mächtiger Unterschied. Denn wo der Sieger schon Einwohner findet, da werden — selbst hart bedrückt — sie Heimath und Eigen-

genthum schwerlich verlassen. Jene Deutsche zogen nur nach Preußen, wenn sie dort ein besseres Vaterland zu finden wußten. Gefahren, nur durch große Freyheiten aufgewogen, umringten täglich wüster Länder Anbau. Dieses Ursprungs ihrer Rechte erinnerten sich die Preußen nur zu oft, die Edelmönche nur zu selten.

Indessen war es nie der lezteren Meinung, durch eingeräumte Privilegien auch die oberherrliche Gewalt mit den neuen Unterthanen zu theilen; dem widerspricht der Ordensgeist. Folglich gab es anfangs keine Stände. Nur nachdem, von Seiten der Regierung Despotie und Noth, von Seiten der Regierten Schutzwehr und Anmaßung, der Stände Ursprung begründet hatten, so erfolgte ein halbgesetzlicher Mittelzustand, wo nicht mehr von Rechten selbst, sondern nur von Erweiterung oder Beschränkung derselben die Rede war; wo beyde Theile, unaufhörlich einander entgegen strebend, nicht mehr unbefangen wogen, was gut oder böse sey? sondern nur, ob der Gegner keine Ueberlegenheit gewinne?

Dieser gefährliche Zustand führte so augenscheinlich zu einer Erschütterung, daß nur zwey Mittel ihr vorbeugen konnten: Gewalt — oder, wenn Schwäche diese hinderte — Festsetzung der ständischen Rechte. Das leztere vollzogen, ehe noch Machtgefühl der Städte Muth in Uebermuth verwandelte, so hätte der Orden wenig von seinem Ansehn eingebüßt; denn nur zweydeutige Rechte sind gefährlich. Allein auch dieses Wenige hielt der Stolz fest, und so wurde bestätigt ein Ausspruch Machiavell's: „wenn das Glück von seinem Liebling sich wendet, so geschieht es nicht, weil die Zeiten sich verändert haben, sondern weil der Glückliche stets unverändert bleiben will.“

Drittes

Drittes Kapitel.

Des Bundes nächste Folgen.

Paul fühlte wohl, daß ihm selbst in diesem Bunde eine mächtige Stütze erwachse, darum bestätigte er denselben, und mit ihm unterzeichneten neun und dreyßig Comthure, Gebietiger und Beamte, einige dem Hochmeister gefällig, mehrere bloß der ersten Hitze nachgebend und Widerspruch auf gelegnere Zeit verschiebend. Die meisten aber schalten die Bundesgenossen Rebellen, sprachen knirschend von feiger Nachgiebigkeit, und drohten, nicht zu ruhen, bis die Abtrünnigen gebeugt, getrennt, gezüchtigt worden. Auch blieb es nicht bey leeren Drohungen. In einer Nacht wurden siebenzehn dem Bunde treu ergebene Edle überfallen, ihre Höfe in Brand gesteckt; und durch verborgene Thäter sonst noch mancherley Unfug getrieben. Denn gekränkter Uebermuth verhüllt in Trotz die Furcht oder Schwäche, deren er sich schämt.

Aber das Gefühl von Recht und Kraft, Tyrannen furchtbarer als Waffen, die es reicht, war in den großen Städten längst schon heimisch, erzeugt durch Verkehr mit fremden Völkern, genährt durch Wohlhabenheit, des Handels Frucht. Ja noch eines mochte in jener alten Zeit die Städte leicht zum Widerstande reizen: der kriegerische Geist war nicht mehr allein des Adels Erbe, der Soldaten Eigenthum; auch im Bürger hatte längst der Bund der Hanse-Städte ihn geweckt, jener mächtige Bund, der oft Könige besiegte.

Er

Er war es, dessen Glück und Macht reicher Städte Bewohner das gefährliche Geheimniß lehrte: auch ihr bewaffneter Arm sey stark gleich der Ritterfaust; Helden und Wagehälse gehen auch aus ihren Ehebetten hervor; Waffenübung, wenn gleich nur Nebenbeschäftigung, stärke sie zu Schutz und Trutz; ja im Nothfall gelte es nur ein Opfer ihres Ueberflusses, um feile Söldner überall zu miethen. Dieß Vertrauen wußten bald die großen Städte den kleinern, wie dem Adel einzuflößen; darum blieb es unklug, den Bund noch mehr zu reizen; er knüpfte sich nur fester, und dem ertappten Beleidiger seiner Genossen vergalt er mit gleicher Münze.

Des Bundes Zweck, der oft zugesagte, nie gehaltene Gerichtstag, wurde jezt so dringend gefodert, daß Paul gezwungen ward, ihn anzuordnen. So 1440.
entstand das große Landgericht, zu welchem Bischöffe, Thumherren, Gebietiger und Ordensritter, aus jedem dieser Stände zwey Glieder sandten, dem aber auch Land und Städte ihre Machtboten beyfügten. Die leztern allerdings an Zahl den erstern weit überlegen; ob aber Stimmen-Mehrheit dadurch bezweckt worden, (wie einige behaupten) ist zweifelhaft. Sicher hätten die ohnehin entrüsteten Kreuzherren ihre Richterstühle leer gelassen, wenn ohne Rechenkunst voraus zu sehen war, daß sie, mit acht Stimmen gegen achtzehn, nichts durchsetzen konnten. Zum mindesten wäre das auffallende Mißverhältniß laut beschrieen worden, und dann hätte irgend ein Zeugniß den Widerspruch der Nachwelt aufbehalten. Glaublicher, daß keine Zählung der Stimmen gefodert wurde. Der Orden schwieg, weil jeder Stadt und jedem Gebiete das Recht zustand, Einen Abgeordneten zu senden. Die Stände schwiegen, durch Billigkeit belehrt, daß ein zufälliges Uebergewicht an Stimmen zu keiner Entschei-

scheidung sie berechtige. Ueberhaupt schien das Ganze noch so neu, daß, sehr begreiflich, von beyden Theilen nicht alles voraus berechnet war. Nur ein Zweck schwebte klar dem Bunde vor — das Landgericht.

Es sollte gehalten werden über Große und Kleine, ohne Ansehn von Person oder Stand. Der Kläger traten so viele auf, daß, auch bey ungetrennter Sitzung, Aufschub der meisten Klagen unvermeidlich geworden wäre.

Der ersten Einer war Hans von Bayfen selbst. Um ein Beyspiel aufzustellen, klagte er kühn gegen einen der vornehmsten Prälaten, den Bischoff von Ermeland, der selbst mit zu Gerichte saß. Einen See, zu Bayfens Gebiete gehörig, hatte ihm dieser entzogen. Schon war früher die Beschwerde dem Hochmeister vorgetragen, der, um des Prälaten zu schonen, dem Kläger anderswo doppelten Ersatz geboten hatte. Doch Bayfen foderte nur Recht, nicht Gewinn; er begehrte streng das Seine, aber auch nur das Seine, und nur von dem, der es zu rauben gewagt. Der See ward ihm zugesprochen.

Durch dieses Beyspiel angefeuert, erhuben jetzt sich tausend Stimmen, von Klagen wiederhallend, die sämmtlich des Ordens Ruhm nicht mehrten. Viele schrieen um Rache wegen Verführung ihrer Weiber und Töchter. Andere foderten vertriebne Freunde zurück. Ein Verwandter des ermordeten Conrad Lezkau trat auf und heischte Blutrache. Ein Sohn jammerte, daß er, seines mißhandelten Vaters wegen, vergebens von Meister zu Meister, von Lande zu Lande, von Rechte zu Rechte Hülfe gesucht. Alte und neue Beschwerden durchkreuzten einander, die Richter betäubend. Lebendige und Todte wurden vorgeladen, Großes und Kleines mit gleichem Ungestüm gefodert. Man beschloß,

schloß, und mußte beschließen, jetzt nur die neusten Klagen zu hören, gegen Lebende gerichtet, oder Mißbräuche der heutigen Regierung rügend. Auch hier war Auswahl schwierig, die Stimmen blieben getheilt, und als, nach langem Gezänk, man endlich überein kam, des Ordens mancherley Gebrechen zu beleuchten, da waren die Ritter, umgeben von zahlreichen Knechten, zu ihrer Vertheidigung besser mit Waffen als Gründen versehen. Sämmtliche Kreuzherren, sowohl Richter als müßige Zuschauer, deren viele zugegen, hatten schon lange, mit kaum verbissenem Grimme, den Unterhandlungen zugehört; jezt fuhren sie plötzlich von ihren Sitzen auf, stampften und lärmten, daß der Kläger wie der Richter Stimmen vergebens durchzudringen versuchten, zwangen die lezteren ihre Stühle zu verlassen, und schieden mit der Drohung: „Land und Städte sollen den Tag nicht wieder erleben, an dem sie über ihre Herren richten!“

Wirklich blieb hinfort jedes Bestreben fruchtlos, dieses ehrwürdige Landgericht wieder zu versammeln, bis man, wie die Chronik spricht, „mit den stolzen Herren einen andern Gang ging.“

Indessen aber der größere Theil der Ordensbrüder dem Bunde trotzig Hohn sprach, barg der kleinere sich unter dessen Flügel. Jene drey empörten Convente, ihrer Vermessenheit Strafe scheuend, näherten sich schmeichelnd den Städten. „Unser Zweck, sprachen sie, ist einzig nur, die schwer bedrückten Unterthanen, durch ein besseres Regiment im Lande, aufzurichten; darum gewährt uns Zuflucht, wenn Hochmeister und Gebietiger mit den Waffen drohen; liefert uns nicht aus, bevor Land und Städte förmlich in der Sache gesprochen, an deren Entscheidung soll uns gnügen. Bewirkt, durch einhellige Vorbitte, solch einen Rechtstag; uns aber sicheres Geleit zu demselben. Auch wir

haben

haben wohlhergebrachte Freyheiten, die begehren wir zu erhalten, gleich den Ständen. Man berufe die Meister von Deutsch- und Liefland, man schlichte jeden Zwist in Güte und stelle Eintracht wieder her."

Statt dieß Verlangen, wie es sich ziemte, höflich abzulehnen, und nicht durch Einmischung in fremde Rechte den bösen Schein der Händelsucht auf sich zu laden; vertrauten es die Königsberger den Elbingern, die wiederum die Danziger um ihre Meinung befragten.

„Es ist ehrlich und billig," sagten diese: „darum rathen wir, sobald ihr gewahrt, daß den Conventen Gewalt droht, so beschicket den Hochmeister, und verbittet euch die Gewalt. Thut es Noth, so wollen wir selbst in den Handel uns mischen. Indessen mögt ihr Allen Schutz und Herberge gönnen, die sich auf der Stände Spruch berufen. Sollte, trotz Abmahnens, der Hochmeister dennoch zu Gewalt schreiten, so werden die Städte gegen ihren Eid nicht handeln, wenn sie gerüstete Mannschaft werben.

Die von Königsberg befolgten Danzigs Rath, füllten ihre Mauern mit Bewaffneten, und trugen das in den Mund gelegte dem Hochmeister vor: „Gedenke Gottes, der Gerechtigkeit und deines Ordens Ehre. Betrübe nicht also manch Biedermannes Kind, dem Land und Städte so gut geschworen, als dir, dem Hochmeister." Drohend ward hinzugefügt: „Geschähe den Conventen etwas Leides, davon würde solche Zwietracht aufstehn, daß wir und unsere Kinder nicht sollten verwinden können."

Die kühne Sprache wirkte. „Wir sind nicht Mörder," sagte Paul, „und ist unmöglich, daß wir solches an unsern Brüdern thäten." Tagefahrt und Geleite wurden angelobt. Frohlockend meldeten die Sendeboten den drey Conventen ihren leichten Sieg. — So weit war es gekommen, daß Paul die eigenen widerspen-

spenstigen Brüder im Schutz der Unterthanen sehen mußte.

Am Himmelfahrtstage eilten die Verbündeten zahlreich gen Elbing, zu der abgetrotzten allgemeinen Versammlung. Auch die Conventе schickten ihre alten Gebietiger, die sich im voraus mit den Städten freundlich besprachen, und gegenseitige Hülfe, in allem was rechtlich, zusagten.

Dann gingen die Stände vor den Hochmeister, bittend, in einem Tone, der keine Weigerung duldet, um Abschaffung der Zölle. „Ihr haltet auf eure Rechte, sagte Paul, so will ich auch die meinigen beweisen."

„Laß uns frey von Zöllen, war die Antwort, wie du uns gefunden und wir dir gehuldigt; wir bitten um Ja oder Nein." Da schlug er ein gemischtes Gericht im Lande vor, um beyderseitige Rechte zu prüfen. „Warum sollen wir rechten, wo die Sache klar ist? versetzten sie: gib uns nur einen schlichten Bescheid mit Ja oder Nein."

Die Gebietiger legten sich ins Mittel. Man lasse die Abschaffung des Pfundzolles anstehen, meinten sie, bis zur Ankunft beyder Landmeister. Einsammeln möge ihn gemeinschaftlich der Orden mit den Ständen, zu beyder Theile Nutzen. Die Städte sprachen Nein.

Ohne Zustimmung der Landmeister, fuhren jene fort, kann und darf der Hochmeister dieses Recht nicht aufgeben. Aber die Städte riefen: „Niemand soll unsern Herrn kränken, wenn er das gerechte Begehren erfüllt."

Selbst Hans von Baysen versuchte, einen Mittelweg einschlagend, die Gemüther zu vereinigen. Man nehme, war seine Meinung, den Zoll von Fremden, nur nicht von des Landes Einwohnern. Auch dieser Vorschlag wurde verworfen. „Von Zöllen, hieß es,

soll der Orden nichts behalten. Finden Land und Städte, gemeinen Nutzens halber, in Zukunft nöthig Zölle anzulegen, das stehe ihnen frey."

Als der Hochmeister sah, daß auch Bayens Stimme nicht mehr durchdrang, da ließ er durch den Großcomthur die begehrte Zusage thun, nur sollten sie seine Getreuen bleiben.

Nicht minder Glück brachte der Städte Vorwort den drey abtrünnigen Conventen; es kam ein Vergleich zu Stande, den sie, unbeschützt, nie zu hoffen wagen durften.

Noch schmeichelhafter war den Ständen die erlaubte Einmischung in den Streit zwischen Paul und seinen Landmeistern. Vergebens hatte selbst der Papst die deutschen Gebietiger drohend ermahnt zu Friede und Gehorsam. Ja man erzählt sogar, durch eine päpstliche Bulle sey der alte Eberhard seines Amtes entsezt, die Bekanntmachung des Spruches jedoch verhindert worden. Jezt, nach jenen fruchtlosen Unterhandlungen in Frankfurt und zum Sunde, genoß Danzig im Herbst das stolze Vergnügen, beyde Meister in seinen Mauern zu erblicken, beyde wetteifernd, der Stände schon kostbare Gunst zu gewinnen. Aber diese bedachten klüglich, daß ihr eignes Heil fodere, in keine der streitenden Waage ein Uebergewicht zu legen, am mindesten den Hochmeister unterdrücken zu lassen. Darum wollten sie blos vermitteln und gewannen schlechten Dank, denn beyde Meister verließen Danzig unfreundlich. Was etwa hier die Städte für Paul gethan, oder vielmehr g e g e n ihn zu thun unterlassen hatten, dafür foderte sogleich ihr Eigennutz Vergeltung, indem sie abermals auf Abhülfe oft wiederholter Beschwerden drangen.

Der

Der Hochmeister, von allen Seiten gequält, durch Alter geschwächt, sein Ansehn von Brüdern verwundet, von Unterthanen beschränket, unterlag seinem Schicksal, fiel in Schwermuth, aus dieser in Krankheit, die ihm kaum noch Erholung zu einem feyerlich-traurigen Tage gönnte, an dem er zu Marienburg sein beschwerliches Amt niederlegte, und wenige Tage nachher auch des Lebens Bürde abwarf.

Geiz befleckte seinen Charakter; sonst war er ein sanfter, ehrlicher Mann, für ruhige Zeiten geboren. Stürmen zu widerstehen gebrach es ihm an Kraft. Dieses Mangels Gefühl warf ihn bald diesem, bald jenem Rathgeber in die Arme. Von jedem nur zu eignen Zwecken benuzt, erntete Paul keine andere Frucht seines gutmüthigen Vertrauens, als Gleichgültigkeit aus mangelnder Achtung entspringend; oder Haß derer, die durch unerreichte Wünsche sich dazu berechtigt hielten. So wahr bleibt: daß selbst ein böser, aber kluger Regent, einem Lande mehr als ein schwacher frommt.

Pauls Tod endigte den Streit mit beyden Landmeistern, denn im nächsten Ordenskapitel wurde Liefflands Statthalter bestätigt, und Werners Statuten traten wieder in die alte Kraft.

Polen half in diesem Jahre seinen jungen König auf den ungarischen Thron erheben. Dessen Bruder, Casimir, hatte durch den Tod des Großfürsten die Statthalterschaft über Litthauen gewonnen. Friedrich der Erste, Churfürst zu Brandenburg, starb. Begebenheiten, die des Ordens Aufmerksamkeit erregten und verdienten.

Zu Coppenhagen bewarben sich die Städte um Erneuerung alter Privilegien — sie wurde zugestanden;

um Ersatz erlittner Schäden — es blieb unabgemacht; um Genugthuung von den Holländern, für geraubte Schiffe — es ward verglichen.

Ganz im Stillen suchten auch die Stände ihres Bundes Bestätigung vom römischen Könige, und ge-
1441. wannen oder erschlichen dieselbe, ohne daß der Orden, oder, wie sich später zeigte, der König selbst darum wußten. Es standen darin bedenkliche Worte: „daß kaynerley Freyheit, etwa von des Königs Vorfahren ertheilt, den Bund irren solle, in kain Wege.“ Das hieß, die Axt an alle Wurzeln der Ordensgewalt legen.

Die Nachricht von Pauls Tode ereilte bald die heimkehrenden Landmeister, allein sie folgten der Einladung zur neuen Wahl nicht eher, bis förmliche Geleitsbriefe ihnen Sicherheit verbürgten; ein schimpfliches Bekenntniß von der Brüder fortdauernden Zwietracht. Daß endlich diese schwinden werde, ließ die aufgehende Sonne hoffen, denn Conrad von Erlichshausen ward zum Hochmeister gekohren.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Conrad von Erlichshausen. 1440 — 1449.

Ein schöner, ansichtiger Mann (so nennt ihn die Chronik) mit gelbem Flachshaar und kurzem Bart. Ein Friedensfürst, fügt sie mit Recht hinzu, denn die biedere Seele entsprach der Wohnung. Schon früher hatten Paul Rußdorffs Gegner die hochmeisterliche Würde ihm aufdringen wollen. Seine damals bewiesene kluge Redlichkeit brachte ihm jezt die Ehre einer freyen, einstimmigen Wahl; und was er, in jenen stürmischen Tagen, dem Meisteramt durch sein Bemühn an Würde geschüzt, erhalten hatte, das kam ihm selber jezt zu Gute. Dennoch trat er eine bedenkliche Regierung an. Laurender Groll umgab den Stuhl des neuen Fürsten, und Argwohn deutete alles böslich. Von dieser Stimmung zeigt folgende bekümmerte Rede aus Conrads Munde: 1441.

„Liebe Ritter, Knechte und Getreue," sprach er zu den Ständen mit jenem unverkennbaren Tone wehmüthiger Herzlichkeit: „wir vernehmen, daß zwischen uns und euch ist etlicher Unglaube, darum daß wir unsere Häuser mit Mundvorrath versehn, aus Noth und weil das Getreide wohlfeil ist. Item daß wir zusammen reiten, ist geschehn, weil wir geladen worden von unserm Herrn römischen Könige gen Frankfurt in eigner Person. So mußten wir schicken an Seine Gnaden Sendeboten, die uns entschuldigen, daß wir in eigner Person nicht kommen könnten, und darum mußten wir zusammen reiten. Auch kamen zwey Herren aus

Bay-

Bayern, die begehrten unsers Ordens, und kamen in ihrem Harnisch geritten nach alter Gewohnheit, und ritten eine kurze Weile bey den von Elbing (den Comthur), da meinten etliche, man wolle sie überfallen."

„Liebe Ritter und Knechte, wir bitten euch, setzet nicht auf uns solchen Unglauben. Weiß Gott, wir haben ein solches nie Willens gehabt, und ist auch nie in unsre Herzen noch Gedanken gekommen. Gott weiß, daß uns nicht lieb ist Unfriede oder Zwietracht, denn wie mag uns bas seyn, als daß wir mit euch und ihr mit uns in Eintracht, Liebe und Freundschaft lebet?"

„Kehret euch nicht daran, ob etliche Unwissende oder Unvorsichtige auf den Häusern (in den Conventen) etwas reden, das da möchte einen Mißglauben gebähren. Wir wollen schreiben und alle Gebietiger ernstlich ermahnen, daß sie jedermann warnen, daß er fein zusehe was er redet. Geschähe es dennoch und würden die Gebietiger säumlich befunden, so wollen wir selbst, nach Klage und Antwort, also viel dazu thun, als sich das von Rechte wird gebühren."

„Darum legt ab all solchen Unglauben und vertraut uns; wir wollen thun als die getreuen Herren; wir wollen warlich thun als wir vor Gott und aller Welt verantworten mögen."

Also bestrebte sich der edle Conrad, jedem Argwohn durch freymüthige Erklärung vorzubeugen, und seinen frommen Worten konnten nur verstockte Herzen den Eingang sperren. Leider schon zu weit hatte der Bund gegriffen; er fürchtete den Mann, der zwar mit kluger Mäßigung seiner schonte, aber auch keinen Schritt in Behauptung eigner Rechte wich. Um jezt mehr zu ertrotzen, blieb kein anderes Mittel, als bewaffnete Selbsthülfe, ein Schritt, zu dem nur höchste Noth vermögen konnte. Darum wurde nicht einmal auf das große Landgericht gedrungen, dessen erste Sitzung der

Kreuz-

Digitized by Google

Kreuzherren Uebermuth zerriß. Von Jahr zu Jahr ließ der Bund durch allerley Vorwand sich vertrösten, theils aus erzwungener Achtung vor dem neuen Hochmeister, theils weil dessen Gesinnung Bürge war, daß ohnehin jeder Klagende vor ihm Recht finden werde.

Nur um Bestätigung ihrer Privilegien baten die Stände glückwünschend, aber Conrad begehrte zuvor die Huldigung. Diese ward verzögert durch eine bedenkliche Abänderung in der Eidesformel. Die Stände wollten nur dem Hochmeister, nicht dem Orden schwören, beriefen sich auf altes Herkommen und magdeburgisches Recht. Nach manchem Hin- und Wiederreden gelobten sie endlich auch Gehorsam dem Orden, doch nur nach des Hochmeisters Tode, bis zur Wahl seines Nachfolgers. Hierauf empfingen sie die Zusage ungekränkter Freyheiten; aber was sie sonst noch anzubringen gedachten, wurde verschoben auf einen Landtag, der in diesem Jahre nicht erfolgte. Hingegen hörte Conrad, bey der, nach alter Gewohnheit, angestellten Huldigungsreise, willig einzelne Beschwerden; verlieh Rittern und Knechten Gerichtsbarkeit in ihren Gränzen; erließ versäumte Abgaben; verwilligte den Töchtern die väterlichen Güter; versprach den Handel in der Fremde kräftig zu beschirmen. Auch dem Ehrgefühl der Verbündeten schmeichelnd, ließ er in allen Conventen die Brüder warnen, nichts gegen den Bund zu reden, sich damit unverworren zu lassen; und durch solche Milde bewog er die Stände bisweilen zu gegenseitigem, freundlichen Nachgeben. Auf einer Tagefahrt zu Elbing wurden viele Beschwerden erwogen, manche abgestellt, das meiste verschoben, das Landgericht versprochen; allein der schwierige Punkt: ob die culmische Handfeste auch auf die Insassen auszudehnen sey? blieb unberührt; man half sich

durch

durch die allgemeine Formel: sie solle gehalten werden denen es gebühre.

Ein Bauernaufruhr im Stift Ermeland drohte Störung der innern Ruhe. Seit Errichtung des Bundes stand der Bischoff mit dem Orden in engerer Vertraulichkeit, die alte Eifersucht vergessend bey gemeinschaftlicher Gefahr. Denn nicht minder als den Kreuzherren, war den Prälaten des Bundes Macht bedenklich, indem auch ihre Städte und Landschaften in gleicher Gährung zu jenen des Ordens sich gesellten. Jezt hatte sogar der Geist der Widerspenstigkeit Menschen ergriffen, die keinen Theil am Bunde hatten, Bauern eines Kammeramtes, die nun schon über Jahr und Tag ihre Zinsen und Frohnen den Thumherren verweigerten. Daß ihres Vogtes Härte, wie es heißt, sie dazu getrieben, ist möglich, denn er war ein Kreuzherr, doch möglicher, daß einige Jahre früher selbst ein schwererer Druck zu keinem Widerstande sie würde gereizt haben; obgleich im Stifte keine bewaffnete Macht Gehorsam erzwingen konnte, wie im Ordensgebiete. Allein was jezt rings um sie her täglich vorging, erzeugte schnelles Vertrauen auf wahre oder eingebildete Rechte, und der Bürger muthige Kühnheit verwandelte sich unter Bauern in verwegenen Trotz. Vielleicht nahmen auch manche vom niedern Adel an der Empörung Theil; des Wortführers Name, Benedict von der Gayle, berechtigt zu dieser Vermuthung.

Nachgeben oder Gewalt schienen gleich bedenklich. Die Thumherren wandten sich zuerst an ihren Bischoff, der mehr als eine gütliche Ermahnung an die Bauern verschwendete. Darauf gedachten sie vom römischen Könige einen Befehl an den Orden auszuwirken, daß er hundert Mark löthiges Goldes von den Bauern erzwingen solle; denn um so viel straft die goldene Bulle jeden Frevler, der am Eigenthum der Kirche sich vergreift.

Der

Der Bischoff widerrieth solche Schritte, der schweren Kosten halber, die den armen Landmann nur noch mehr erbittern würden. Hingegen schlug er Schiedsrichter vor, welchen sich die Thumherren murrend, die Bauern willig unterwarfen. Als aber das Urtheil, von Rittern und Städten zu Elbing gesprochen, die lezteren verdammte, da gereute sie die Unterwürfigkeit. Ein halbes Jahr verstrich, dem Spruche ward keine Gnüge geleistet, vielmehr verbanden sich die Widerspenstigen nur fester, und strebten auch des Bischoffs Bauern aufzuwiegeln. Daß ihnen wirklich zu viel geschehen, ist nicht erweislich, aber möglich, da keiner ihres gleichen mit zu Gerichte saß, und keine günstige Feder sich einem Stande weihte, der seine Gründe selbst aufzuzeichnen unfähig war. Man darf vermuthen, daß nur Uebermaß der Bürde jochgewöhnte Menschen zu verzweifelten Schritten aufreizen konnte. Ueberall, wo die Geschichte auf schwächere Bedrückte stößt, deren Klaggeschrey in fernen Jahrhunderten längst verhallt ist, da scheint Mißtrauen gerecht.

Conrad, von den Thumherren aufgefodert, sandte Vermittler zu den Bauern, redliche Männer von Ansehn, die, nach seinem Ausdruck, ohne Bedenken vor Papst und Kaiser treten mochten; auch diese ermahnten vergebens; Hohn, Ausflüchte, Ungehorsam, waren die Früchte ihrer Mühe; die Flamme griff um sich, und Conrad erkannte unzögernde Gewalt für das lezte Mittel dem Unfug zu steuern.

Diese Meinung, obgleich verhüllt, trug er den Ständen vor, warnend vor gefährlichen Folgen, nach dem Beyspiel der böhmischen Unruhen. Er hoffte, sie würden selbst um Zwangshülfe ihn ansprechen; allein sie schwiegen, trotz seiner sichtbaren Unzufriedenheit; ergözten sich vielleicht im Stillen an diesen Händeln, schürten sie wohl gar, und meinten kühl, man müsse

noch

noch einmal die Güte versuchen. Da ließ endlich der Bischoff, des Zögerns müde, die Rädelsführer in den Thurm werfen, wo Hunger sie geschmeidig machte;
1442. Conrad zeigte Ernst; der Rath zu Braunsberg vermittelte; die Bauern ergaben sich in des Bischoffs Gnade. Einige mußten ihr Vaterland meiden, Geldbuße erlegen, frohnen, zinsen wie zuvor, doch der harte Vogt wurde seines Amtes entsezt, und dieses in der Folge keinem Ordensbruder mehr verliehen. Zwey Jahre währte dieser Kampf, merkwürdig für des Bundes Geschichte, weil dessen Macht und Geist auch hier sich deutlich offenbarten; der Geist — denn jeder Bedrückte wurde gleichsam Bundesgenosse, fand Schutz, Aufmunterung, seine Klagen ohne Scheu zu verlautbaren, weil dieses Recht, selbst gemißbraucht, dem Schwächern stets offen bleiben müsse. Die Macht — denn der Hochmeister brannte vor Begierde, die Empörer mit dem Schwert zu züchtigen, und wagte dennoch nicht, in einer Sache, die den Bund nichts anging, ohne dessen Zustimmung zu handeln. Furcht war das nicht, nur kluges Weichen vor überlegener Stärke. Auch der Bischoff gab einen Beweis erzwungener Achtung vor dem gehaßten Bunde, indem er künftige Klagen der Bauern mit Zuziehung der Stände zu entscheiden versprach.

Gefühl des Rechts, ohne Gefühl der Macht (die leider nur allein Rechten Kraft verleiht), pflegt selten den Ton der Zuversicht in den Mund des Begehrenden zu legen; doch versuchte Conrad diesen Ton Einmal, als er zur Gnüge erfahren, daß weder Schmeicheleyen noch Bewilligungen des Bundes Argwohn einzuschläfern, dessen Starrsinn zu beugen vermochten. Auf einem Landtage zu Elbing foderte er des Ordens Recht, Zölle nach Bedürfniß anzulegen, mit fester Stimme zurück, weil Armuth seiner Gebiete, Aemter und Zinsleute,

leute, ihm nicht erlaube, weder seines Amtes Würde zu behaupten, noch die Ordensschlösser nothdürftig zu unterhalten. (Er hätte auch die Hospitäler nennen mögen, in welchen man nicht einmal Betten fand.) Den Ständen wurde zugleich die Urkunde Kaiser Friedrich des Zweyten vorgelegt, welche dem Orden jenes Recht verlieh, und Conrad schloß mit der Ankündigung, daß er hinfort den Pfundzoll wieder heben werde.

Einige wandten nichts dagegen ein; andere zögerten und lauschten, wie die großen Städte sich erklären würden; deren bestimmte Weigerung entschied auch ihren Schluß. Zu Marienburg geriethen der Städte Machtboten mit dem Hochmeister in fruchtlosen Wortwechsel, sie für gelobte Freyheiten, er für landesherrliche Rechte streitend.

Der erste Versuch war mißlungen, doch Conrad unabgeschreckt. Er kannte den siegbringenden Satz: trenne und herrsche, darum versuchte er die Einigkeit der Städte zu untergraben, und befreyte, in Rücksicht der culmischen Handfeste, Culm und Thorn von den Zöllen. Allein die Städte erklärten, sie würden in gemeiner Landessache nie sich trennen. Vergebens ließ Conrad Culm und Thorn allein zur Antwort fodern; Alle gingen mit, und bestrebten sich, des Zolles schädliche Folgen für den fremden Handel darzulegen.

„Mit den Fremden" sprach der Hochmeister, „will ich wohl fertig werden; allein ich weiß, worüber euer Argwohn brütet. Ein albernes Mährlein, von Müßiggängern ausgeheckt, läuft herum, als habe das Kalb, auf dessen Haut das alte Kaiserliche Privilegium geschrieben, vor einem Jahre noch geweidet; der Bischoff von Riesenburg und der Pfarrer zu Danzig hät-

hätten mir kunstreich ihre Feder geliehen; auch schmiede der Orden heimliche Anschläge, Danzig zu überfallen. Ich sage euch, alles ist erlogen.

Die Städte glaubten, oder stellten sich zu glauben, was Conrad herablassend vortrug, sprachen selber mit Verachtung von jenen lügenhaften Gerüchten, und baten nur, daß er die Danziger Schiffe frey wolle segeln lassen.

„Wir hindern niemand" sprach der Hochmeister: „will jemand segeln, der gebe was uns gebührt, und segle in Gottes Namen."

Gern hätten die Städte eine Abschrift des Privilegiums besessen, und die Verweigerung derselben schien allerdings verdächtig; daher blieben sie finster und mißtrauisch; auch dann noch, als der Volksfreund Hans von Baysen, zu einer freundlichen Berathung, vom Hochmeister selbst mit abgeordnet wurde. Da nahm endlich Conrad ernsthaft das Wort und sprach: „Wir haben den Pfundzoll angesezt, dabey bleibt es. Unser Recht dazu wollen wir dem römischen Könige vorlegen."

Die Städte stuzten und verbaten sich den unerhörten Gang. Conrad beharrte trocken auf seinem Entschluß, brach die Unterhandlung ab, und nahm wirklich seine Zuflucht an den Hof des Kaisers.

Warum machte dieser Schritt die Städte so bestürzt? warum legten sie so großes Gewicht auf die vorgezeigte Urkunde? die verweigerte Abschrift derselben? warum beriefen sie nicht kurz und gut sich auf das Recht, dem der Orden entsagt, dessen der Hochmeister bey der Huldigung aufs neue sich begeben hatte? — Sie fürchteten einen Rechtsgang; schwere Kosten; üblen Ruf; Acht und Bann; sie fürchteten einen

nen Richter, der das von ihm selbst ertheilte Privilegium wohl schützen werde und müsse; sie fürchteten endlich die westphälischen Vehmgerichte, deren Unfug über jede Gränze schweifte; dazu gesellte sich noch jene Beklemmung, die stete Begleiterin eines zweifelhaften, bisher nie gewagten Unternehmens; jene, durch Jahrhunderte fortgepflanzte Scheu vor dem Kaiser, und der Wahn von dessen Weltherrschaft. Völlig fremd zu Wien, blendete sie der ferne Glanz des Kaiserhofes, und sie lernten erst nach Jahren, daß freygebige Unterthanen auch dort Mittel fanden, ihre Herren zu besiegen. Diesen Weg zeigte jetzt der Orden ihnen selber, und erkaufte theuer gegenwärtigen Vortheil durch unheilbaren Riß, den er, für künftige Reue, in sein köstlich jus de non appellando machte.

Prälaten, Ritter, Knechte, zogen furchtsam sich zurück. Die kleineren Städte lauschten. Ihnen brachte der Pfundzoll nur entfernten Nachtheil, darum bewilligten einige ihn geradezu, andere mit Vorbehalt der Zustimmung ihrer mächtigern Schwestern. Wollte Conrad sie einzeln erforschen, so bezog sich immer eine auf die andere, je nachdem ihre Nahrung von jener abhängig war, und am Ende blieben immer die großen Städte des Ringes Mittelpunkt. Doch auch deren Standhaftigkeit hatten des Hochmeisters Drohungen erschüttert; ihre Antworten begehrte er einzeln; ihr Umstimmen nannte er Aufwiegelung. Nur insgeheim wagten sie, den Rath des Landes und der Prälaten sich zu erbitten. „Gebt nach, rieth der Bischoff von Heilsberg, denn im Vertrauen sage ich euch: die Kaiserlichen Ladungen sind schon unterweges. Erbietet euch zu einer Vergütung; sezt andere Steuern fest für einige Jahre.“

Der wohlgemeinte Vorschlag wurde einmüthig verworfen; fruchtlose Unterhandlungen dauerten fort, bis

end-

endlich die Kaiserlichen Ladungen wirklich eintrafen; da eilten die Städte erschrocken zum Hochmeister, der fest bey seiner Erklärung beharrte: „Wollt ihr die Ladungen heben, so räumt mir den Pfundzoll ein.“

Seufzend entsagten sie nun der erst vor zwey Jahren mühsam errungenen Freyheit. Nur das Recht, den Zoll mit einzusammeln, behielten sie sich vor, nebst einem Drittel des Ertrags zu Bestreitung auswärtiger Botschaften. Im Grunde blieb der Vortheil doch auf ihrer Seite, denn sie gewannen Geld zu Durchsetzung ihrer Ansprüche, und hatten nun erfahren, daß der Orden höchstens wage, sie vor dem Kaiser zu befehden, nicht aber unter ihren Mauern.

Fünftes Kapitel.

Verhältnisse mit Brandenburg.

Des Hochmeisters vermehrte Einkünfte erleichterten bald nothwendige Ausgleichungen zwischen ihm und Churfürst Friedrich II. von Brandenburg, mit dem, ein Bündniß einzugehn, er abgelehnt. Schon dessen Vater, nachdem er die Mark von Kaiser Sigismund erkauft, machte Ansprüche auf die Neumark, als zu jener gehörig; gab sie aber wieder auf, weil der Kaiser, durch den Kaufbrief selbst, das Gegentheil erwies, und dieß Land dem Orden zu ewigen Zeiten verlieh. Friedrichs Sohn erneuerte den väterlichen Anspruch ernstlicher, des Sinnes, während seiner Regierung alle von Brandenburg abgerissene oder veräußerte Stücke wieder zu vereinigen; vor allen die

Neu-

Digitized by Google

Neumark, der wichtigsten eines. Der Verkauf schien ihm ungültig, darum begehrte er sie einzulösen um billigen Ersatz.

Lange schon gährte Unmuth zwischen beyden Fürsten, wozu von Seiten Friedrichs, Empfindlichkeit über das versagte Bündniß beytragen mochte. Conrad klagte, daß der Marggraf Ordensfeinde in seinem Lande hege; erzählte dem Deutschmeister: Friedrich habe, der Neumark halber, sein Hofgericht besucht, sey auch heimlich ans Concilium gegangen, und drohe, mit Gewalt zu nehmen, was ihm in Güte versagt werde. Dann warnte er den Vogt jener Provinz, er solle fleißig acht auf Schlösser und Städte haben, „wenn ihr sehet wohl, wie es jezund in der Welt gelegen ist, daß die Herren nachgrifflich seyn.“ Ein anderes Mal brach er in die Worte aus: „denn die Welt itzunder seltsam und fremde ist, daß man nicht weiß vor wem man sich hüten soll.“ Den Ordensanwald zu Rom ging er dringend an, päpstliche Briefe über die Neumark auszuwirken, „denn uns täglich vorkommt, daß Marggraf Friedrich mit unsers Ordens Besten nicht umgehen solle.“ Diese Bestätigung hatte der Papst bisher unter dem seltsamen Vorwand verweigert: daß die Erzbischöffe von Trier und Cöln ihm noch nicht Gehorsam geleistet. Sowohl dieß Hinderniß, als „etwanige Gebrechen an der Mündigkeit des jungen Herrn“ sollte der Anwald zu heben suchen.

Der Marggraf unternahm noch ein Mal den Beweis, daß sein Vater die Chur- und Neumark zugleich erhandelt und bezahlt. Sigismund, der Schutzredner des Ordens, und sein eigener in dieser Sache, war nicht mehr, und Friedrich wähnte, der Zeitpunkt sey gekommen, sich nach Belieben mit dem Orden abzufin-

zufinden, auch nicht einmal die ganze, von diesem aufgewandte Summe zu erstatten. Dieß erhellt aus verschiedenen Rechtsfragen, welche der Orden, nach zweyjährigen fruchtlosen Unterhandlungen, mehreren Gelehrten, besonders zu Basel, vorlegen ließ; denn damals achteten die Gewaltigen es noch bisweilen der Mühe werth, Gründe zu beherzigen, die nicht aus Fäusten, sondern aus Köpfen hervor gingen.

„Konnte Sigismund das Land dem Orden übergeben? — gehört es zur alten Mark und folglich zum Churfürstenthum? — ist dessen Trennung der goldenen Bulle zuwider? — wird es geachtet für ein Reichslehn? und durfte selbst in diesem Falle nicht auch der König schalten? — Hat der Orden sein Pfandrecht verloren, weil er das Pfand in Kauf verwandeln lassen? — sind beyde durch die Gabe unkräftig worden? — und so dem also wäre, darf der Orden nicht zum mindesten wieder fodern was er aufgewandt? — endlich: wer soll entscheiden? Kaiserliche Richter oder Geistliche?“ Alle diese Fragen wurden von den Baselschen Gelehrten zwar verschieden, doch zu des Ordens Vortheil beantwortet.

Den förmlichen Rechtsgang scheute Friedrich selbst und wünschte gütlichen Vergleich. Auf Bitten der unterhandelnden Machtboten erschien er persönlich zu Frankfurt. Da ward einmüthig beschlossen:

„Marggraf Friedrich, sammt seinen Brüdern, begibt sich aller Ansprüche, wird auch — jedoch auf Kosten des Ordens — die Bestätigung des Verzichts von Kaiser und Reich ohne Aufschub bewirken. Dagegen zahlt der Orden noch 30000 rheinische Gulden, und gelobt, weder neue Zölle zu Cüstrin anzulegen, noch den Handel auf der Oder zu beschweren.“

Von

Von beyden Theilen wurden die Bedingungen getreulich erfüllt, Vertrauen und Einigkeit so fest begründet, daß bey jedem Zwist, der etwa in der Folge zwischen dem Vogt der Neumark und den benachbarten Fürsten, oder auch den Unterſaſſen ſich erhub, der Marggraf ſtets erkohrner Schiedsrichter war. Eine Klage des lezteren über Ordensbrüder, die ſich ungebührliche Reden über ihn erlaubt, beherzigte der Hochmeiſter alſobald, und ließ in allen Conventen das unnütze Geſchwätz ſcharf unterſagen. Ein zweyter Beweis, wie oft die Edelmönche durch unbedachtes Plaudern ihren Orden in böſe Händel verwickelten.

In der Hauptſache beruhigt, blieben nur noch zwey kleinere, gegenſeitige Beſchwerden zu tilgen übrig. Conrad klagte: daß der Marggraf eine Brücke bey Czantoch (oder Santok) über die Warthe auf des Ordens Ufer habe ſchlagen laſſen; und Friedrich klagte: daß der Orden, für Löſung der Briefe aus der Kaiſerlichen Kanzeley, die Gebühren zu erlegen zögere. Von lezteren erwies der Hochmeiſter das Gegentheil durch Quittungen, und hielt zu fernern Schenkungen an des Kaiſers Räthe ſich unverbunden.

Den Brückenbau betreffend, ſo hatte allerdings Friedrichs Betragen den Schein von Händelſucht, oder bekam ihn durch den Mund des Dritten; denn auf Conrads Abmahnung erging die kurze Antwort: „wenn die Brücke fertig, könne darüber gehandelt werden.“ Doch bald unterwarfen beyde Theile ſich dem Ausſpruch des biedern Marggrafen Hans von Nürnberg, der auch hier ſeinen Geiſt der Gerechtigkeit und Billigkeit nicht verläugnete, ſprechend, nach Beprüfung von des Ordens Urkunden: es ſoll beym Alten bleiben. Friedrich wollte ſogar dem Orden Czantoch überlaſſen,

und begehrte nichts dafür, als einen Dienst zu ziemlichen Zeiten von dem Inhaber.

Nur ein Mal wurde noch das gute Vernehmen durch kurzen Argwohn unterbrochen. Ein Gerücht erscholl, als sey der Churfürst gesonnen, in Verbindung mit benachbarten Fürsten, den Orden anzugreifen, und seine Unterschrift der neulichen Verträge, als die eines damals Unmündigen, für ungültig zu erklären. Conrad schrieb deshalb an den Marggrafen Hans, ihm entdeckend, daß eben jene Fürsten (die er niederländische Herren nennt) den Orden selbst gegen Friedrich aufzuhetzen versucht. Er bat ihn, als Vermittler im Nothfall aufzutreten; allein es war überflüssig. Beyde Marggrafen erklärten mit edlem Unwillen: nie sey in ihren Sinn gekommen, solch einen schnöden Vorwand zu gebrauchen. Ein Freundschaftsbündniß befestigte das gegenseitige Vertrauen.

Man glaubt gemeiniglich: bey Zwistigkeiten zwischen Fürsten, die, fern von einander, ihre Rechte und Ansprüche in fremde Hände legen, sey die Persönlichkeit der Streitenden, Privathaß oder Neigung, Achtung oder Geringschätzung, von unbedeutendem Einfluß, indem sie bloß ihr Volk darstellten, keiner Leidenschaft, wie Einzelne sie hegen, unterworfen. Allein so ist es nicht, und man darf kühn behaupten, daß, seit Länder regiert, Verträge geschlossen, Zwistigkeiten ausgeglichen werden, noch nie ein Regent ganz ohne persönliche Rücksichten gehandelt habe. Nichts wäre darum dem Staatsmanne schwerer zu verzeihen, als die mit seiner Kunst unverträgliche Schwärmerey: er dürfe den Fürsten ganz vom Menschen trennen, und seine Entwürfe bloß auf des Volkes Heil gründen. Wären Conrad und der Churfürst minder offen, Marggraf Hans minder redlich gewesen; hätten nicht Alle gegenseitig

seitig persönliche Achtung für einander gehegt, und als fürstliche Biedermänner die Händel geschlichtet, es möchte leicht aus Argwohn, Mißverstand und Zuträgerey (diesem Gift für Fürstenohren) ein schwerer Krieg erwachsen seyn.

Zwischen Hans und Conrad entspann sich eine stille Vertraulichkeit, die immer wuchs. Der Hochmeister, von Dankgefühl beseelt, war Sinnes, zwischen der Dänen Königin, Dorothea, des Marggrafen verwittweten Tochter, und dem polnischen Casimir eine Verbindung zu stiften. Doch der neue König Christian kam ihm zuvor, und vermählte sich mit der zwanzigjährigen Wittwe, der edlen Stamm-Mutter aller folgenden Könige aus dem Hause Oldenburg. Wäre Conrads Entwurf gelungen; hätte er dem Orden eine treue Freundin auf dem polnischen Throne erworben, vielleicht herrschte noch jetzt ein Hochmeister in Preußen.

Sechstes Kapitel.

Verhältnisse mit Rußland, Litthauen, Polen.

Mit den Russen kam der Orden nur durch Liefland in Berührung. Dort war der Meister Sinnes, mit König Christoph von Dänemark sich zu verbinden. Conrad widerrieth ihm solches, erinnernd, wie viel Unheil aus dem Bunde mit Swidrigall entstanden. Doch fügte er hinzu: wenn der Meister die Gelegenheit der Lande Dänemark und Schweden besser kenne, so stelle er es ihm anheim. Auf diesen Fall entwarf er selbst die Artikel des Bundes gegen Rußland, dem er feindselig zu schaden trachtete, bey großen und kleinen Veranlassungen. Bald sandte er eine Anzahl Wepener zu Schiffe nach Reval, berichtend, daß Wallachen und Tatarn sich rüsteten zum Beystand der Russen; bald unterstützte er mit großen Summen, die er selbst erst leihen mußte; bald warnte er den Landmeister vor Einem aus Mähren, der den Feinden 600 Pferde zu Hülfe führe. In einer Hungersnoth, die Rußland traf, foderte er die Lübecker und Dänen auf, kein Korn dahin zu verschiffen, drohend, man werde es wegnehmen. Pfalzgraf Ludwig bey Rhein, durstig nach Abenteuern, erbot sich zu einem Feldzuge gegen die Russen. Conrad meldete ihm: die Liefländer würden zu Johanni über die Narowa sprengen; wer Ritterschaft üben wolle, der sey willkommen, jedoch auf eigne Zehrung und Kosten. Unter gleicher Bedingung ersuchte er auch die Lübecker um bewaffneten Beystand. Herzog Georg von Rußland, rückkehrend von einer Wall-

Wallfahrt zum heiligen Blute von Wilßnack, wollte durch Preußen heimziehen, aber Conrad versagte ihm das Geleite, weil er Hauptmann der Nowogoroder sey. Also ließ er keine Gelegenheit entschlüpfen, den Russen Abbruch zu thun. Aber endlich rieth er doch zum Frieden, denn die Nachricht erscholl: die Städte in Liefland würden den Hochmeister beschicken, um dieser Kriege willen, deren sie müde waren; ja sie drohten, einen andern Herrn zu suchen, oder auch in den Preußischen Bund zu treten. „Verhütet das in Zeiten," schrieb Conrad an den Meister: „am gedeihlichsten möchte Friede seyn." So lähmte der Bund des Ordens Macht schon durch den Schrecken seines Namens. Darum verdiente sich der Schweden König Conrads Dank durch das Erbieten, einen Waffenstillstand mit den Russen zu beteidingen; der Meister in Liefland aber, der indessen mit wechselndem Glücke focht, verwarf diesen Mittler; schlug die von Reval dazu vor, und klagte, daß in Nowogorod die Gefangenen hart gehalten würden.

Mit merklicher Freude meldete Conrad endlich, zwey Jahr vor seinem Tode, dem Deutschmeister: der Friede mit Rußland sey auf 25 Jahre geschlossen.

Eingreifend in diese Begebenheiten waren öfter die Verhältnisse mit Litthauen. Großfürst Casimir ver- 1444.
sprach, den Nowogorodern nicht zu helfen, wenn sie den Frieden verschmähen würden; und seiner Briefe Ton beweist, daß auch ihm der edle Conrad Achtung und Vertrauen einzuflößen gewußt. Im Stillen theilte er, zum Beyspiel, dem Hochmeister die Nachricht mit, daß vier böhmische Herren ihn zum Könige machen wollten; und ihr Bote habe gesagt, er ziehe nach Preußen, um dort die spitze Frage vorzulegen: warum der Orden das Kreuz trage? ob gegen Heiden oder

Chri-

Christen? denn als der König die Heiden bekriegt, habe der Orden ihm nicht geholfen.

Nur über die Liefländer brach der Großfürst oft in Unwillen aus, und meinte, sie wären ihm gehässig, weil er den Nowogorodern einen Hauptmann gegeben. „Seit Witolds Zeiten," fuhr er klagend fort, „ist solches üblich gewesen; und was vermag denn ein Hauptmann mit seinem Hofgesinde? hat doch der Meister in Liefland nicht eher Krieg begonnen, bis er gewußt, daß sich die Russen an uns gewandt um einen Hauptmann. Hingegen mit den Pleskowern, unsern Feinden, hat er auf zehn Jahre Frieden geschlossen. Auch greift er über unsere Gränzen und hegt Verlaufene." — Conrad entschuldigte die Liefländer so gut er konnte, und versprach, „sich zu bearbeiten," daß es anders werde.

Aber es wurde nicht anders, denn zwey Jahre
1446. später klagte Casimir aufs neue, über Gränzverletzung und Verspottung seiner Boten. Er fügte die zwar kränkende, doch nicht grundlose Frage hinzu: „Wir „begehren zu wissen, ob der Meister in Liefland dem „Hochmeister Gehorsam schuldig oder nicht?" — Conrad wich aus, und versprach, wie gewöhnlich, einen Tag zu halten. Das war nur eine Redensart; die Wirkung solcher Tage selten bedeutend; das Band zwischen Preußen und Liefland schon zu locker.

Zwar, die Anklage der Verspottung wälzten die Liefländer von sich ab, und was sie erzählen, ist abermals ein Beweis, wie oft in jenen Zeiten ein Wort, eine Geberde, Krieg erzeugte, weil ein regeres, obschon falsches Ehrgefühl die Handelnden beseelte. Wenn in unsern Tagen nur für Länderraub das Schwert gezogen wird, unbekümmert um Urtheil, Spott oder Fluch der Welt; so geschah es damals häufig, um ein Schmäh-

Schmähwort zu rächen oder ein Hohnlächeln zu bestrafen. Die Liefländer erzählten: „ein Pleskower sprach, der Vogt zu Salburg lege Steine in die Düna, so scheiterten die Russen daran, und verlören ihre Güter.“ Der Landmarsall versetzte: wie kommen denn unsere Leute durch? — dann, war die Antwort, nähme der Vogt die Steine jedesmal weg. Die Umstehenden, der Gegend kundig, mußten darüber lachen; das sey alles.

Im Ganzen mochte den Liefländern wohl nicht zu viel geschehn, wenn sie der Händelsucht bezüchtigt wurden, denn ihre Zahl bestand zum Theil aus des Ordens Auswurf, den, um Strafe, Zucht und Besserung willen, der Hochmeister in dieß entlegene Land verwies. Ja, auch der Deutschmeister verbannte seine lüderlichen Brüder dorthin, wie noch gerade um diese Zeit mit mehreren geschah.

Der ewige Friede mit Polen währte noch. König Uladislaus und der Hochmeister bewirtheten einander köstlich, und dieser Gastmähler schönste Feyerlichkeit war der Schwur, der jenen Frieden aufs neue besiegelte. Von Polens Vereinigung mit Ungarn hatte der Orden so lange nichts zu fürchten, als der König, was er dort an Macht erworben, auch dort verwenden mußte. Allein er fiel in dem unglücklichen Treffen bey Warna; Ungarn trennte sich wieder von Polen.

Der junge Großfürst von Litthauen, trotz seines Hasses gegen Liefland dem Hochmeister ohne Wanken ergeben, schrieb vertraulich, man habe ihn gedrängt, 1446.
die polnische Krone anzunehmen; doch sichere Nachricht sey ihm zugekommen, daß sein Bruder noch lebe; darum wolle er „auf dessen Stuhl nicht sitzen.“ Zugleich meldete Swidrigall, er sey des Großfürsten treuer Diener worden.

Bald

Bald nachher sandte Casimir eine heimliche Botschaft, um engere „Verbindung und Freundschaft“ zu stiften, wie sie mit seinem Vetter zu Nußdorfs Zeiten bestanden. „Haltet die Werbung geheim,“ bat er den Hochmeister, „theilt sie nur wenigen Eurer Gebietiger mit.“ Es schien auf Polen gemünzt, welches, müde seiner Weigerung, zur Wahl eines neuen Königs schreiten wollte.

Conrad ging zu Rathe und antwortete klüglich: „die Botschaft ist weitgreifend; erklärt euch schriftlich, in welcher Weise die Verbindung seyn soll? ist sie dem ewigen Frieden unschädlich, so wollen wir ferner unterhandeln.“ Der Antrag blieb ohne Folgen; dennoch ward des Großfürsten achtungsvolle Freundschaft durch die Weigerung nicht geschmälert, denn, auf Conrads Vorwort, versöhnte er sich mit Herzog Georg, und gab sein väterliches Erbe ihm wieder.

Nur der Liefländer Neckereyen konnte und wollte er länger nicht ertragen; das erklärte er, mit dem Zusatz: „ich habe lange genug gelitten.“ Conrad vermahnte mit großem Ernst den Landmeister zur Ruhe; und als Casimir, von seines Bruders Tode endlich
1447. überzeugt, den polnischen Thron bestieg, da legte der Hochmeister seine Achtung durch eine glänzende Gesandtschaft an den Tag, die das Krönungsfest verherrlichte.

Die enge Verknüpfung Litthauens mit Polen zeigte dem Orden abermals eine drohende Zukunft. Des lezten Königes Fall, des neuen verzögerte Wahl, hatte müßigen Köpfen Anlaß gegeben auszuklügeln, welche Vortheile der Orden aus der nachbarlichen Verwirrung ziehen könnte? man murmelte von Kriegsrüstungen, und daß er vom ewigen Frieden, durch das Concilium zu Basel, sich habe lossprechen lassen. Doch Conrad,

dem

dem Friede so werth als dem Orden heilsam war, widersprach unwillig dem bösen Gerüchte, vertilgte es gänzlich durch eingeholte Zeugnisse des Conciliums selbst. An den jungen König schrieb er mit gewöhnlicher Treuherzigkeit: „Wir haben doch ein offen Land, man mag die Quere oder Länge dadurch ziehen, das ist nicht wider uns, sondern sehen es gerne, und man mag erfahren, ob wir irgend Versammlungen haben, oder gehabt haben. Es kann also heimlich noch verborgen nicht seyn.“

Casimir glaubte dem Biedermanne und die nachbarliche Ruhe wurde nicht unterbrochen, vielmehr durch erneuten Friedensschwur befestigt. Conrad war sogar bemüht, ihm eine liebenswürdige Gemahlin zu verschaffen. Die junge königliche Wittwe von Dänemark täuschte seine Wünsche; allein der Landcomthur in Sachsen, Friedrich von Polenz, schrieb: der Herzog von Braunschweig habe erfahren, daß Casimir ein Junggherr und noch unvermählt sey; der Herzog habe eine Tochter, die schön und grade von Leibe, und von der Mutter wegen eine Brandenburgerin. Da nun der Hochmeister in des Königs Gunst stehe, so solle er die Verbindung einleiten, doch als von sich selbst. Conrad ließ sich willig finden, allein der junge Monarch vermählte sich erst lange nachher mit Elisabeth von Oestreich.

Noch einen lezten Beweis liefern die Handschriften von des Hochmeisters Achtung und Gefälligkeit für seinen Nachbar. Herzog Michael, dessen Mitbuhler um den Großfürstenhut von Litthauen, der ihm selbst um einen Meuchelmord nicht zu theuer schien, wollte, geächtet, mit wenigen Pferden sich durch Preußen stehlen. Der König meldete es dem Hochmeister, und bat, den Feind nicht durchzulassen. Conrad versprach es zu hindern, obgleich der Herzog einen Diener sandte,

mit

mit wehmüthiger Bitte, „sich in Preußen enthalten zu dürfen, um seinen Leib zu retten," oder ihm wenigstens den Durchzug nach Liefland zu verstatten. Als sein Begehren, (so wie schon sechs Jahre früher eine Bitte um Geld) ihm abgeschlagen wurde, drang ihn die Noth zu einem Wagestück. Er kam mit 14 Pferden durch die Wildniß und schlich durch Königsberg, doch nicht unerkannt. Der Obermarschall sezte ihm nach, holte ihn ein unweit der Memel, und führte ihn zurück. Auf dem Wege entrann der geängstete Flüchtling noch einmal, ritt in die Wälder und Brüche mit nicht mehr als 4 Pferden, ließ endlich auch diese laufen und ging zu Fuße. Da fand man ihn im dichten Walde wieder. Er wurde auf einem Wagen nach Königsberg geführt, jedoch nicht ausgeliefert; man zeigte ihm nur, sammt seinen Gefährten, Tages darauf den Weg durch die Wildniß, den er gekommen war, und ließ ihn ziehen. Lange wußte niemand wo er hin gerathen, bis endlich Conrad erfuhr, und sogleich dem Könige berichtete: Herzog Michael sey, mit zwey geringen Pferden, zu dem Herzoge von Oelze, dem alten weisen Fürsten, geflohen, der nun für ihn bitten wolle.

Um die Folge der Begebenheiten richtig zu beurtheilen, bleibt es von großer Wichtigkeit, sich dieser mannigfaltigen Verhältnisse zu erinnern, die, durch Achtung und Freundschaft geknüpft, bis zu Conrads Tode nie sich auflösten. Offenes Entgegenkommen, unverlezte Treue, ungebeugte Geradheit, sprechen das rühmliche Zeugniß für den Charakter beyder Fürsten.

Siebentes Kapitel.

Verhältnisse mit Dänemark.

Unvermuthet landete bey Danzig, bald nach Conrads Wahl, der vertriebene König Erich von Dänemark. 1441.
Der Hochmeister ritt ihm bis an die Weichsel entgegen, und führte ihn selbst in die Stadt. Dort erhub der König laute Klagen über seine Absetzung, und erbot sich, den Orden als Richter zu erkennen. Es ward ihm Vermittlung zugesagt; wirklich ergingen um seinetwillen mehrere Briefe an König Christoph; allein der vornehme, lästige Gast wurde höflich nach Stolpe zu seinem Vetter gewiesen. Von dort aus wiederholte er schriftlich sein Begehren, sich berufend 1442.
auf Conrads Versprechen, und seltsam erinnernd: der Orden sey gestiftet, „um Fürsten zu beschirmen.“ Conrad verweigerte thätigen Schutz; nur das Richteramt zu übernehmen war er willig. Erich bevollmächtigte ihn dazu durch einen offenen besiegelten Brief. Sein Gegner wurde eingeladen, nach Danzig Machtboten zu senden. Auch die Stände der Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden wünschten friedliche Unterhandlung, klagten aber, daß Erich indessen die ihrigen beraube und in Fesseln schmiede. Friedrich von Eppingen, im Namen des Hochmeisters, ging nach Dänemark, sich erbietend, gegen Verpfändung von Gothland, den alten König nach Standesgebühr in Preußen zu unterhalten. Man lehnte es ab. Man zögerte Jahre lang.

Bey

1445. Bey der Vermählungsfeyer des Dänenkönigs trafen des Ordens Gesandte zu Coppenhagen den biedern Marggrafen Hans von Nürnberg, des Königs Schwiegervater, der sich mündlich erbot, selbst nach Preußen zu kommen, um ein Bündniß zwischen Dänemark und dem Orden zu stiften. Doch sollte es geheim bleiben, denn, sprach er, „ihr wißt wohl, wie ihr mit Euren Städten daran seyd, und der König mit den seinigen ist auch nicht gar wohl daran.“

Christoph versprach, in Person nach Danzig zu kommen, um Erichs willen. Das meldete Conrad dem vertriebenen Könige, der jezt auf Gothland hauste. Die Boten wurden von den Schweden aufgefangen, beraubt und auf der See hin und her geführt. Einen Theil von Gothland besetzten die Schweden, und, mit den Dänen gleichgesinnt, wollten sie den König Christoph nicht nach Danzig ziehen lassen. Dem mißfiel ihr feindliches Beginnen; er befreyte die Gefangenen alsobald, ließ Unterhändler nach Gothland schiffen, und ersuchte den Hochmeister ein gleiches zu thun. Diesem einseitigen Begehren, nicht von Erich unterstüzt, wich Conrad aus, schien überhaupt um diese Zeit mit Christoph unzufrieden, weil er das Bisthum Oesel zu beschirmen sich unterwand; ein Eingriff in des Ordens Rechte, welchen abzuwenden Marggraf Hans gebeten, auch an die Königin mit ritterlicher Artigkeit geschrieben wurde; des Briefes Aufschrift lautete: Der schönen jungen Frauen Dorotheen.

1446. Endlich entschlossen sich die beyden Nebenbuhler zu einer persönlichen Zusammenkunft auf Gothland. Christoph erschien, von drey Bischöffen und vielem bewaffneten Volk umringt, Erich mit allen den Seinen, die er aufzubringen vermochte. „Warum geharnischt?“ fragte dieser, „sind wir doch gekommen zu einem

einem freundlichen Tage; solch Mißtrauen aber ist nicht freundlich." Hierauf entharnischten sich die Trabanten, jeder König nahm zwölf Räthe zu sich, und ließ sein Volk zurück, so weit der Schuß einer Armbrust reicht. So begegneten sie einander auf freyem Felde, und Erich sprach: „Seyd Gott willkommen, lieber Herr, und meiner Schwester Sohn!" — Christoph erwiederte: „Gott dank' euch, lieber Herr, und meiner Mutter Bruder!" — Die Räthe begannen zu teidingen. Das währte beyden Königen zu lange. Erich zog seinen Neffen bey Seite, und sprach eine geraume Zeit mit ihm. Zurückgekehrt, ward von Beyden insgeheim etwas besiegelt, und sie schieden freundlich, ja der alte König versorgte den jüngeren mit aller Nothdurft. Nur übel zu sprechen war er auf die Reichsräthe, die, statt der gefoderten Schlösser, ihm den Rath ertheilt, im Kloster Gott zu dienen; welchen Beruf er nicht in sich verspürte.

Um wieder nach Preußen zu ziehen, ward ihm von Conrad ein Geleit bewilligt. Bald nachher fiel, durch den Tod Herzog Boguslafs, ihm Pommern zu. Da erbot er sich, dem Orden Gothland abzutreten, wenn man in Pommern ihn entschädige. „Ich gunnte niemand das Land lieber, denn dem Orden," so hatte er gesprochen, „denn ich bin dem Meister hold, und bin ein alter Mann." Conrad war entschlossen, noch vor Winter hin zu senden, und bat seinen Freund, den Marggrafen, es in Coppenhagen glimpflich anzubringen. Doch als mit Erich es zur 1448.
Sprache kam, läugnete der Launenhafte sein Erbieten, dessen Zeuge Graf Albrecht von Naugarten gewesen, und ließ sich spöttisch vernehmen: „wenn jemand eine schöne Tochter habe, so pflege er wohl zu warten bis man um sie werbe, nicht aber sie auszubieten."

Wohl

Wohl 500 Seeräuber hatte er damals um sich versammelt, beschädigte alle Küstenländern täglich, und drohte, daß im nächsten Jahre noch 1000 Pommern zu ihm stoßen würden.

Henrich Hattenik klagte, im Namen des Hochmeisters, über das seeräuberische Hofgesindel. Dem antwortete Erich ganz treuherzig: „sie hätten nichts „anders wenn das sie nähmen; er gäbe ihnen sonst „nichts." — Als Henrich warnte: „Gnädiger lieber Herr, ich befare mich, es will die Länge nicht gut Alter nehmen;" da sprach er: „lieber Henrich, sage deinem Herrn, daß er die Hände in den Busen stoße, und lässe mich allhier mein Abenteuer bestehn."

Der Machtbote trug noch eine andere Beschwerde vor; denn Erich zwang jedes Schiff, das aus Preußen nach Gothland segelte, ihm eine halbe Mark Silbers zu entrichten; „und das ist recht," gab er zur Antwort: „Lübeck nimmt Accise, der Orden einen Pfundzoll, die ungewöhnlicher und gröber sind als dieß. Wir sind ein armer, vertriebener König, und unser Königreich ist klein. Wir müssen ja etwas haben, davon wir uns ernähren. Wer da kommt der gebe, wer das nicht mag, der bleibe daheim."

Noch einmal warnte ihn der Hochmeister, und auf Begehren der Hansestädte verbot er, irgend ein Bedürfniß ihm zuzuführen. Doch schon war des langen Unfugs Rächer nicht mehr fern. Christian von Oldenburg bestieg, nach Christophs Tode, dessen Thron und Ehebett, führte eine mächtige Flotte gegen Gothland, verjagte den Seeräuberkönig, und zerstörte Wisby, den vornehmsten Stapelort für russische Waaren. Hiedurch erlangte Preußen doppelten Gewinn:

Sicher-

Digitized by Google

Sicherheit und Handelswachsthum; denn nach Wisby's Untergang wurde Danzig von der Hanse zur Hauptstadt des Viertels in Preußen und Liefland erkohren. Jezt wollte Erich das ihm entrissene Gothland dem Hochmeister abermals verkaufen, aber Conrad lehnte es klüglich ab. Erich floh nach Pommern und starb in Dürftigkeit.

Achtes Kapitel.

Verhältnisse mit Holland und England.

Zwey und zwanzig Schiffe hatten die Holländer den Preußen genommen. Der Fehdeursprung war eine Plauderey; denn gewöhnlich sind es Zungen, welche Schwerter entblößen. Auf einer Gesandtschaftsreise, klagten jene, habe Henrich Vorrath, Burgemeister zu Danzig, in Flandern sie verhöhnt, sprechend: „Eure Schiffe haben keine Ruder, und wenn wir wollten, so müßtet ihr verhungern," sammt noch mehr dergleichen Worten, „die zu Kriege dienen." Die Holländer antworteten keck: „gebt acht, unsere Schiffe werden Ruder gewinnen, daß man noch über hundert Jahre davon reden soll." Und damit hätten sich „die Kriege angehaben." — O wie oft sucht der Geschichtsforscher eines blutigen Krieges Ursprung in großen Weltbegebenheiten, indessen der Hauch eines einzigen unbedachten Wortes die Flamme entzündete. 1441.

Nebenher beschwerten sich die Holländer: man habe auch ihnen, mitten im Frieden, zwey Schiffe geraubt, ihre Brüder gefangen, verbotene Waaren bey Nacht

Macht geladen. So kam es zur Sprache in Coppenhagen unter däniſcher Vermittelung. Conrads Machtboten widerlegten: „der Hohnſprecher, Henrich Vorrath, iſt um Beſtätigung der Privilegien nach England und Flandern geſchickt worden; hat er mehr geworben, als ihm befohlen, das wiſſen wir nicht. Ihn ſelber haben wir vernommen, er läugnet, ſich berufend auf Zeugniſſe der Kaufleute zu Brügge und Antwerpen. Das ſchrieben wir dem Herzog von Burgund, und es blieb Friede, länger denn achtzehn Monat. — Daß man Euch zwey Schiffe geraubt, iſt wahr; doch hat nicht unſer Hochmeiſter ſie alſobald zurück gegeben? und waret ihr nicht zufrieden? — Was ſpäter geſchehn, iſt nur Vergeltungsrecht.“

Hierauf wurde gütlich unterhandelt. Der Orden foderte 15000 Pfund Groſchen für 22 Schiffe, die Holländer boten 8000, und foderten noch obendrein allerley Begünſtigungen ihres Handels in Preußen. Als die Sendeboten erklärten, dazu wären ſie nicht bevollmächtigt, ſo ſprachen jene trotzig: „haben wir nicht zuvor gekriegt, ſo wollen wir nun kriegen.“ Und damit gingen ſie auseinander. Doch gegen Abend beſannen ſich die Holländer eines beſſern; man trat noch einmal zuſammen; ein Vergleich kam zu Stande. Mit Bewilligung des Herzogs von Burgund, ward ein Zoll auf deſſen Unterthanen, zum Erſatz der Schäden gelegt, und freundlich erſuchte Conrad den Herzog, ſelbſt einen Mann nach Preußen zu ſenden, der Zeuge ſey, nicht blos von Einfoderung des Zolles, ſondern auch von deſſen Verwendung zu dem angekündigten Zwecke.

Auch zwiſchen England und Preußen gab es ähnlichen Zwiſt; doch nur die Seefahrer beyder Nationen befehdeten einander; die Regenten hingegen bezeigten

ſich

sich wechselsweise in höflichen Briefen Achtung und Gewogenheit. Englische Kaufleute klagten vor dem Parlament über harte Behandlung in Preußen, und das Parlament beschloß, den Bund der Hanse aller Freyheiten zu berauben, wenn diesen Klagen nicht gesteuert werde. Conrad läugnete deren Wahrheit, verfuhr jedoch nicht rasch, wie die Lübecker begehrten, sondern schickte kluge Männer nach England, die Händel zu schlichten, und nebenher eine alte, zwanzigjährige Schuld von mehr als zwanzigtausend Nobeln einzumahnen. Auch der König ernannte Machtboten zu gutlichem Verein, und Tilgung alles dessen, was gegen die Tractaten bisher geschehen war. 1449.

Im Ganzen wurde jeder Grund zu Klagen von den Preußen öfter als von fremden Nationen vermieden. Eine Menge von Conrads Briefen an Dänemark, Burgund, die Hansestädte u. s. w. heben mit den Worten an: „der oder der hat uns wehmüthiglich geklagt.“ Der stärkste Beweis von dem gesunkenen Ansehn des Ordens; denn in fremden Ländern ist eines Fürsten Macht gewöhnlich der Maßstab für die seinen Unterthanen erwiesene Gerechtigkeit.

Neuntes Kapitel.

Verhältnisse mit kleineren Fürsten und Herren.

Kaum war Conrad Hochmeister geworden, als schon die niederländischen Fürsten ihm durch den Herzog von Stolpe ein heimliches Bündniß gegen Brandenburg antrugen, ihm zuraunend: der Marggraf trachte nach der Neumark. Conrad begehrte, der verschwiegene Herzog solle ihm alle Fürsten dieses Bundes nennen, auch erklären, ob Angriff oder nur Vertheidigung dessen Zweck sey? Da die Antwort ihm nicht gnügte, so ließ er die Sache fallen.

1443. Aus unbekannten Gründen überzog Herzog Heinrich von Mecklenburg die Neumark mit Raub und Mord, ohne zuvor — was damals ehrlos genannt wurde — durch einen Absagebrief die Fehde anzukünden. Der Hochmeister bat den Marggrafen Friedrich um Hülfe, erinnernd: daß der Orden jederzeit ein Spital für den deutschen Adel gewesen; die treffendste Schilderung, die, mit einem einzigen Worte, von dieser naturwidrigen Verbindung sich entwerfen ließ. Nach Liefland sandte Conrad Boten, von dem Meister begehrend, daß er zwanzig Gleffner sechs Monate lang in der Neumark halten solle, mit Versprechen und Drohung, eine alte Schuld desselben zu schenken oder einzufodern, je nachdem der Bote ihn willig oder säumig finden werde. Ein neuer Beweis, daß in Liefland der Hochmeister nicht mehr gebieten konnte, sondern zu Bestechungen seine Zuflucht nehmen mußte.

Der

Der Marggraf von Brandenburg erklärte: wenn nicht binnen vierzehn Tagen Herzog Heinrich zu Ehre und Recht vermocht werden könne, so sollten die Kreuzherren ungehindert durch sein Land ziehen. Mecklenburg blieb halsstarrig und Conrad zeigte Ernst. Schon waren 5000 Mann zu Roß und zu Fuß, von Heinrich Reuß befehligt, über die Oder gegangen; da schien den Marggrafen sein gegebenes Wort zu reuen; er nannte Mecklenburg sein geholdetes, anerbliches Land; er war besorgt um die Mark, die bey dem Durchzug würde Schaden leiden; er wirkte einen Friedebrief von Herzog Heinrich aus; „doch," — fügte er, seinem Worte treu, hinzu: „wollt ihr den uffnehmen so ist es uns lieb, wollet ihr dennoch ziehen, das wollen wir euch auch wohl gönnen. Aber uns däucht unbillig, daß ihr Ehre und Recht ausschlagen solltet." Nun hatte zwar der Orden theure Zurüstungen gemacht, ungern zog er seine Waffen zurück; allein aus Achtung für den Marggrafen, eignen guten Ruf, und um der böhmischen Söldner willen, deren Raub- und Mordlust, in Freundes Lande, selbst ihre Hauptleute nicht zu bändigen vermochten, ließ er sich gefallen, daß der Herzog von Stettin, als erkohrner Schiedsrichter, den Zwist ausglich.

Geringere Händel gab es mit Herzog Wlotko von Masovien, welcher klagte: daß Ritter, Knechte, Bauern, ihm aus dem Lande liefen, in des Hochmeisters Gebiet, wo man sie freundlich aufnehme. Er foderte deren Auslieferung, wie es Brauch sey zwischen Polen und dem Orden.

Ein Fürst, dem seine Unterthanen entweichen, sollte zuerst sich selbst anklagen, und, um die Flüchtigen zurück zu nöthigen, nie eines andern Mittels sich bedienen, als: sein Land so wohl zu regieren, daß

man es nirgend beſſer finde. Denn welche Gewalt auf Erden kann des Menſchen erſten Trieb, erſte Pflicht, ſein eignes Glück zu ſuchen, hemmen? — Für Conrads mildes Regiment iſt jene Auswanderung der ſchönſte Lobſpruch. Er war nicht gleichgültig bey den Beweiſen von Vertrauen, welches Fremdlinge auf ihn ſetzten: er zögerte lange, und verſtand ſich blos zu Haltung eines Tages, das hieß gewöhnlich, zu nichts.

Eine blutige Fehde mit einigen Edlen Mandüwel, genannt de Duſenmerke, verglich er friedlich. — Die angebotene Verpfändung der Lauſitz, durch die Herren von Ylenburg, lehnte er behutſam ab.

Zehntes Kapitel.

Verhältniſſe mit dem Kaiſer und dem Könige von Ungarn.

Der Reichsgerichtsbarkeit ſuchte Conrad ſich auf alle Weiſe zu entwinden. Ein langer Rechtshandel mit einem gewiſſen Scholin, zog dem Orden eine Ladung zu. Als Widerſpruch erfolgte, berief der Kaiſer ſich auf die geiſtlichen Churfürſten, die ja ſolchen Ladungen gleichfalls willig unterworfen wären; auch erinnerte er, noch vor kurzem habe der Orden einen vom Reichsoberhaupt ernannten Richter, den Marggrafen von Baden, ſich gefallen laſſen. Allein Conrad wandte ſich nach Rom, werbend um eine Bulle: daß in Preußen, Liefland und der Neumark der Kaiſer nicht Macht habe zu richten. Durch den Papſt Eugen erreichte er ſeinen Wunſch bey jenem ſchwe-

schwebenden Handel, und achtete nicht des römischen Königes Unwillen, den ohnehin um diese Zeit ein Comthur zu Botzen, Ludwig von Lamze, durch Einmischung in Landeshändel, schuldig oder unschuldig, erregt hatte. Die Begebenheit ist dunkel. Der Zwist betraf einen Herzog Siegmund. Vermuthlich denselben, der später auch mit dem Bischoff von Brixen in Fehde gerieth, und dessen Vormund Fridrich war. Der Hochmeister rieth dem Comthur, sich krank zu stellen, wenn die Landschaft Tage halten wolle. Der König drang sogar auf dessen Absetzung. Dennoch ging ein Gerücht, er wolle den Abgesetzten in seinen eigenen Rath kiesen, und ein späteres Schreiben Conrads an diesen Ludwig von Lamze enthält die räthselhaften Worte: „Nun denn die Sache mit dem römischen Könige beygelegt ist; und ihr den Herrn in sein väterlich Erbe zu seinen Landen und Leuten gebracht, und gewaltiglich darin gesezt habt, und ihr in seinem Rathe seyd, so hören wir dieß zumal gern, und ist uns auch ganz wohl zu Willen, daß ihr in seinem Rathe bleibet."

Vielleicht geschah es mit Hülfe dieses bedeutenden Mannes, daß Conrad eine Bestätigung aller Ordensprivilegien vom Kaiser bewirkte; eine werthe Gunst in solchen mißlichen Zeiten.

Aus dem Erzählten geht klar hervor, der Hochmeister habe, als Beherrscher Preußens, vom Reiche sich trennen, und diesem nur das Deutschmeisterthum unterwerfen wollen; obgleich der Hunger nach kaiserlichen Privilegien, und die den Verbündeten zugezogene Ladung, in seltsamen Widerspruche damit stehen. Bald genug erzwang die gebieterische Noth eine andere Sprache.

Der

Der römische König verlangte Beystand gegen Ungarn; Conrad entschuldigte sich, als mit den Russen im Kriege begriffen. Die Königin von Ungarn begehrte Rath und That gegen Polen; er schüzte den ewigen Frieden vor. Auch gegen die Türken wurde vergebens Ordenshülfe aufgeboten, wenn gleich dessen Stiftung ihm Kampf gegen Ungläubige zur Pflicht machte; doch so lange das Bundesgespenst in Preußen erschien, gebot Klugheit, diese Pflicht unerfüllt zu lassen. Wär es überhaupt dem Papst ein Ernst gewesen, die Kreuzherren unablässig gegen Heiden zu bewaffnen, so mußte er nie ihr Schwert mit einem Scepter verbinden.

Eugen der Vierte wollte damals durch eine große Flotte den Türken wehren in Europa einzudringen; Preußen half diese Seemacht ausrüsten, doch nur mit Geld.

Diese kurze Uebersicht von Conrads Verhalten gegen Freunde, Feinde, Nachbarn, Fremde, liefert das schönste Zeugniß für seine Klugheit, Vorsicht, Rechtlichkeit und Friedensliebe. Wie manche Bündnisse, die in Fehden ihn verwickeln konnten, hat er abgelehnt; unsichern Gewinn verschmäht; wie manchen Zwist nachgiebig oder standhaft geschlichtet; wie klug und herzlich seine Freunde bis an den Tod sich zu erhalten gewußt.

Auch Geschenke sparte er nicht zu Erreichung dieses Zweckes, Geschenke, damals von großem Werth, so gering sie auch in unsern Tagen scheinen mögen, nemlich Preußische Falken, die, an gebildetem Raubinstinkt, alle europäische Vögel ihrer Art weit übertrafen. Preußen war die einzige Hoheschule für Falken, und in manchem Jahre wurden deren fast zweyhundert an Fürsten und Herren, weit und breit versendet. Wer da bedenkt, welch' eine Menge

Zeit-

Zeitlücken, jezt bey den Großen durch schöne Künste oder kriegerische Uebungsspiele ausgefüllt, damals allein durch die Jagd in genußreiche Stunden verwandelt wurden: und wer da weiß, wie viel geneigter überhaupt die Fürsten Männern sind, die ihren Zeitvertreib befördern, als solchen, deren Verdienste bisweilen lieb, bisweilen lästig werden; der wird Conrads Falken nicht zu den Kleinigkeiten zählen, denn wer kann berechnen, wie mancher Tropfen Menschenblut durch eines Rebhuhns Tod gerettet worden?

Auch die geistlichen Herren waren lüstern nach jenen Raubvögeln, und überhaupt nach allem Vieh, das Kurzweil gewähren konnte. Des Hochmeisters Bruder, Jörgen von Erlichshausen, Thumherr zu Würzburg, wurde bey der Falkenspende nie vergessen, und dem Erzbischoff von Gnesen sandte Conrad einst zwey Affen mit den Worten: „als wir die reinlichsten auf dießmal gehabt haben.“

Auf solche Weise, nichts verschmähend, weder Großes noch Kleines, um geneigte Gemüther zu fesseln, gelang es diesem Hochmeister, dem Stamme, dessen Mark ein Wurm zernagte, die grünen Blätter noch eine Zeitlang zu erhalten, und Fremde, unvertraut mit der innern Zerrüttung, warben nach wie vor um die Ehre das Ordenskreuz zu tragen. Der Graf von Werthheim schwur dem Orden Treue, obschon ihm nur die Brüderschaft verliehen wurde. Der Burgemeister Colmann von Lübeck, bat um seines Sohnes Aufnahme, ein neuer Beweis, daß nicht immer der Stammbaum unentbehrlich war. Auch den Ruf gebildeter Sitten hatte der Marienburger Hof zu erringen gewußt. Henrich von Schomburg bekannte: der Hochmeister habe auf sein Bitten ihm vergönnt, ein Viertel- oder halbes Jahr an seinem Hoflager zu verweilen „nicht um Geld oder Gut, oder eingerley Ga-

gabung zu begehren, sundir alleyne daß ich mich die berurte Zeit bey seinen Gnaden endhalden und etwas deutsch lernen moge."

Eilftes Kapitel.

Benehmen der Geistlichkeit in Preußen.

Der Mann, der in ganz Europa Hochachtung zu gewinnen wußte, erzwang sie auch in seinem Lande. Wohl hütete er sich, durch Antastung des Bundes, den innern Frieden zu gefährden, aber ruhig, wachsam und gerüstet stand er fest auf seinem Platze; ein Schwert hielt das andere in der Scheide.

Bedenklicher war die Lage der Prälaten, weil unter geistliche Waffen prüfender Freyheitssinn nimmer sich schmiegt. Darum — die alte Eifersucht vergessend, oder doch verschiebend, (denn nie vergißt das Priesterthum) — knüpfte Furcht sie enger an den Orden.

Beyspiele mehrten diese gerechte Furcht. Nicht immer stritt der Bund nur für verweigertes Recht; nur zu oft lockte Machtgefühl ihn über die vorgesteckte Gränze. So begehrte Hans von Bayseu einst mit Ungestüm: nach seinem Gutdünken solle der Bischoff von Ermeland eine erledigte Pfarre besetzen. Der gekränkte Prälat befragte sich bey Land und Städten: ob sie Herrn Hans von Bayseu solche heimliche Worte mitgegeben ihn anzufahren?

„Ich habe," sprach er, „viel hochliche und trozige Worte leiden müssen." Drohend fügte er hinzu: „hab

„hab ichs helfen gut machen, so will ich auch wieder helfen es arg machen.“

Es war ihm Ernst mit dieser Drohung. Er begriff und ahndete, daß der Prälaten Demüthigung dem Orden, als stillem Zuschauer, wohl gar ein erwünschtes Schauspiel sey; darum beschloß er, ein Opfer nicht zu scheuen, wenn er dadurch seines Stiftes Heil dem Hochmeister näher an das Herz legen könne.

Um die Erlangung des Rechtes, ermländische Pfründen zu besetzen, hatte Conrad schon längst zu Rom geworben, seinem Anwald gebietend, ihm solches auszuwirken, „es koste auch was es koste.“ Mit Golde und Gründen wollte er die Bewilligung erfechten. Ein Bekenntniß vom ersten Bischoff von Ermeland war in seinen Händen: „daß die Kreuzherren das Land von den Ungläubigen gewonnen, der Bischoff sein Drittel unverkürzt erhalten, das übrige hingegen vom Orden zu Lehne trage. Dieses Zeugniß sandte er jezt nach Rom, mit der Bemerkung: daß jener Bischoff, Anselmus genannt, ein Ordensbruder, zuerst die Thumereyen gestiftet.

Dennoch hatten die Nachfolger dieses Anselmus stets hartnäckig und mit Glück um ihre Unabhängigkeit gekämpft. In Besetzung der übrigen Bisthümer und Kapitel durfte der Orden beliebig verfahren, nur in Ermelands Wahlen nie sich mischen. Jezt gab der Bischoff das theuer errungene Vorrecht freywillig auf. Seiner Eingebung und Conrads Bitten gemäß, übertrug der Papst dem Orden, als oberstem Schutzherrn der Kirche, das Recht, mehrere Pfründen zu besetzen. Der Bischoff erreichte seinen Zweck. Die Pflicht des Hochmeisters, das Stift zu beschirmen, war unausweichlicher. Wie schutzbedürftig es sey, lehrte tägliche Erfahrung.

Ein-

Eingriff in Privilegien hatte die Braunsberger empört, und zu so kräftigem Widerstande gereizt, daß der Bischoff vor das Concilium sie laden wollte. Aber schnell hielten sie dem geistlichen Geschoß den Bundesschild entgegen. Kaum hatten die Städte ihre Klagen vernommen, als sie, zu Rath und Hülfe bereit, den Hochmeister ersuchten: „er wolle den Bischoff bis auf die nächste Tagefahrt vertrösten, damit die Sache nicht außer Landes käme, und weder Seiner Gnaden noch den Städten fördere Mühe noch Bekümmerniß daraus erwachsen möchte. In den lezten Worten lag versteckte Drohung.

Conrad warnte den Bischoff, der sich fügen mußte. Doch die Wunde, dem geistlichen Stolze von Unterfassen mit Bundeshülfe geschlagen, heilte nicht. Der erste Ausbruch seiner innern, nur durch Schlauheit gezügelten Wuth offenbarte sich in frommer Verhetzung sämmtlicher Prälaten, die er bewog, auf einer Tagefahrt in Elbing zu versuchen, ob das einst furchtbare Phantom der, auf Seelenkindheit berechneten, Priestergewalt noch schrecken werde. Sie traten auf und sprachen mit hoher Salbung: „wir erfüllen unsere Pflicht als Seelsorger, indem wir euch eröffnen, daß euer Bund wider die Gesetze Gottes und der Natur, wider päpstliche und kaiserliche Rechte streitet. Solches gründlich zu erweisen sind wir erbötig, im Hofe zu Rom oder anderswo. Zehrung und Kosten wollen wir tragen, es möge der Ausgang für oder wider uns seyn.“

1446.

Die Abgeordneten stuzten, faßten sich aber schnell, und baten um Abschrift des seltsamen Antrags. Dann eilten sie zum Hochmeister, um zu vernehmen, ob das Beginnen der Prälaten sich auf sein Vollwort stütze? — „Ich weiß darum,“ versezte Conrad, „doch ob und wie ihr

ihr die Sache den Eurigen vorbringen wollet, das steht bey euch."

Zufrieden mit dem Bescheid, und des freyen Geistes gewiß, der die Städte beseelte, theilten sie jezt selber Abschriften der bischöfflichen Sätze aus, damit gleichsam die öffentliche Stimme über sie richten sollte. Und diese richtete streng. Murrend lief es von Mund zu Mund: „nur gegen Gewalt und Unrecht haben wir uns vereint; darum sind wir keine Rebellen, wie die Prälaten uns beweisen wollen; wir könnten es aber werden, wenn man uns länger so verunglimpft."

Dergleichen trotzige Aeußerungen wurden bald so laut, so allgemein, daß Conrad nöthig fand, auf einer hastig angesezten Tagefahrt in Elbing mündlich zu versichern: die Prälaten hätten es so böse nicht gemeint; nur freundlicher Gewissensrath, kein ehrenrühriger Vorwurf, sey in ihren Sinn gekommen. — Mit Galle im Herzen und Honig auf den Lippen, bestätigte solches mündlich der Bischoff von Ermeland; ja die schriftliche Erklärung, die der von Riesenburg ablesen mußte, enthielt nichts Geringeres, als Widerruf und Abbitte. Man überwand sich sogar zu bekennen: „Wenn wir von euch, als frommen, trauwürdigen Leuten, etwas Unbilliges, Unehrliches vernähmen, so würde uns geziemen, euch zu verantworten."

Dasselbe versicherte der Hochmeister und die Städte dankten ihm. Eine kurze, klare, obschon ungelehrte Abfertigung des bischöfflichen Anmuthens überreichten sie bald nachher; sie schloß mit der bedenklichen Frage: „ob die Prälaten auch, gleich dem Hochmeister, ihre Unterthanen bey Rechten und Freyheiten erhalten wollten?" Es wurde bejaht.

Dar-

Digitized by Google

Darauf wandte sich der Städte kühner Wortführer an Conrad, ohne durch der Bischöffe Gegenwart sich im mindesten irren zu lassen. „Ihr habt gelobt" sprach er, „gegen Verläumdungen uns zu vertreten; so haltet jetzt euer Wort, denn in großen Unehren hat der Bischoff von Heilsberg des Bundes bey andern gedacht."

„Dem ist nicht also," erwiederte der Bischoff, „ich fodere Zeugen."

„Es lohnt nicht der Zeugen," entgegnete der Redner, „denn auch vor ihnen würdet ihr läugnen; darum, wenn künftig Land und Städte mit dem Herrn Hochmeister zu handeln kommen, so sähen wir lieber, ihr bliebet daheim."

Gern! sagte der entrüstete Prälat, und entfernte sich auf der Stelle.

So scheiterte die geistliche Tücke an dem Felsen bürgerlicher Eintracht, und der Versuch sich aufzuraffen, hatte nichts bewirkt als Offenbarung der Ohnmacht.

Zwölftes Kapitel.

Versuch den Bund aufzulösen.

Eines Tages redete Conrad, mit dem ihm eigenen Tone, die Verbündeten also an: „Lieben Ritter und Knechte und lieben Getreuen! wir wollen mit Euch reden, und bitten Euch, daß ihr das zu Gute aufnehmet, wenn Gott weiß, daß wirs zu Eurem Besten thun. Als Euch allen wohl wissentlich, daß in unserm Orden etliche Zwietracht entstanden war, so habt Ihr unter Euch eine Verschreibung und Vereinigung getan, darum wir Euch denn nicht verdenken, wenn ihr das um Gefahr willen vielleicht Eures Leibes getan habt in solcher Zwietracht als es denn stunde in unserm Orden. Sundern ihm hat Gott der Allmächtige seine Gnade gegeben, daß der Hader, Gott sey gelobt, mit Eurem und vieler andern guten Leute Rath und Hülfe, getilgt und abe ist, daß wir Euch danken als unsern lieben Getreuen. So vernehmen wir, daß in und außer Landes man fast Rede darauf habe und spreche: daß wir mit Euch und Ihr mit uns nicht Eins sind um solcher Verschreibung willen. Darum bitten wir Euch mit begehrlichem Fleiße, Ihr wollet die gedachte Vereinung abe thun. Wir wollen Euch wiederum eine erbare billige Verschreibung tun, als man auch hie davon eine Abschrift wird lesen, damit wir hoffen, daß Ihr bas versorgt und verwahrt sollt seyn, und bitten Euch, daß Ihr solches in Güte aufnehmet, und uns eine gute Antwort darauf gebet, wenn wir hoffen und getrauen,

trauen, daß davon viel Liebe und Eintracht kommen solle."

Diese Rede mußte den Verbündeten willkommen seyn, denn sie enthielt ihres Regenten ausdrückliches Bekenntniß: daß er sie nicht darum verdenke, und die daraus entsprungene Hülfe ihnen danke. Allein der überraschende Vorschlag, den Bund aufzulösen, wurde dennoch nicht auf der Stelle beantwortet, sondern, zur allgemeinen Berathung, an die Aeltesten gebracht. Auch hier hatte Conrad klüglich vorgebaut; Hans von Bayßen war von ihm gewonnen und that redlich was er vermochte. Hätten nur die Ordensbrüder sich still verhalten, so möchte es vielleicht nach Wunsch gelungen seyn; denn scheinbare Gleichgültigkeit, die Gegner sicher machend, fördert ein Geschäft oft mehr, als unruhige Thätigkeit. So aber fand man jezt auf allen Straßen die Gebietiger, hastig eilend von einer kleinen Stadt zur andern, Jede um ihre Meinung vertraulich befragend, und im Ton der Frage lag bereits die vorgeschriebene Antwort. Doch die kleinen Städte schüzten klüglich ihre Einfalt in solchen hohen Dingen vor, beriefen sich, wie vormals, eine auf die andere, bis zulezt der Ring in den großen Städten wiederum zusammen lief. Noch manche Begebenheit weckte das schlummernde Mißtrauen aufs neue. Hier war ein Comthur, begleitet von einem gewonnenen Burgemeister zu Thorn, umher gezogen, und sein Gefährte hatte überall reuig erklärt, er habe, nach erkanntem Irrthum, vom Bunde abgelassen. Dort war dem Bischoff von Heilsberg die Drohung entschlüpft: man werde nun bald mit Ernst der weltlichen und geistlichen Waffen sich bedienen, man werde „ein Messer nehmen, und die Verbündeten abschneiden vom christlichen Glauben." Die Brüder ließen hier und dort, nach alter böser Gewohnheit, ihren

Zun-

Zungen freyen Lauf. Hans von Bayſen klagte es dem Hochmeiſter bitterlich: „Die Sache war auf gutem Wege, wollte Gott es wäre dabey geblieben. Ich hab' es Ew. Gnaden oft geſagt und auch geſchrieben: man ſoll betrachten den wilden, ungewiſſen Lauf der Welt, wie gar leichtlich zu verderben, was ſchwerlich oder nimmer wieder kommt. Ich habe getreuen Fleiß mit den Meinen gehabt, das zeuge ich mit Gott, und will das nimmer laſſen, wo ich Ew. Gnaden mag Treue leiſten, da ſoll an mir nicht Gebroch ſeyn. Sunder man mag ſo viel verterben, das ich dazu zu ſchwech wer wedder zu bringen." Der Biedermann befand ſich ſelbſt in einer mißlichen Lage, die er am Schluß mit den Worten ausdrückte: „Ueberall muß ich mich vorſichtig halten gegen die Leute, daß ich Glauben behalte."

So wurde Conrads klug eingeleiteter Plan durch muthwilligen Vorwitz der Kreuzherren zerſtört. Der Tag erſchien, an dem der großen Städte verſammelte Boten einander die Vollmachten ihrer Aelteſten, Schöppen, Zünfte und Gemeinden vorlegten; Alle ſtimmten auf Bundes Erhaltung und Vertheidigung. Ritter und Knechte, ſammt den kleinern Städten, traten willig bey; das Gelübde wurde erneuert: wir wollen feſt am Bunde halten, mit Leib und Gut ihn ſchirmen, nicht wider des Ordens Rechte, nur wider Gewalt und Unbill. Solches freymüthig erklärend, traten ſie vor den Hochmeiſter, und der ſprach: „Ich hab es gut gemeint, will Euer Beſtes Euch nicht aufdringen."

„Der Biſchoff von Ermeland," klagten Jene, „fährt fort den Bund zu verleumden."

„Ich werde ihn abmahnen laſſen," verſprach Conrad, „ſowohl durch meine Gebietiger, als durch das

Kapi-

Kapitel zu Frauenburg. Er soll berichtet werden, daß es mir leid ist und ohne mein Wissen geschieht." — Befriedigt nahmen die Städte dankbarlich Abschied.

Der weise Hochmeister, aus dem Zeitgeist die Erfahrung schöpfend, daß jede Prüfung den Bund nur enger knüpfte, ließ hinfort sich nimmer bewegen, ihn anzutasten, sondern bediente sich zu dessen Schwächung des einzigen wirksamen Mittels: einer löblichen, gerechten Regierung. Je länger er dem Bunde jeden Anlaß zu Beschwerden aus dem Wege räumte, je länger setzte er dessen Kräfte außer Uebung. Zeit und Ruhe mußten ihn endlich erschlaffen, wenn nur die Gebietiger, frey von Leidenschaften, diesen sichern Umweg nicht verschmähten.

Dreyzehntes Kapitel.

Das Erzbisthum zu Riga.

Die alte Eifersucht zwischen diesem und dem Orden war auch während Conrads Regierung wach. Die Prälaten in Liefland — so ging ein Gerücht — wollten das Land unter sich theilen und einer fremden Herrschaft unterwerfen. Sie litten nicht einmal, auf eine Bulle sich berufend, daß die geldbedürftige Ritterschaft dem Orden ihre Güter versetzte. Aus solchen Gründen begehrte der Hochmeister dringend, das Bisthum wieder an den Orden zu bringen.

Fast liefen die zwölf Jahre zu Ende, in welchen, einem Vertrag zufolge, Riga von den Kreuzherren durfte

durfte beſeſſen werden; ſchon erinnerte der Erzbiſchoff daran, und beſorgt meldete Conrad es dem Landmeiſter. „Es däucht uns nicht Noth ſeyn,“ antwortete dieſer, „daß Ihr ihm etwas ſonderliches darauf zu antworten bedürftet.“ Er rieth, die Sache glimpflich hin zu ziehen.

Conrad ließ nicht ab, in Rom an ſeines Ordens geiſtlicher Machtverſtärkung zu arbeiten, und die Ueberredungsgründe, deren er bisweilen ſich bediente, bewieſen ſeine Menſchenkenntniß. „Sagt dem Papſt, wir haben ſeiner Wahl zu Ehren ein te deum geſungen,“ ſchrieb er dem Ordensanwald, „auch in Liefland ein Gleiches verordnet. Aber dort wird vielleicht der Erzbiſchoff es hindern; das könnte nicht geſchehn, wenn künftig der Orden im Beſitz der Kirche wäre.“

Faſt mit gleichem Eifer trachtete Conrad nach der Danziger Pfarrkirche; ja um alle Kirchen bewarb er ſich, bauend auf die Gunſt, deren zu Rom ſein Anwald genoß; den der Papſt zum Kämmerling ernannt, und ihm ſogar die Engelsburg zur Wohnung eingeräumt hatte.

Endlich ſtarb der Erzbiſchoff zu Riga. Alſobald erneuerte der Hochmeiſter ſein Anliegen am päpſtlichen Hofe, betheuernd: längſt ſchon würde der ruſſiſche Krieg eine andere Geſtalt gewonnen haben, hätte nur ein Ordensbruder auf dem biſchöflichen Stuhle geſeſſen. Er ſchlug ſeinen Kapellan Sylveſter vor, und, nachdem er berichtet worden, daß ſolches nur durch klingende Opfer zu erlangen ſey, bewilligte er zu dieſem Zweck drey- bis viertauſend Ducaten. Die Größe der Summe gibt den Maßſtab für Roms Habgier und ſeines Wunſches Heftigkeit.

Der Landmeiſter ließ indeſſen, noch ehe der Erzbiſchoff begraben war, einen Vorbehalt an die Kir-

chenthüren schlagen. Propst, Dechant, Ritterschaft, wollten es nicht dulden, nach Rom sich wenden, zur neuen Wahl schreiten. „Papst Eugen, sprachen sie, hat zwar das Bisthum dem Orden verliehen, Papst Martin jedoch es widerrufen. Auch haben Meister und Kapitel sich verglichen, daß nie ein Ordensbruder der rigischen Kirche Haupt seyn solle, und das Concilium hat den Vergleich bestätigt.“ Darum hefteten auch sie ihren Widerspruch an die Kirchenthür, und wählten dann den Bischoff zu Lübeck, „wenn sie meinten, daß der ein groß bekannt Mann im Hofe zu Rom sey.“

Aber Conrads Ducaten drangen durch.

Vierzehntes Kapitel.

Vom Ablaßgeld und Petrspfennig.

Die Päpste spielten damals mit einer geliebten Puppe: Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche.
1440 Schon früher wollte man zu Florenz sogar die Indier und Cophten im Schoß der römischen Mutter versammeln. Zu diesem sehnsuchtsvoll gewünschten Zwecke hatte nun das Baselsche Concilium einen verkäuflichen Ablaß verordnet. Auch in Preußen war gesammelt worden, aber mit dem Zwecke nahmen es die Herren vom Concilio nicht sehr genau; denn wo Geld vonnöthen war, das keiner geben mochte, da stellten sie unbedenklich Anweisungen auf die Summen aus, die der Ablaßkram eingetragen.

Eine solche empfing auch Conrad zu Winsperg, des Reichs Erbkämmerling und des Conciliums Pro-

Protector, zum Ersatz des Aufwandes, in dieser Eigenschaft von ihm gemacht. Der bat den Hochmeister oft und lange, schriftlich und durch Sendeboten, dringend und beweglich, hub endlich an zu drohen: „wenn nicht in kurzer Frist das Geld erlegt werde, so wolle er die Preußen mit ihren Gütern fahen, wo er sie nur finde, je mehrere je lieber.“ Sogar der Herzog von Burgund ward um Zwangshülfe von ihm angesprochen, und wenigstens befragte Philipp sich bey dem Hochmeister um der Sache Bewandtniß. Da schrieb Conrad:

Der Orden hat mit dem Ablaßgelde nie zu schaffen, und dasselbe nie in seiner Gewalt gehabt. Vor langen Zeiten schon foderte ein Gleiches, mit Bullen bewaffnet, ein Cracauischer Doctor, dem ward geantwortet: er möge sich halten an die so es anginge, „daran er ein gut Gnügen hatte, und uns unbe„kümmert ließ.“ Am Schluß des Briefes schlug der Hochmeister den Marggrafen Hans zum Schiedsrichter vor.

Der Deutschmeister meldete: Winsperg werde sich wohl mit einer kleinen Summe abspeisen lassen. „Aber wir haben es nun einmal nicht,“ erwiederte Conrad, „auch gebietet ja die Bulle nur, den Winsperg nicht zu hindern. Der römische König und die Churfürsten ersuchten, ihm behülflich zu seyn. Jenem Befehle und diesem Gesuche haben wir Folge geleistet; die Bulle nach Liefland befördert; Prälaten, Land und Städte in seines Dieners Gegenwart verbottet, und ein offenes Bekenntniß der Prälaten ihm dargelegt, daß der Orden mit dem Gelde nichts zu schaffen habe.“

Später mochte dem Hochmeister doch wohl einleuchten, daß, wenn die Beyträge seiner Unterthanen

zu dem angekündigten Zwecke nun einmal nicht verwendet werden sollten, der Orden deren bedürftiger sey als jener Fremdling; darum bat er zu Rom wenigstens um die Hälfte, der schweren Kriege mit den Russen halber. Auch gelobte er, den dritten Theil in die päpstliche Kammer zu liefern, und zwar, (um doch die Bestechung anständig zu verschleyern) den Ungarn zum Beystand gegen die Türken.

Indessen verordnete seine Rechtlichkeit: die Prälaten sollen, von einem Gebietiger begleitet, in die Städte ziehen, wo das Ablaßgeld in Verwahrung liegt, es einfodern und nach Marienburg bringen. Dort sollen die Summen, genau verzeichnet, in Kasten mit drey Schlüsseln niedergelegt werden. Den einen Schlüssel behält der Prälat, in dessen Stift das Geld gefallen; den andern die Stadt, die es bis jezt verwahrte; den dritten der Hochmeister, der bis zu päpstlicher Entscheidung sich dafür verbürgt.

Endlich erschien eine günstige Bulle vom Papst Nicolaus, deren Styl es anzumerken, daß Seine Heiligkeit nicht ungern dem Concilium zuwider handelte. Des Ordens Vorwand, daß er selbst, durch langen Kampf gegen die Ungläubigen geschwächt, des Geldes zu seiner Erholung bedürfe, erklärte der Papst für gültig, entband ihn jeder Verbindlichkeit, nahm ihn vor üblen Folgen in Schutz, und sprach von Conrad von Wingsperg in zweydeutigen, herabwürdigenden Ausdrücken.

Zu des biedern Hochmeisters Ehre darf man vermuthen, er habe mehr das schamlose Aussaugen seines Landes hindern, als den Ordensschatz bereichern wollen, denn ein noch vorhandener Zettel beweist, daß der Ertrag der lezten Sammlungen, versiegelt den Städten wieder zugestellt worden.

Auch

Auch den Peterspfennig betreffend, hatte Conrad Anfechtungen. Ein päpstlicher Legat, Baptista, schrieb aus Polen: er werde kommen, den Orden zu visitiren und jenen Pfennig einzuheben. Eilig meldete Conrad nach Rom, solches gebühre nur dem Bischoff von Oesel, kraft einer Verwilligung Papst Eugens. Früher hatte er versucht, dieß Geschäft dem Ordensanwald zuzuwenden, um dadurch in den Ordensschatz eine neue Quelle zu leiten. Man könnte ja nachher, fügte er damals hinzu, dem Papste jährlich dreyßig bis vierzig Ducaten davon schenken.

Es wäre wohl der Aufmerksamkeit eines der Geschichte kundigen Rechners würdig, den Augenblick zu bestimmen, in welchem Deutschland seinen lezten Heller in den bodenlosen Abgrund der päpstlichen Kammer würde geschüttet haben, wenn Luther nicht dazwischen getreten wäre. Es bedurfte warlich keiner anderen Lockung, um die Fürsten der Reformation geneigt zu machen, als die Befreyung von schamlosen Gelderpressungen, die, unter tausend verschiedenen Namen, tausend Mal wieder kehrten.

Funf-

Funfzehntes Kapitel.

Die Vehmgerichte.

Wohlthätiger noch wurde für Preußen die päpstliche Huld, indem sie, auf Conrads Verwendung, es gegen die Vehmgerichte schüzte.

Wenn jemals geheime Inquisition gerecht genannt zu werden verdient, so mögen auch jene Richterstühle im Anfang ihrer Stiftung wohl vertheidigt werden; denn ihr löblicher Zweck ging dahin, die sogenannten himmelschreyenden Sünden zu strafen, die der Rache schweigender Gesetze sich entzogen; dem Unfug der Unschuldsproben entgegen zu arbeiten, und, mit des Verbrechers Gewissen im Bunde, bis in die fernsten Schlupfwinkel ihn zu verfolgen. Doch in ihrer Grundeinrichtung lag auch bereits die Nothwendigkeit, bald ungerecht, und, selbst dem Schuldlosen, schrecklich zu werden. Wie und wann ihre Ausartung begonnen, ist unbekannt; denn ein Gerichtshof, unter kaiserlicher Belehnung und bischöfflichem Schutze, durch altes Herkommen berechtigt, seine Urtheile und deren Vollstreckung, gleich dem Schicksal, in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen; unsichtbar allgegenwärtig zu richten; Beklagte unverhört ins Blutbuch zu schreiben, wenn nur sechs Zeugen die Anklage beschwuren — ein solches Gericht, von Menschen gehegt, konnte lange unentdeckt Werke der Finsterniß häufen.

Vereinte Beschwerden der Reichsfürsten bewogen Kaiser Sigismund zum ersten Mal, an Verbesserung dieser

dieser furchtbaren peinlichen Rechtspflege zu denken, doch erst seinem zweyten Nachfolger war des heilsamen Gedankens Ausführung vorbehalten.

Von den Kaisern begünstigt, hatten, mit der Zahl der Vehmgerichte, auch deren Anmaßungen sich vermehrt. Allmählig ihre Gerichtsbarkeit über die Gränze von Westphalen, in die Gebiete aller Reichsfürsten hinausschiebend, waren die Ladungen der Freyschöpfen wirklich schon bis Preußen gedrungen, obgleich päpstliche und kaiserliche Privilegien dem Orden das Recht verbürgten, keinen seiner Unterthanen vor ein fremdes Gericht zu stellen. Allein der Zeitraum, in welchem die mißvergnügten Stände des Ordens eigene Gerechtigkeit in üblen Ruf brachten, gebahr die Streitsucht mit ihrem häßlichen Gefolge von Schikanen. Jeder unruhige Kopf eilte vor fremde Richterstühle, selbst mit mißlichen Ansprüchen, diese beschönigend durch vorgeschützten Mangel inländischer Rechtspflege. So hatte vor kurzem ein Ordensunterthan zwey von Adel in Wien verklagt; der römische König übertrug das Richteramt dem Herzoge von Mecklenburg, der gegen den Hochmeister die bittere Bemerkung sich erlaubte: „er habe gefunden, daß der Kläger nothgedrungen worden, außer Landes Recht zu suchen.“ Ja, selbst elende Kleinigkeiten trug Händelsucht nach Wien, denn um dieselbe Zeit wurde der Vogt zu Leske dahin geladen, weil er einem Bürger sein Fenster verbaut hatte.

Doch wer den Gegner am meisten bekümmern wollte, der wandte sich an die Freystühle, und zeigte diesen den Weg nach Preußen. Schon in den ersten Monaten von Conrads Regierung führten die Städte, Schutz heischend, Beschwerden über solche Anfechtungen. „Liebe Getreue,“ sprach damals der Hochmeister,

ster, „Ihr habt uns gebeten Euch davor zu schirmen; Gott weiß, wir wollten es gern thun, wüßten wir Mittel und Wege dazu.“

Selbst kaiserliche Schutzbriefe fruchteten wenig; denn obgleich der Entwurf zu heilsamer Umschmelzung der Freystühle bereits kund geworden, so blieben sie doch immer noch zu Ladungen berechtigt, wenn nur der Kläger vorgab, ihm werde daheim das Recht verweigert. Ob sein Vorgeben wahr oder falsch, darnach fragten die Freyschöpfen nicht, und gerade in den Jahren, wo Kaiser Friedrich, durch den Erzbischoff zu Maynz, die Vehmgerichte zu beschränken suchte, wurde der Orden durch einen Freygrafen Mangolt am meisten bekümmert. Der Hochmeister warnte ihn: „Hüte dich! es sind im Orden auch viele Bischöffe, Priester und Wissende, dennoch unausgeschlossen von deiner Ladung, die wollen bittere Klage über dich führen.“

Aber Mangolt sprach: „Ihr habt Eure Rechte vom Reiche, und ich habe Macht zu richten über Alle die vom Reiche belehnt sind.“ — Conrad sah sich gezwungen, seine Beschwerden vor des Kaisers Thron zu bringen.

Der unstäte Mensch, der hierzu Veranlassung gab, verdient zwar keinen Platz in der Geschichte; auch geschieht es überall, daß dann und wann Thoren oder Betrüger auftreten, die durch eingebildete Ansprüche, Halsstarrigkeit oder Schelmerey, Richter und Gegner ermüden: allein die folgende Erzählung stellt ein ungewöhnliches Beyspiel auf, wie ein einzelner Bürger sich erlauben durfte, seinen Fürsten ungestraft Jahre lang zu necken; und mag daher, als Beweis der mangelhaften Rechtspflege jener Zeiten, hier eine Stelle finden.

Ein

Ein Mann aus Liebstadt trieb daselbst einen Kramhandel, und, so lange er lebte, wußte er sich Vertrauen zu erhalten. Doch bey seinem Tode blieb er den beyden Ordensschäfftern, deren Amt mit sich brachte, die kleinen Städte mit Kaufmannswaaren zu versorgen, eine ziemliche Summe schuldig, weshalb sie beyde Beschlag auf seine nachgelassenen Güter legten. Diese reichten aber nicht hin, die Schuld zu tilgen; nur Einer wurde zum Theil befriedigt, der Andere ging leer aus.

Um so befremdender schien, als, nicht lange nachher, des Mannes Sohn, Hans David, mit einer Foderung an den Orden hervortrat, die so ansehnlich war, daß, wenn man alle Häuser in seiner kleinen Vaterstadt verkauft und alle Bürger beschazt hätte, doch kaum die Hälfte derselben wäre zu erschwingen gewesen: Durch Briefe wollte er sie begründen, die Michael Küchmeister vor langen Jahren an seinen Vater sollte ausgestellt haben. Er wurde abgewiesen, doch ihm vergönnt sein Recht vor Papst oder Kaiser zu suchen. Er, damals unter polnischem Schutze lebend, fand für gut, sich zuerst an den König von Polen zu wenden, der seinen Erwartungen zwar nicht gnügte, indem er keine Gerichtsbarkeit sich anmaßte; doch bat er für ihn um sicheres Geleit zu einer neuen Untersuchung.

Der Hochmeister schwur auf seine Ehre, daß er dem Kläger nichts schuldig sey. Der Brief wäre falsch; dem ganzen Lande wohl bewußt, wie viel dem Orden selbst noch zu fodern übrig bleibe; man habe ihn aber nicht gemahnt, seiner bekannten Armuth wegen. Seine Foderung sey schon oft treulich erwogen, ihm auch gern erlaubt worden, überall zu klagen, wo der Orden zu Recht stehen möge. Wolle er in Preußen noch

ein

ein Mal sein Heil versuchen, so solle er dort so sicher seyn als noch vor kurzem.

Ob Hans David wirklich diese Erlaubniß zu benutzen gewagt, davon finden sich keine Spuren. Erst neun Jahre nachher verließ er Weib und Vaterland, um, nicht etwa vor Kaiser oder Papst, wie sichs geziemte, den Orden zu belangen, sondern vor den unbefugten Freystühlen; wo er doch auch lange am Rhein herum zog, von vielen wackern Männern abgewiesen wurde, ehe Reinhart von Dalwig, im Vehm-
1441. gericht zu Freyenhagen, sich seiner annahm. Hierauf ließ Freygraf Mangolt dreiste Ladungen ergehn, sich der harten Worte bedienend: „weil der Orden mit dem Schwert und sachtem Mord und Brand richte.“

Beleidigt an Ehre und Gerechtsamen, schien es dem Hochmeister nicht genug, daß eilf andere Freygrafen, auf sein Begehren versammelt, ihren Mitbruder Mangolt für straffällig erklärten; er wandte sich auch an den Kaiser, der unverzüglich durch ein Mandat an alle Reichsstände dem Orden Genugthuung gab, indem er des Freygrafen Anmaßung nichtigen Frevel nannte. Hans David, als er nach Cöln mit hessischem Geleite kam, ward verhaftet, oder — wie die Sprache jener Zeit bedeutender sich ausdrückt — in Kummer gelegt, mußte auch, trotz Dalwigs Einspruch, über zwey Jahre darin verharren. Doch unerschöpflich an Ränken war dieser Mann; denn daß der Kaiser, nach jenem Mandat, dennoch dem Erzbischoff von Cöln die Untersuchung aufgetragen, und bald darauf wiederum dem Marggrafen von Baden, und endlich, erst drey Jahre später, Befehl ertheilt, die Acten der kaiserlichen Kammer einzusenden, auch den Kläger, gegen Bürgschaft oder Eid, der Haft zu entledigen, damit er sich zu Nürnberg stellen könne —

Al-

Alles das erhellt aus Urkunden; doch wie es damit zugegangen, bleibt unbegreiflich.

Zwey Jahre wurde nun die Sache zu Wien herumgezogen, und endlich klar bewiesen, daß der Schuldbrief von dem Kläger selbst, mit Hülfe eines elbingschen Schülers, geschmiedet worden. Da verwies der Kaiser, statt den Unverschämten zu züchtigen — die Parteyen an den Papst, weil — Hans David, um das Maß zu füllen, einen Comthur, Eberhard Dyn, persönlich angetastet hatte, und dieser, als eine geistliche Person, keine Genugthuung am Kaiserhofe suchen wollte.

Also auch nach Rom mußte der Orden folgen, und, wenn gleich überall Sieger, so war es doch verdrüßlich, kostspielig, unrühmlich, zwanzig Jahre lang die Schikanen eines Landstreichers dulden zu müssen; und dennoch blieb das Ziel noch immer unerreicht. Selbst nachdem man schon zu Wien den Abenteurer in Bann gethan, wußte er das Endurtheil zu Rom noch drey Jahre zu verzögern, und erst nach Conrads Tode sprach solches der Cardinal Nicolaus Jossi kraft päpstlicher Vollmacht. Hans David und sein Spießgesell, Paul Frankleuen, nebst dem Freygrafen Mangolt, wurden zu ewigem Schweigen und einem Schadenersatz von 6000 rheinischen Gulden verdammt; im Fall der Widerspenstigkeit in Bann gethan, für vogelfrey erklärt. Dennoch mußte derselbe Cardinal, zwey Jahre später, abermals den Kaiser um Beystand des weltlichen Armes zu Vollstreckung des Urtheils ersuchen.

Indessen versank der Kläger in Elend, schlich zu Wien herum, hatte bey den Meisten allen Glauben verloren, wußte aber auch noch manchen zu täuschen. Das erfuhr der Ordenskapellan, als er daselbst, nach vielem Widerspruch und Erduldung öffentlichen Unwillens,

lens, des Streites Ausgang und des Betrügers Entlarvung an die Kirchenthüren schlagen ließ.

Des Schuldbriefs Unechtheit erwies der Orden klärlich, denn da war ein zerkraztes und wiederum beschriebenes Pergament; da waren unter den Zeugen Ordensbrüder als Comthure genannt, die nie Comthure gewesen; Andere, die den Schuldbrief nie mit Augen gesehen; da war eine Beglaubigung und eine Vollmacht vom Schöppengericht zu Paßnaw, in dessen Protocollen nichts davon zu finden; da mangelte sogar das Hochmeisterliche Siegel, was bey so wichtigen Urkunden nie zu fehlen pflegte.

Sollte man für möglich halten, daß, trotz alle dem, der Verbannte, Abgewiesene, Beschimpfte, doch noch einen Versuch bey dem Freyenstuhle des Grafen Walrabe von Waldeck wagen durfte, den der Orden abermals mühsam hintertreiben mußte?

Theils konnte das wohl nur zu einer Zeit geschehen, wo Buchdruckerkunst und Posten die schnelle Bekanntmachung solcher Händel noch nicht erleichterten; größtentheils aber kam dem durchtriebenen Kläger die Kunst zu Hülfe, überall, wo er zum Erstenmal erschien, Mitleiden zu erregen. Jeder bessere Mensch ist ohnehin geneigt, den Schwächeren in Schutz zu nehmen und dessen Vorgeben zu vertrauen. Seltenheit der Schicksale verschafft leicht Gehör, und mehr bedarf es nicht für einen listigen Betrüger, dem Stimme, Thränen und Geberden zu Gebote stehn. An schlauen Lügen unerschöpflich, ließ er, in den ausgewirkten Schriften, sich Laicus Varmienſis nennen, ja der Cardinal Josſi gab ihm sogar den Titel nobilis. Dem Grafen von Waldeck erzählte er, daß ihm der Orden 15000 Gulden und ein Leibgeding geboten, wenn er die Klage wolle ruhen lassen; man hätte gern gesehn, wenn er zu Cöln aus dem Gefängnisse entwichen wäre,

aber

aber seiner Freyheit habe er Recht und Wahrheit vorgezogen. Seine Aussage zu prüfen hatte der Graf keinen andern Maßstab, als des Klägers Zuversicht. Was Wunder daß er hintergangen wurde, wie er solches treuherzig mit den Worten bekannte: „Hans David habe sich so ehrlich und kläglich zu stellen gewußt.“ — Wie schwer und kostbar für den Orden! alle jene bald geschriebenen, bald gesprochenen Lügen immer gründlich zu widerlegen, vor so vielen von einander unabhängigen Richterstühlen, in so weiten Entfernungen, nach so langen Zwischenräumen; durch Gesandten, Zeugen, Boten, die, alle vom Orden bekostigt, bald nach Westen, bald nach Süden reisen mußten. Auch an Geschenken durfte der Orden nicht sparen in jener feilen Zeit.

Zwar verschlang endlich der Krieg die lezten Hoffnungen des Landstreichers, und, seinem Charakter getreu, von erprobten Talenten unterstüzt, nährte er sich zulezt als Wahrsager und Zeichendeuter; aber es war ihm doch gelungen, drey Hochmeister hinter einander, länger als zwanzig Jahre, vor Kaisern, Päpsten, Freygerichten, herumzuziehen, und ein Gleiches konnte jeder thun, der feindselige Schlauheit mit hartnäckiger Unverschämtheit verband.

Um vor solchen nichtswürdigen Befehdungen, zu welchen dreiste Abenteurer besonders durch die Vehmgerichte beherzt gemacht wurden, sich in Zukunft sicher zu stellen, wandte sich der Hochmeister an den Papst, und, während er dessen Schutzbriefe erwartete, (die, zu allgemeiner Freude, bald wirklich ankamen) bestätigte er gern den Beschluß der Stände, also lautend: 1448.

„Wer den Gegner vor die Vehmgerichte ladet, ohne glaubwürdigen Beweis, daß ihm Gerechtigkeit daheim verweigert worden; oder wer, nach bereits im Lande rechtlich abgethaner Sache, den Gegner dennoch wieder

der mit den Freystühlen bekümmern wollte; der soll dieses Landes entbehren zu ewigen Tagen, und dessen Gränzen nicht wieder betreten, bey Verlust der Güter und des Lebens."

Sechszehntes Kapitel.

Sitten und Gesetze unter Conrads Regierung.

Viel Böses war eingerissen, dem der Hochmeister nicht immer steuern konnte, weil, außer ihm, nur wenige steuern wollten. Wenn ein ehrlicher Mann mit seinem Weibe — so klagten die Handwerker von Marienburg — Abends von einem fröhlichen Gelage heim kehrt, so rauben und schänden Trunkenbolde die Frau mit Gewalt. — Unzucht, Kindermord, Abtreiben der Frucht, gewaltsame Entführungen, waren keine seltene Verbrechen. — Blutrache griff zuweilen dem Schwert der Gerechtigkeit vor. Ein Hofjunker Conrads ermordete ein Fräulein von Banthlow um eines spitzigen Einfalls willen, und wurde wiederum ermordet. Preußische Edelleute erschlugen in der Herberge einen Ritter mit sechs Knechten. Sie büßten durch Verbannung. Bisweilen aber empfing ein Mörder auch Geleitsbriefe, und erschien ungestraft wochenlang auf dem Schauplatz seiner That.

Huffen's Lehre war allgemein verbreitet, und dennoch herrschte dicker Aberglaube. Böse Geister trieben Besessene in Wasser und Feuer. Am Ostseestrande nekten reitende Gespenster die Börnsteinfischer. Zauberer trieben ihr Wesen. Heidnische Gebräuche schlichen

noch

Digitized by Google

noch im Finstern. Die Kirchen standen öde. Biersäufer zogen im Lande umher, und trieben es so arg, daß man sie brandmarken mußte. Durch Arbeit oder Krämerey wurden Feyertage entweiht. — Gierige Priester verkauften das Himmelreich für Erbschaften, thaten, um eines unbezahlten Pferdes willen, Bauern in den Bann. — Unter keinem Stande war so tief das Verderben eingewurzelt; denn was zu jener Zeit verboten werden mußte, war ohne Zweifel oft geschehn. „Kein Priester soll sich üppig kleiden," gebot der Bischoff von Culm, „Waffen tragen, Krüge besuchen, spielen, tanzen, Weiber verführen, in das Baderhandwerk pfuschen, Wucher treiben, Processe führen, sein Amt erkaufen, seine Kirche verlassen, um nach Belieben im Lande herum zu reisen; keiner soll Aberglaube verbreiten, Sporteln erpressen, aus der Beichte schwatzen, künftige Sünden vergeben, Blutgerichte hegen, das Heiligthum entweihen durch Blut oder Samen. — Wenn der Priester Lebenswandel solche Gesetze nothwendig machte, was durfte man von Layen erwarten?

Reichthum minderte sich zugleich mit dem Handel. Vormals tauschten Antwerpen, Brügge, Gent, die Waaren des Nordens hier gegen die des Südens ein; jezt brachte des Hansebundes Verfall und die Entdekkung eines neuen Weges nach Ostindien, dem nordischen Handel empfindlichen Nachtheil. Dennoch verarmten viele durch Luxus, und Spielwuth riß ein. — Handwerksunfug trieben die Gesellen. — Vorkauf drückte Arme. — Fremde Krämer entzogen Bürgern die Nahrung. — Verschuldeten Bauern wurde von strengen Herrschaften das Ackergeräth abgepfändet. — Das Gemählde enthält der dunkeln Züge schon mehr als zu viele.

Con-

Conrad versuchte redlich, durch strenge Gesetze alle diese Uebel auszurotten. Sein Ohr stand jedem Bedrückten offen, Einzelnen wie Ständen, und sein Auge wachte über die Beamten. Die schlaue, mittelbare Weise, wie er manchem Unfug vorzubeugen strebte, wäre empfehlungswerth für jeden Gesetzgeber. Heimliche Zauberey verwies er an die Bischöffe. Wer zu berüchtigten Geisterbannern fuhr, dem durfte jedermann Wagen und Pferde nehmen. —

Arbeit an Feyertagen blieb allein vergönnt, um Wittwen oder Waisen zu helfen, und auch diesen nur um Gotteswillen, nicht einmal Speis' und Trank durfte man zum Lohne erwarten.

Kein Preuße sollte in deutschen Dörfern oder Städten dienen. Nicht absondern wollte Conrad die Preußen von den Deutschen durch dieses Gesetz, das beweist die Ausnahme, welche er hinzu fügte: es möge doch geschehen, wenn die Preußen daheim im Christenthum verabsäumt würden. Es sollten also nur dem Ackerbau der Preußen keine Arme entzogen werden; denn Deutsche waren wohl zu stolz, sich bey den Preußen zu vermiethen, und so das Gleichgewicht wieder herzustellen. — Der Entführer einer Jungfrau, sammt Gehülfen, gingen aller ihrer Güter und jedes Erbrechts verlustig. Gleiche Strafe drohte der Jungfrau. Hatte jedoch der Jüngling redlich um sie geworben, und sie vor ehrbaren Leuten ihren Willen offenbart, so waren beyde schuldlos. —

Ein Kind, das seine Aeltern verließ, sollte nicht erben, nur gehorsamen Kindern das Erbe zufallen; ein Gesetz, das dem Herzen des kinderlosen Hochmeisters Ehre bringt. —

Wenn

Digitized by Google

Wenn ein Bauer seinem Herrn nichts schuldig war, so mochte er sein Erbe verkaufen, (in werende Hand bringen) und ziehen wohin er wollte. Damals also drückte Leibeigenschaft den Landmann noch nicht; aber das Bestreben, den Bauer zum Leibeigenen herab zu würdigen, mußte häufig sichtbar werden, weil Conrad nöthig fand, es durch ein Gesetz zu hemmen. Nur den arbeitsfähigen Bettler nahm er davon aus, mit den Worten: „wenn dy rechte wollen, das man dy eigen machen sal.“ — Die Ehen der Knechte und Mägde durften nicht mehr gehindert werden; also auch diesen Frevel an der Natur erlaubten sich die Herrschaften. —

Kein Kauf oder Tausch, am Abend geschlossen, sollte gültig seyn. Conrad kannte und fürchtete seiner Unterthanen Hang zum Trunke. —

Niemand durfte auf geistliches Recht oder die Herrschaft sich berufen, bevor er seinen Streit vor dem gebührenden Richter geendigt hatte. Dieß Gesetz verhütete nicht allein Schikanen, sondern auch despotisches Einmischen in schwebende Händel. —

Dem Luxus zu steuern, verbot Conrad den eitlen Frauen köstliche Borten, Gebräme und Gold, auf Mänteln, Röcken, Hauben. Nicht mehr als drey Unzen Perlen durften sie an sich tragen. Köstliches Pelzwerk blieb Handwerkersfrauen gänzlich untersagt. Um auch den Anreiz zu unnützen Ausgaben zu vermindern, sollten die Krämer ihre Waaren nicht auf die Fenster stellen oder sonst auslegen; ein nachahmungswürdiges Gesetz in unsern Tagen. — Bey Hochzeiten und Kindtaufen schrieb er die Zahl der Schüsseln, das Maß der Getränke vor. — Alle Spiele verbot er, nur das Bretspiel ausgenommen. — Sogar bis auf

Verbrecher, die zum Tode verurtheilt worden, erſtreckte ſich des Hochmeiſters milde Vorſorge; ſie ſollten nicht ſterben unverſöhnt mit ihrem Gott.

Noch manche andere heilſame Geſetze floſſen aus Conrads Feder und Herzen. Viele ſchloſſen mit der Drohung: der Uebertreter ſoll ſeine Buße nicht wiſſen. Dadurch wurde freylich die Strafe in des Hochmeiſters Willkühr geſtellt; auch das Begnadigungsrecht behielt er allein ſich vor.

Mitten unter alle dieſe Geſetze hatte ſich auch eines verirrt, welches der Stände nie einzuſchläfernde Wachſamkeit bewies, und alſo lautete: „Item daß unſer Herr Homeiſter keinen Krieg anhebe adir Bunde mit Herren adir Fürſten ſulle machen, adir Frede, ane der Herren Prelaten, Gebietiger, Lande und Stete wille und wiſſen.“ Dieſe Bewahrung ſtand nicht in der geringſten Verbindung mit dem übrigen. Wem fällt nicht Cato's caeterum puto Carthaginem eſſe delendam dabey ein?

Sie-

Siebenzehntes Kapitel.

Ordenszucht unter Conrads Regierung.

Gern besprach sich Conrad mit Land und Städten, die eignen Vortheil oder Schaden am besten kennen mußten, über Sittengebrechen oder Wirthschaftsmängel, ließ sich gern belehren, erwog ihre Vorschläge unparteyisch und erhob sie zu Gesetzen. Aber des Landes Verfall war nur Folge von dem des Ordens; darum richtete er sein Augenmerk unausgesezt auf beyde, rieth, befahl, drohte, bat. Eine ernste Warnung vor Parteysucht ließ er in allen Conventen verlesen, erinnernd, daß er im lezten großen Kapitel zu Marienburg einen theuren Eid geschworen, solches nicht zu dulden. Zugleich schärfte er das Verbot ein, Ordensheimlichkeiten vor weltlichen Leuten auszuplaudern.

Den großen Entwurf, den er vielleicht schon lange in redlicher Brust nährte, die verwilderten Brüder zur alten Regel, besonders zu Gehorsam und Entsagung des Eigenthums zurück zu führen, brachte er endlich, mit Rath der Gebietiger, zu einer Satzung, und verordnete jährliche, strenge Besuche, um ihr ewige Kraft und Gültigkeit zu verleihen. Aus dieser Satzung, die auf Sittenzucht und Lebensweise der gemeinen Brüder wie der Beamten gerichtet war, werden die herrschenden Mißbräuche kund, und, was verboten wurde, beweist hier abermals unwidersprechlich was geschah. —

„Unkeuschheit, Ungehorsam, soll man strafen."

„Kein Bruder soll sich in Parteyen, Bündnisse, Verschreibungen einlassen wider seinen Obern oder den Orden, weder mit Fremden noch unter einander; bey allerschwerster Buße, Verlust aller Aemter und Würden.“

„Des Ordens Geheimnisse soll kein Bruder vor weltlichen Leuten, oder gar dem Gesinde offenbaren.“

„Brüder, welche Amt, Häuser, Zimmer oder Nutzung von Früchten auf Lebenszeit durch Verbriefung des Hochmeisters besitzen, sollen diese Briefe ausliefern, damit man sie vertilge, und kein Schein des Eigenthums daraus entspringe. Kein Hochmeister soll hinfort dergleichen Vergünstigungen zugestehn.“

„Kein Beamter soll, aus gleichen Gründen, Haus oder Gut des Ordens verpachten.“

„Der Gebietiger soll im Convent nicht auf seinem Gemach speisen, es wäre denn, daß er achtbare Gäste hätte.“

„Der Pferdemarschall soll der Brüder Pferde bezeichnen, damit sie nicht, ohne der Obern Wissen, verkauft, verliehen, vertauscht werden.“

„Niemand soll, außer dem Convent, Gemach und Kammern haben, es sey denn mit des Hochmeisters Bewilligung.“

„Bürgern und Bauern soll man nicht auf Zinsen leihen, bey Verlust des Geldes.“

„Kein Bruder soll im Convent Federspiel (Falkenjagd) oder Hunde halten, ausgenommen der Comthur und Hauscomthur, doch mäßig, und sollen ihre Jagd nicht mit in die Kirche nehmen.“ (!)

„Nur auf zwey Nächte darf ein Bruder über Land reiten, und nicht weiter als bis auf das nächste Haus. Bey Gevatterschaften, Hochzeiten und andern Quaasen soll er nie sich einfinden.“

„Im Rempter (Speisesaal) darf kein Würfel- oder Spiel um Geld, sondern nur Schachzabel und Tscha-

Tschakunenspiel verstattet werden. Die Glocke soll Spiel- und Trinkgelag scheiden."

„Die Brüder sollen nicht zu halben oder zu fullen (vollen) trinken, auch nicht Bier messen (ausschenken), weil sich weltliche Leute sehr daran ärgern."

„Nachtcollation und Frühworte sollen abgestellt, den Brüdern die Nothdurft gereicht, statt deren kein Geld gezahlt, kein Almosen vom Tisch gegeben werden."

„Knechte oder Jungen zu halten, wird untersagt."

„Kein ungewöhnlicher Kleiderschnitt, keine russische Hüte, keine Verbrämung an den Taschen. Bey Tische sollen die Brüder nicht in kurzen Kleidern, sondern in zulassenen Mänteln erscheinen, wohlgezogen seyn, das Schweigen halten, dem Vorleser zuhören."

„Frühmetten darf niemand versäumen. Die Priester sollen ihre Zeit und Messe nach der Ordensregel halten; alle drey Wochen das Abendmahl austheilen; beym Lesen der Vigilien die Sylben fein absetzen, nicht eilen (plappern); Ordensbuch und Notteln wohl inne haben, weil sich die andern nach ihnen richten; die Sünder in der Beichte getreulich und herzlich strafen um Unkeuschheit, Ungehorsam und Eigenschaft" (Eigenthum).

„Eines Zwistes, der schon vertragen worden, soll Niemand förder erwähnen."

„Dem Widersezlichen verbiete man die vier Wände bis zu des Hochmeisters Zukunft."

„Wenn ein kranker Bruder in der Firmarie (Krankenzimmer) die lezte Oelung empfangen hat, so soll man seinen Nachlaß versiegeln, und, wenn er stirbt, dem Treßler übersenden. Keiner darf ein Testament ma-

machen, oder etwas auf dem Todtenbette verschenken, ohne Wissen und Bewilligung des Hochmeisters."

Diese Punkte und Conrads bittere Klagen über säumigen Gottesdienst, beweisen zur Gnüge, daß die Kreuzherren damaliger Zeit, nicht viel mehr thaten, als schwelgen, jagen, spazieren reiten, wuchern, Geld zusammen scharren, Pferde handeln, spielen, sich puzzen, und daß sie überhaupt jeder Art von klösterlichem Zwange so viel möglich auswichen. Zwar berühren die Extreme sich überall: wo unter einem Volke Ausschweifungen, Körper entnervend, im Schwange gehn, da finden sich gewiß auch finstere, Seelen zerrüttende Schwärmereyen. Achtzehn Brüder bekannten sich öffentlich zu der strengen Lehre eines Tauler, eines Dominicanermönchs, und verlangten vier Dörfer, um, einem alten päpstlichen Verbot zuwider, sich abzusondern, um frommer Kasteyungen willen.

Aber Conrad dachte blos darauf, die alte Zucht und Sitte wieder herzustellen, denn nur das vermochte der Unterthanen eingebüßte Ehrfurcht aufs neue zu erwecken. Gern sezte er auch seiner eigenen Macht Gränzen, verordnend, daß ein Hochmeister, seinem Eid gemäß, der Gebietiger Rath befolgen solle. Gelang es ihm, den Eigennutz zu bekämpfen, das gefährliche Trachten nach Selbstbereicherung auszurotten, so verstopfte er dadurch die meisten Quellen übler Amtsverwaltung, Verwahrlosung der Güter und anderer Ungerechtigkeiten; denn es leben auf Erden nur wenige Ungeheuer, denen Böses thun Vergnügen macht, auch wenn es keinen Vortheil bringt; und es würde leicht seyn, das ganze Menschengeschlecht zur Tugend zu führen, wenn das Laster nichts mehr eintrüge.

Um des Ordens Eigenthum kennen und bewachen zu lernen, ließ Conrad jährlich Verzeichnisse machen, von besezten oder unbesezten Huben, der Zinsleute Zahl,

den Einkünften seiner Aemter; und wenn gleich diese Berichte das Verdienst gewissenhafter Treue nicht haben mochten, so erfuhr er doch genug um einzusehn, daß er tausend Mißbräuchen kräftig steuern müsse. Ein ernster Geist der Ordnung, Vorsicht und Gerechtigkeit lebt in den Satzungen, welche dahin zielen. Die Gebietiger, so war sein Wille, sollten Getreide aufschütten in Gränzhäusern auf zwey Jahr. Es geschah säumig, und das schon vorhandene wurde veruntreut. Da verordnete der Hochmeister: „Die Beamten sollen das Fehlende alsobald ersetzen, müßten sie auch Hengst und Harnisch drum verkaufen. Nicht in fremden, sondern in des Ordens Speichern, sollen sie das Korn verwahren, denn nur von ihnen wird man Rechnung fodern."

Schärfer noch verfuhr Conrad mit einem Vogt, den er ehrlos machte, indem er allen Conventen laut verkünden ließ, der Unwürdige habe viel Gold und Kleinodien, aus dem Nachlaß des verstorbenen Hochmeisters, verheimlicht, unterschlagen.

Um die Wälder zu schonen, „die man ganz aus„thut, verkauft und durch Pechöfen wüste macht," sollten die Gebietiger nur nach Nothdurft ihrer Aemter Bauholz fällen, nur Bruchholz verkaufen, und alle Pechöfen gänzlich abschaffen, außer in einigen sehr waldigten Gegenden. — Sogar bis auf die Bücher, die ein sterbender Bruder hinterließ, erstreckte Conrad seine Sorge; sie sollten nicht verkauft, sondern zu einem Bücherschatz gesammelt werden.

Keine Bedrückung der Unterthanen wollte er dulden. „Niemand, hieß es, soll an Gerichtsgebühren mehr nehmen und fodern, als ihm von Rechtswegen gebührt, und dem Armen soll man darin Gnade thun."

„Mit

„Mit ungewöhnlichen Scharwerken (Frohndiensten) soll man die armen Leute unbekümmert lassen. Wer Fuhren braucht, oder seinen eignen Hof baut, der soll es auch mit eignem Gelde thun.“

„Nicht mehr als drey angestorbene Haken soll der Gebietiger vergeben; keinerley Recht verschreiben; keine Dienste zusammenschlagen; kein bäuerisch Erbe zu Dienste machen; keiner Kirchenlehen sich anmaßen; keines Bruders Verlassenschaft antasten.“ —

Um diese heilsamen Verordnungen bey Kraft zu erhalten, sollten jährlich strenge Besucher durch alle Ordenshäuser gehn, welchen kein Bruder, bey seinem Gelübde, verschweigen durfte, woran er des Ordens Schaden erkenne.

Solches alles wurde befolgt im ersten Jahre, und Conrad länger lebend, hätte gewißlich Früchte seiner klugen Maßregeln geerntet; oder, wenn sein Geist auf seinem Nachfolger ruhte, so wäre des Ordens kranker Körper bey so strenger Lebensordnung sicher genesen. Freylich trug der Brüder größte Zahl die ungewohnte Strenge murrend, und man könnte jene Stimmung, welche unter ihnen herrschte, wohl mit der der prätorianischen Leibwache vergleichen, als Pertinax die Kriegszucht wieder herstellen wollte. So wie dort, mußten hier des Regenten Gemeinsinn, der Gehorchenden Mißbräuche in die Augen leuchten; so wie dort, wagten die lezteren auch hier nur heimlichen Spott, und wenn sie nicht, wie dort, mit Gewaltthaten sich besudelten; so war es minder Ehrfurcht vor Religionsgelübden, als ritterliche Scheu vor Beschimpfung, die den gezückten Dolch zurück hielt.

Acht.

Achtzehntes Kapitel.

Conrads Verhältniſſe mit dem Deutſchmeiſter.

Faſt mehr Schlauheit als einem Biedermanne ziemte, bewies Conrad, indem er die Hochmeiſterlichen Rechte gegen den Deutſchmeiſter nicht männlich behauptete, ſondern zu erſchleichen ſuchte. Durch Nachgiebigkeit räumte er den härteſten Stein des Anſtoßes aus dem Wege, als er beym Antritt ſeiner Regierung, im großen Kapitel zu Marienburg, die Statuten Werners von Orſelen förmlich bekräftigte. Allein er that es ungern, und wandte ſich heimlich an den Papſt, um ſeinen eignen Schwur zu vernichten. Dieſe Verhandlung mag leicht in Conrads redlichem Character als ein Flecken erſcheinen, den der Geſchichtſchreiber nicht zudecken ſoll.

„Ihr wißt," — ſchrieb er an den Ordensanwald zu Rom, — „Ihr wißt, was Eberhard von Sansheim vormals gethan, auch daß er die Statuten, wie man ſpricht, vom Kaiſer beſtätigen laſſen. So iſt euch wohl noch inndächtig, da wir zum erſten Meiſter wurden, was Anfechtungen wir von demſelben Eberhard von wegen der Statuten hatten, und wollten wir Eintracht und Frieden haben in unſerm Orden, drang er uns dazu, nach ſeinem Willen, ein ſonderlich Statut zu verſiegeln." Weil nun aber die Beſtätigung weder dem Kaiſer noch dem Concilio gebühre; ſo ſoll der Anwald ſich bemühen, daß, trotz der Verliebungen und Verſiegelung, die Statuten

tuten widerrufen werden, auch erinnern, daß schon Papst Eugen die Bestätigung verweigert habe. Er soll es aber heimlich betreiben, „damit die in Deutschland nichts davon erfahren.“

Der Anwald gehorchte. Sein Bemühen war nicht fruchtlos: Papst Nicolaus gab den preußischen Bischöffen Vollmacht, Werners Statuten aufzuheben: weil nicht selten das heilsam Geglaubte zum Schaden gereiche; ja er trieb die Gefälligkeit so weit, zu erklären: daß er diesen Schritt, nicht erbeten, sondern aus eigner Bewegung thue. Zugleich vernichtete er alle Eide, alle Bestätigungen, welche bindend scheinen möchten.

Gewalt ohne Rechenschaft muß wohl unwiderstehlich reizen, weil selbst der offenste Mann seines Zeitalters durch ihren Zauber zum Heuchler wurde. Freylich war der Orden in Deutschland widerspenstig; was Paul Rußdorf nachsichtsvoll übersehen hatte, wollte man nunmehr zur Regel machen.

Unter Conrad von Jungingen geschah es zum Erstenmale, so viel man weiß, daß die Gebietiger in Deutschland, nach dem Tode ihres Meisters, den fränkischen Landcomthur Egloffstein, und zwar nur diesen Einen wählten, dessen Bestätigung sie gradezu vom Hochmeister heischten; dießmal um so minder Widerspruch erwartend, da dieser Egloffstein ein Bruder des Bischoffs von Würzburg, eines bekannten und geehrten Ordensfreundes war. Sie täuschten sich in ihrer Hoffnung nicht. Auf gleiche Weise war, in den lezten unruhigen Jahren Michael Küchmeisters, Eberhard von Sansheim Meister geworden; denn darauf gründete sich der Vorwurf, den Paul über seine Wahl ihm machte.

Als nun der alte störrische Mann starb, wählten die Deutschen abermals nur Einem, er hieß Eberhard von Steten, und Conrad, seinem Geist der Mäßigung getreu, verweigerte die Bestätigung zwar nicht, doch mit Vorbehalt, daß man künftig die alte Regel nicht verletzen sollte. Dennoch übten sie, kaum ein Jahr nachher, bey der Wahl des Jost von Venningen, das angemaßte Recht von neuem aus, sprechend: wir wollen keineswegs der Macht und Würde des Hochmeisters Eintrag thun, sondern nur Zwiespalt verhüten. Conrad, in die Zeit sich fügend, ließ die kahle Entschuldigung gelten; erinnerte blos den neuen Meister, gegen seine Brüder und Beamten mit gleicher Strenge als in Preußen zu verfahren: doch der redlichste Fürst müht sich vergebens, wenn er den Vollstreckern seines Willens nicht Gemeingeist einzuhauchen vermag.

Neunzehntes Kapitel.

Conrads Tod.

Damit die gehässige Mönchsaristocratie sich selbst zerstören möchte, beschloß das Schicksal, den weisen Conrad ihr zu entrücken. Schon lange hatte seine starke Seele gegen den schwachen Körper gekämpft; schon lange mußte er in Rom um die Vergünstigung bitten, Fleisch und Milch essen zu dürfen, weil ihm Fisch und Fastenspeise „Gott weiß sehr zuwider sey."

Dann begehrte er vom Papst, für klingende Gebühr, Lossprechung von allen Sünden, „darauf wir „ein Gewissen haben würden, wie die auch wären, groß „oder klein." Doch der redliche Mann fügte sogleich hinzu (in seinem Schreiben an den Ordensanwald), „Ihr dürft Euch nicht befahren, daß wir turstig oder mit Vorsatz darauf sündigen wollten, denn wir uns selbst ungern vorleiten mögen." Das Gesuch entsprang nur aus dem Gefühl zunehmender Schwäche. Schon Einmal hatte ihn der Schlag gerührt; dennoch wollte er seiner nicht schonen, die jährliche Umreise in eigner Person vollbringen; da traf ihn zu Graudenz der Schlag zum zweyten Mal. Er ließ eine Strecke weit sich fahren, ritt dann wieder, „wiewohl gar übel," bis nach Thorn und Sthum, nicht achtend seines Hofgesindes Warnung. Jezt verließen ihn die Kräfte, man fuhr ihn vollends nach Marienburg.

Sogleich traten die Gebietiger haufenweis zusammen, um sich zu berathen, nicht wie etwa, nach Conrads

rads Tode, des Ordens Gebrechen mit gleicher Klugheit möchten zu heilen seyn; sondern nur wie man den verhaßten Bund zerstören könne. Zwar gab es auch noch manche rechtlich denkende, welche meinten: man könne den Bund wohl ungeprüft lassen; sey er doch keine Verschwörung, nur eine Schutzwehr, durch mancherley Unfug den Unterthanen abgenöthigt, und keinem zu verargen, so lange die Natur jedes Thier mit Waffen rüste, um gegen seinen Unterdrücker sich zu sträuben. Eigenmacht werde, selbst durch verjährten Besitz, nie zu Recht gestempelt. Man solle nur verhüten was den Bund gestiftet, Verträge halten, und jährlich zu Gerichte sitzen über groß und klein, keinem zu Liebe noch zu Leide, so werde der gefürchtete Bund allmählig von selber schwinden.

So dachten die weisesten. Andere hingegen murrten: Conrads Nachsicht sey dem Orden schimpflich gewesen; Eigenmacht, in die der Bund gegriffen, der Oberherrschaft erstes Recht, das zu beprüfen dürfe sich kein Unterthan herausnehmen. Gelindigkeit habe den Bund beherzter gemacht. Nur durchgedrungen, die Häupter gefaßt, Strenge gehandhabt, so würden die übrigen bald kleinlaut sich zum Ziele legen.

So waren die gesinnt, die zu Mewe sich versammelten und beschwuren, daß der künftig gewählte Meister den Bund vernichten sollte, es möge daraus entstehen was da wolle.

Darauf gingen sie, dem alten Herkommen gemäß, zu dem siechen Hochmeister, um seinen Rath zu vernehmen, wegen eines würdigen Nachfolgers. Sie huben das Gespräch mit höflicher Klage über seine Krankheit an, ihn vertröstend auf die Macht Gottes, die alles noch zum Besten wenden könne. Da sprach

Conrad

Conrad die strafenden Worte: „Ich habe in meinem Amte von Euch und Andern so wenig Freude erfahren, daß ich wohl krank werden müßte, wenn ich es noch nicht wäre. Mir ist so wohl, ich begehre nur zu sterben. Gott vergebe mir meine Sünde!“

Als sie ferner einen Rath von ihm heischten, wem man, im Fall seines Hinscheidens, zum Verweser des armen betrübten Landes erkiesen solle? da antwortete der Hochmeister:

„Unter Euch sind zwey, die vor andern darnach trachten. Nehmt ihr Heinrich Reuß von Plauen, so habt ihr Krieg und Aufstand. Dasselbe möchte erfolgen, wenn ihr meinen Vetter Ludwig wählt, der sich selber nicht zu rathen weiß, und immer thun wird, was die Meisten begehren, oder die am lautesten schreyen. Ich dürfte Euch wohl rathen zu Herrn Wilhelm von Eppingen, Comthur zu Osterrode, der ist ein sanftmüthiger, friedliebender Mann, der das Land mit Treuen meinet. Aber was nuzt mein Rath? es ist doch umsonst, denn ich weiß was ihr beschlossen habt. Uns steht groß Unheil bevor um unserer Sünden willen. Wir achten nicht des Gottesdienstes, leben in Uebermuth, und jeder thut was ihn gelüstet. Wollte Gott ich wäre in ein Kartheuserkloster gezogen, mir wäre nun viel besser. Gott erbarme sich des armen Landes! Er hat es uns gegeben, so sehet zu, daß er es nicht wieder nehme.“ —

Nach dieser beweglichen Rede kehrte er sich gegen die Wand, jammerte und seufzte. Da gesegneten ihn die Gebietiger und gingen davon, einige ihn kleinmüthig scheltend, andere mit niedergeschlagenen, bethränten Augen, und den Seufzer auf der Lippe: Jesus Maria steh uns bey!

Der

Digitized by Google

Der edle Conrad starb, und nahm nur das Bewußtseyn erfüllter Pflicht, ach! nicht die Hoffnung segenreicher Folgen mit aus der Welt. Er ist der lezte Hochmeister, dessen Gebeine in der Gruft zu Marienburg ruhen. Fester, unbestochener Sinn in jeder Lage seines Lebens; strenge Gerechtigkeit im Lande; ein stilles verständiges Wirken außer Landes; ununterbrochene, väterliche Sorgfalt für die Geringsten wie die Ersten seiner Unterthanen; ein milder Ernst, ein thätiger Wille, um alle Mißbräuche auszurotten; das sind die Blumen, die — schöner und freudiger als blutiger Lorbeer — seine Gruft umgrünen.

Zwanzigstes Kapitel.

Ludwig von Erlichshausen.

1450 — 1467.

Uneingedenk der Warnung des Sterbenden, wählten die Gebietiger seinen Brudersohn Ludwig von Erlichshausen. Anfangs war die Wahl zwiespaltig, denn viele gaben ihre Stimmen dem Heinrich Reuß von Plauen; aber dieser hinterstellige Mann begab sich aller Ansprüche zu Gunsten seines schwachen Neffen, den zu beherrschen, wenn auch minder rühmlich, doch sicherer schien.

Die Stände beschlossen, dem neuen Meister zu huldigen, aber mit denselben Worten wie seinem Vorfahren; dabey auf Bundesbestätigung, und was dem anhing, ernstlich zu dringen. Im Orden riethen manche kluges Nachgeben, wenigstens zum Scheine, bis auf gelegenere Zeit. Andere tobten, vor allen der Deutschmeister Jost von Venningen, der jede freundliche

Digitized by Google

liche Maßregel trotzig verwarf, zu offener Gewalt rieth, kräftigen Beystand versprach, sich vermessend, er wolle vor Papst und Kaiser des Ordens Rechte vertreten. Die Stände erfuhren bald des ungestümen Mannes Aeußerungen. Sie beschwerten sich darüber bey dem Hochmeister, der sie ungütig empfing, ja die Worte sich entfallen ließ: „Ich will es Euch gedenken, sollte ich auch noch zehn Jahr und länger leben.“

Solche Drohworte stärkten nur des Bundes Einigkeit und mehrten Erbitterung, die ohnehin durch den Bischoff von Heilsberg neuen Zunder empfangen hatte. Dieser hochfahrende Prälat erlaubte sich viel Unrecht gegen seine Städte, wollte aber vor keinem andern Richter stehen als dem Papste. Auch machte er seinem Mitbruder, dem Bischoff von Leslau, bittere Vorwürfe, daß er nicht mit Ernst die Aufrührer strafe. „Hart aber wahrhaft,“ so rief er ihm zu, „ist der „Ausspruch des heiligen Augustin: ein Prälat, der „nicht der Unterthanen Laster züchtigt, ist mehr einem „schamlosen Hunde als einem Bischoff zu vergleichen. „Wer zu bekannten Verbrechen schweigt, der hat darein gewilligt. Unwissenheit entschuldigt den Hirten „nicht, dessen Schafe der Wolf verzehrt; denn er soll „wachen!“

Durch versagtes Recht und solche Schmähungen erbittert, sprachen die Stände kühn zu dem Hochmeister: „könnt Ihr nicht des Bischoffs Richter seyn, so erkennen wir Euch auch nicht für seinen Beschirmer, und wollen fortan selbst mit ihm zu thun haben, sollte es auch Hälfe kosten.“

Ein drohender Wink, denn so dreist hatten sie noch nie von bewaffneter Selbsthülfe gesprochen. Wirklich unterhandelte der Bund auch schon in diesem Jahre mit einem böhmischen Herrn, um auf jeden Fall 800 Reiter zu seinem Dienst bereit zu halten. Die Kreuzherren

herren hingegen neckten und reizten unaufhörlich, bald durch schnöde Worte, bald indem sie ihre Reiter in die Nachbarschaft der Städte verlegten, zu unleidlicher Bedrückung.

So stand es in Preußen, als eines Tages der Hochmeister zu Elbing erklärte: es sey ein päpstlicher Legat unterweges, um merkliche Sachen zu verhören, die dem heiligen Vater angebracht worden, besonders etliche Artikel wider die Kirche und den christlichen Glauben. Die Stände fragten: welche? Ludwig schüzte Unwissenheit vor. Der Papst sey erzürnt, weil die Rede gehe, man wehre den Leuten nach Rom zu ziehen. Aber er wußte es besser, denn Nicolaus der Fünfte hatte ihm geschrieben: „Ich sende dir meinen Boten um diese Pest auszurotten.“ Er meinte den Bund, dessen Ursprung und Rechtlichkeit ihm doch mehr als zu bekannt war, denn in einem Schreiben an den Erzbischoff zu Riga gestand er selbst: „der Orden habe nachläßig regiert und treibe es ferner so. Statt die Unterthanen durch väterliche Milde zu gewinnen, habe er, jezt wie vormals, sie gedrückt: aus solcher üblen Herrschaft sey der Bund erwachsen.“ Welch' ein Triumph für die Bundesgenossen, wäre dieß päpstliche Bekenntniß ihnen kund geworden.

Bald erschien der Legat wirklich, ein portugiesischer Bischoff, der wollte richten mit Kraft und Macht über saumseligen Gottesdienst, Schmählerung der Kirchenfreyheiten, übles Regiment, Verschwörungen, heimliche Bündnisse; schon vor angehabener Untersuchung drohend mit Bann und Kirchenzucht. Ludwig trug es Land und Städten vor, und stellte sich verwundert, als habe er nichts von alle dem gewußt. Doch hatte er selbst dem Papste vorgespiegelt: durch den Bund würden Layen Richter über Geistliche.

„Wir haben Euch gehuldigt," war die Antwort, „so ist Eure Pflicht uns zu vertreten gegen Achter-Reden. Nennt uns die Verleumder." — Ludwig erklärte: dem Papste zu widersprechen, sey Todsünde.

„Ist unser Bund gemeint," fuhren jene fort, „so wisset Ihr wohl, daß wir ihn geschlossen mit Wissen und Willen Paul Rußdorfs, auch hat Euer Vetter Conrad ihn bestätigt; ja Ihr selbst habt unsere Privilegien erneuert, ohne Klagen über den Bund. Was uns dazu gedrungen, ist männiglich bekannt, darum wir keine Verschwörer sind. Der Bischoff von Heilsberg will das Land in Unglück bringen. Wir bitten mit Ernst: vertretet uns gegen Gewalt oder Bann; sonst müssen wir selbst vor Papst und Fürsten unsere gerechte Sache führen, woraus dem Orden wenig Ehre erwachsen möchte."

Da fuhr Ludwig zornig heraus: „kein ehrlicher Mann hat jemals Euren Bund gebilligt, und ich will ihn nimmermehr gut heißen. Wollt ihr Bannfluch vermeiden, so gehorcht!"

Durch seine Heftigkeit geschreckt, entsagten auf der Stelle Marienburg, Thorn und Conitz dem Bunde, ersuchten, ihre Unterschrift zu löschen, ihre Siegel abzunehmen. Aber die Bürger jener Städte bezüchtigten ihre Gesandten des Kleinmuths, gaben ihr Vollwort nicht zu der Entsagung, und die Bundesglieder gelobten sich aufs neue Beharrlichkeit: sie wollten, trotz Acht und Bann, Alle für Einen stehen.

Ludwig rieth dem Legaten, Hans von Bayfen die Ehre zu geben, und sich zuerst mit dem allein zu besprechen, damit er vielleicht, als von sich selbst, den Halsstarrigen vorstelle: „es sey doch billiger und redlicher, wenn der Legat nichts zu strafen fände." Ob der stolze Bischoff von Silva diesen Rath befolgte, ist unbekannt; wenn es geschah, so blieb es fruchtlos.

Land

Land und Städte, von ihrem Herrn verlassen, traten dem Phantom der päpstlichen Allmacht keck unter die Augen, und gaben die beherzte Antwort:

„Wir sind keine Antaster von Kirchenfreyheiten, wir haben mit nichten den Gottesdienst geschmälert, vielmehr bey heidnischen Völkern, unsern Nachbarn, über hundert Meilen weit denselben ausgebreitet. Wir haben Kirchen, Klöster, Almosen gestiftet, und was der Krieg zerstörte, neu erbaut. Viel Volks aus Preußen ist zum Jubeljahr nach Rom gewallfahrtet, aus Danzig allein zweytausend Menschen, die haben dort viel Geld gelassen. — Wir sind auch keine Verschwörer, wagten oft Leib, Gut und Blut für unsere Herrschaft; darum wir billiger zu loben wären, als zu schelten."

Das gefiel dem Legaten übel. „Habt ihr Gutes gethan, sprach er, so war das Eure Schuldigkeit. Doch daß ihr Geistliche an Euer Gesetz und Ordnung knüpfen wollt, ist gegen Gottes Gebot! Darum stellet mir unbedingt das Erkenntniß über Euren Bund anheim."

Da redete Hans von Bayfen mit geschwollenem Herzen: „Hütet Euch! es möchten Dinge auf die Bahn kommen, dem Papste selbst unlieb zu hören, dem Orden aber zu keiner Ehre und Glimpf. Besser wir schweigen. Ist jedoch ein Artikel unsers Bundes, der den Orden zu rechtlicher Beschwerde veranlassen möchte, so nenne er den, daß wir gütlich darüber handeln."

Die lezten friedlichen Worte vernahm jezt der Orden nicht ungern, denn der hochfahrende Legat mischte sich auch in weltliche Händel, und ließ verlauten, es gebühre nur dem Papste, Preußen zu regieren, denn der habe die Kreuzherren damit belehnt. Darum sie gern mit Ehren sich seiner entledigt hätten. Auch zog

er bald unwillig ab, vermerkend daß die mannhaften Preußen nicht, wie die knechtischen Römer, vor den geistlichen Waffen zitterten. — So war abermals durch diese Anzettelung nichts errungen worden, als allein der Stände festere Verkittung.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Neue Bundesanfechtungen.

1451. Wohlan, gedachten Ludwigs Rathgeber, wir wollen den verhaßten Bund mit List angreifen; wir wollen seine Hauptbeschwerde aus dem Wege räumen, doch also daß es ihm nicht fromme. Und sofort schrieb der Hochmeister den oft begehrten Gerichtstag aus, der sollte binnen vierzehn Tagen über jeden Zwist, jede Klage, seit Anbeginn seiner Regierung erhoben, zu Elbing gehalten werden.

Die Stände erschienen zwar, widersprachen aber: „Die Richter sind nicht so erkoren wie bedungen worden; die bestimmte Frist war zu kurz; wir bitten um vier Wochen, damit ein jeder seine Klagen auffetzen, vorbringen, begründen möge; auch müssen alle seit Jahren eingerissene Uebel zur Sprache kommen.“

Finster und kurz erwiederte Ludwig: „Wir sitzen allhier zu Gericht, wie ihr oft begehrt; so rede nun wer reden mag.“ Die Stände wiederholten ihre Einwendungen; da standen die Gebietiger sämtlich auf, erklärten, es sey niemand erschienen, der über sie klagen könne oder wolle, und gingen davon.

Hatte man durch dieses Gaukelspiel die Herzen der Unterthanen nur noch mehr entfremdet, so konnte man doch

doch nun an auswärtigen Höfen dreist behaupten: Wir haben alles gethan, um die Zwietracht zu tilgen. Dieser Vorspiegelung verdankte der Orden vielleicht mehrere Schreiben der Churfürsten an die Städte, in welchen ihr Bund als Aufruhr geschildert, sie unter harten Drohungen ermahnt wurden, davon abzulassen. Selbst Kaiser Friedrich, uneingedenk seiner Bestätigung, sprach von Geld- und Leibesstrafen. Endlich rollte auch der Donner des Vaticans. Sehr streng verwies Nicolaus dem Hochmeister seine Gelindigkeit. „Die Ungehorsamen, rief er, sind ärger als Heiden! willst du nicht mit dem Schwert drein schlagen, so bist du ein Feind der heiligen Kirche, machst dich verdächtig, gleich deinen Vorfahren, der gottlosen Verschwörung beyzustimmen."

An den Bischoff von Samland schrieb er: „sein Gemüth sey sehr bewegt; der Bischoff solle die Bundesgenossen vor sich laden, ihnen die Kirchengesetze sammt der Carolina erklären, sie abmahnen und vom Bundeseide entbinden, di do nicht Eyde sundern Leichtfertigkeit seyn unmächtig und eitel. Den Besserunggelobenden solle er heilsame Bußen auflegen, die Widerspenstigen mit dem Bann bedrohen, zum abschreckenden Beyspiel für andere, wenn sie sehen werden, das nicht alleyne wir, sundern alle Christenfürsten und Volk so swerlich widder sie seyn werden."

Die Folgen dieser Drohungen sind mit wenigen aber kräftigen Worten also verzeichnet: deshalb viele wilde Rede uffm Rathhaus geschehn, und viele Herzen wurden erbittert.

So standen nunmehr eine geringe Zahl von Städten, deren Namen zum Theil in fremden Landen kaum gehört worden, gegen Papst, Kaiser, Churfürsten und

Landes-

Landesherren; einzeln unvermögend, vereint unbezwinglich durch Muth, Beharrlichkeit und das erquikkende Gefühl einer gerechten Sache. „Vertheidige uns gegen kränkende Bezüchtigungen," foderten sie vom Hochmeister, „oder gib uns Rath, wie wir es wenden mögen; wir wollen gern dir folgen."

„Kaiser und Fürsten," antwortete Ludwig, „begehren nichts unbilliges. Thut Euren Bund ab, so wollen wir Euch eine kräftige Verschreibung geben. Alles sey vergessen. Jedem werde sein Recht, und ein Oberrichter, über den wir künftig uns vereinen wollen, entscheide, wo an unserm Urtheil Euch nicht gnügt."

Diese Worte schienen gut gemeint, und überraschten um so mehr, da Ludwig auf der Stelle den Entwurf der angebotenen Verschreibung vorlegte. Es muß in einer guten Stunde ihm Ernst damit gewesen seyn, denn er that es wider den Rath und schriftliche Verwarnung mehrerer Gebietiger, die, in einem langen Bedenken, zu allerley zweyzüngiger Falschheit ihn verleiten wollten.

Die Stände fuhren fort den Bund zu vertheidigen, beriefen sich auf das Beyspiel Schwedens, äußerten auch wenig Vertrauen zu oft geschehenen Erbietungen; allein sie fühlten doch, der Vorschlag lasse nicht geradezu von der Hand sich weisen; darum prüften sie den Entwurf, vielleicht nur um Zeit zu gewinnen, denn sie gaben ihn zurück, mit der nichtig klingenden Bemerkung: er sey zu kurz gefaßt. Bereitwillig sezte Ludwig eine längere Schrift auf, hinzufügend: wenn auch diese noch nicht lang genug sie bedünke, so möchten sie selber eine entwerfen. Das geschah. Allein der jährlich bedungene Gerichtstag, den sie am Schluß hinzusezten, verdarb alles. Ludwig weigerte sich

dessen

dessen unter dem neuersonnenen Vorwand: nur Einmal ihn zu hegen sey zugesagt worden.

Er begehrte, die Abgeordneten sollten sein redliches Erbieten auch redlich an die Stände bringen. Es ward versprochen. Doch ihrem Worte wenig vertrauend, sandte er selbst Gebietiger in alle Städte, um seinen Entwurf den Bürgern auf dem Rathhaus vorzulesen. Dennoch blieb der Antrag ohne Erfolg, obgleich selbst Hans von Bayfen dem Orden beytrat, denn er meldete dem Hochmeister: der Zeitpunkt sey bequem den Bund abzuthun, und gelobte Hülfe. War es ihm Ernst? — Viele zweifelten, und der Comthur zu Thorn warnte vor dem gefährlichen Manne.

Der Unterthanen verlornes Vertrauen gleicht dem ausgerissenen Baume: das Wankende mag man wohl stützen, und langsam neu befestigen, das Entwurzelte nimmer. Wie wenn ein Kohlenbergwerk in Brand geräth, und Jahre lang um sich greifend fortglimmt, so Zwietracht im Volke.

Marggraf Friedrich von Brandenburg erbot sich 1452.
zu gütlicher Vermittlung, ein Gleiches that Friedrich von Sachsen. Jener sandte den Bischoff von Lebus, dieser die Herren von Einsiedel und Schömberg. Es war umsonst. Ludwig nahm sie gern auf, die Stände speisten sie mit höflichen Worten ab.

Des Bundes Sprecher traten aufs neue vor den Hochmeister mit bitterer Klage: „durch Bestechung, Verheissung, Gewalt und Drohung trennt man viele von unserm rechtlichen Bunde. Fürsten und Herren nennen uns Aufrührer. Pfaffen und Mönche schelten uns von den Kanzeln untreu und meineidig. Wir haben viel erlitten von Tatarn, Hussiten und andern grausamen Feinden, doch sind wir nimmer so hart bedrängt gewesen, als leider jetzund von dem Orden selbst. Als Ihr in verflossenen Jahren eignen Zwist

Land

Land und Städten anheim gestellt, und wir uns dessen freundlich unterwunden, da war unser Bund rechtlich und löblich, nun aber sollen wir Verräther seyn. Darum bitten wir Euch mit Herzenswemuth, uns vor Lästerungen zu schützen. Wollt Ihr uns abermals ohne Trost entlassen, so müssen wir selber zu kräftigen Mitteln schreiten."

Aber Ludwig gab keine Antwort, schützte eine Reise nach Pommern vor, und daß er eben seine Räthe nicht bey sich habe. Kaiser Friedrich drohte aufs neue. Der Papst befahl, die Widerspenstigen in den Bann zu thun, wenn nicht binnen sechszig Tagen Gehorsam erfolge. Dennoch blieben die Stände festes Sinnes, und gaben fast die Hoffnung auf, von einem Hochmeister Frieden zu erringen, der, jedem frommen Manne zum Gräuel, in unversöhnlichem Hader mit seinem leiblichen Bruder lebte.

Ja, zu wem sollte der Bund Vertrauen fassen? Dem Meister glichen die Brüder. Beyspiele mögen reden. Der Comthur zu Balga gestand dem Hochmeister, er habe keinen in seinem Convent, der zu einem Amte tauglich wäre; keinen, der mochte sere notze seyn eyn Haws zu halden adder davor zu rathen." Dieselbe Klage führte der Comthur zu Osterrode, obwohl er acht und zwanzig Brüder in seinem Convente zählte. Ein anderesmal bat er um Bestrafung eines Widerspenstigen, weil der sonst wohl in seinem tummen turstigen Sinne glauben möchte, es werde ihm auch so geringlich ausgehn als einem gewissen Trogfeß. Also wurde nicht jeder Frevler bestraft. Zügellosigkeit, stolze Dummheit, Trunk und Wollust fanden in der Regel bey den Kreuzherren sich vereinigt, und selbst der, dessen Kreuz sie als Ehrenzeichen trugen, mußte Schmach von ihnen erdulden.

Zu

Zu Rheden verfolgte ein trunkener Ordensbruder seinen Feind bis in die Kirche, ja bis zum Hochaltar, wo eben Gottesdienst gehalten wurde, und schimpfte weidlich als die Priester seinem Frevel Einhalt thaten. Auch zu Stargard klagten viele Edle über Raub, Gewalt und Unrecht der Beamten. Wo eine Stimme sich erhub, da fluchte sie dem Orden; wo eine Wehklage laut wurde, da jammerte sie über den Orden. Der gab den Fluch zurück und spottete des Jammers. War es folglich den Ständen zu verargen, wenn Ludwigs Versprechungen, für deren Erfüllung niemand bürgte, keinen Eindruck auf sie machten? — Seinen glatten Worten widersprach laut so manche seiner Handlungen. In fremden Ländern, England, Brabant, wo er Schadenersatz für erlittenen Seeraub foderte, sprach er allein für Ordensdiener, nicht für den bedrängten preußischen Kaufmann; ja er bat sogar den König von Dänemark, diesen im Sunde zu berauben, weil er die Unterthanen nicht bezwingen könne.

So wuchs die Erbitterung zu einer furchtbaren Höhe, und keine damals kundgewordene, mährchenhafte Prophezeiung eines Eremiten, oder der heiligen Brigitte, war vonnöthen, um den Ausgang einem klugen Manne zu verrathen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Der Bund beruft sich auf den Kaiser.

Ludwig, blos ein Werkzeug seines Mutter-Bruders, Heinrich Reuß von Plauen, sah nur mit dessen Augen, sprach nur durch dessen Mund. Erst zwey Monat nach jener lezten männlichen Vorstellung erfolgte die schlaue Antwort:

„Seit Jahren haben wir mit einander gezwistert, mündlich, schriftlich. Was uns recht und billig dünkte, hat euch mißfallen; was ihr uns angemuthet, war uns zuwider. So ist der Welt Lauf. Niemand mag unparteyisch in eigener Sache richten. Nun heißt es ja in eurem Bunde ausdrücklich: so Jemand vergeweltigt würde, der soll sich zu Recht berufen, und am Rechte gnügen lassen? Wohlan! seyd ihr noch des Sinnes, so laßt uns einen Schiedsrichter wählen, Papst, Kaiser oder sonst einen christlichen Fürsten, oder die Prälaten dieses Landes, oder gottesfürchtige, unparteyische Männer, die wir zuvor von ihrem Unterthaneneid entbinden wollen. Könnt ihr solches mit Ehren versagen, ohne selbst einer schlimmen Sache euch schuldig zu geben?“

Das klang in der That so friedlich und billig, daß die Weigerung der Stände ein ungünstiges Licht auf ihre Rechtlichkeit werfen mußte. Allein sie hatten doch triftige Gründe, es abzulehnen. „Wir scheuen keineswegs das Recht,“ so sprachen sie, „aber wo sollen wir unverdächtige Richter finden? Von Allen, die Ihr ge-

genannt, sind wir bereits gehaßt, von Allen verurtheilt, Dank sey es Euren öffentlichen Ausschreiben und heimlichen Werbungen. Einheimische redliche Männer dürften leicht in Furcht gerathen, wegen Gefahr ihres Leibes und Gutes. Ist euch jedoch ein herzlicher Ernst um Frieden, so wählen wir zum Richter den König von Polen und dessen Räthe, und wollen gern das Recht walten lassen."

Gegen diesen Vorschlag äußerte Ludwig entschiedene Abneigung. „Nun so werden wir unsere Boten an den Kaiser abfertigen," war der Stände letztes Wort, und mag Ew. Gnaden uns nicht verargen, wenn wir vor des Kaisers Throne unsere Unschuld darlegen."

Es scheint seltsam, daß der Bund jezt so rasch auf den Kaiser sich berief, der ihn selbst vor kurzem noch rebellisch nannte, und dessen Richterstuhl vor wenig Jahren er so ängstlich scheute; allein Erfahrung hatte seitdem gelehrt, daß die kaiserlichen Räthe, nicht unempfindlich gegen reiche Gaben, ihren Schutz auch Unterthanen gegen Fürsten angedeihen ließen. Dreist ernannten sie daher Gesandten an Friedrichs Hoflager.

Ludwig, obgleich er selbst in seiner Rede auch den Kaiser zum Schiedsrichter vorgeschlagen hatte, suchte jezt die Abreise der Machtboten bald zu hindern, bald zu verzögern. Sie blieb jedoch beschlossen und erfolgte wirklich, auf Kosten der Stände, die nach Kräften dazu beysteuerten.

So wurde die Gährung im ganzen Lande von Tage zu Tage heftiger. Naher Ausbruch drohte. Klagen, Schmähungen, ließ der Orden im ganzen Reich erschallen, schrie und warb um bewaffnete Hülfe, versah die Schlösser mit Wehr und Mundvorrath. Ein gleiches thaten die Stände. Von beyden Theilen wurden seltsame Reden geführt. Die Kreuzherren sprachen

chen unverhohlen: die Preußen sind unsere leibeigenen Knechte, die wir mit dem Schwerte gewonnen, oder im Kriege gefangen haben. Jene erwiederten: die Kreuzherren sind geizige Tyrannen, die man aus dem Lande jagen muß. Dem Hochmeister war nicht wohl dabey zu Muthe; er hätte gern den bösen Zungen gewehrt. Zu Danzig hatte man ausgesprengt, er wolle die Stadt mit böhmischen Söldnern überfallen. Dem widersprach er heftig, befahl auch dem Comthur, die Gemeine zu vermahnen, daß sie solchen boshaften Mährchen keinen Glauben beymesse. An die großen Städte schrieb er freundlich: man solle von beyden Theilen feindliche Worte und Anstalten unterdrücken.

Indessen kamen die Gesandten glücklich nach Wien, überreichten köstliche Geschenke, vertheidigten den Bund, und baten um des Kaisers richterliche Entscheidung. Auch der Orden hatte seine Boten eilig abgefertigt, um der Stände Anschläge zu hintertreiben. „Es bedarf keines Rechtsganges," sprachen diese, „denn des Bundes Ursach ist todt, so soll auch der Bund todt seyn."

Mit nichten, erwiederten Jene und beharrten auf ihrer Bitte. Da lud der Kaiser die Parteyen auf Johanni des künftigen Jahres.

Für ein Geschenk von 5400 Gulden bestätigte er den Ständen ihre Privilegien, verlieh Schutz gegen Vehmgerichte, gab ihnen das Versammlungs- und Besteurungs-Recht, sammt der Befugniß, Machtboten auszusenden. Große Vergünstigungen, gleich landesherrlichen Rechten, vom Bunde ohne Verzug zu einer Geldsammlung benuzt, welche ihm ein merkliches Uebergewicht verschaffte, es mochte mit der Feder oder mit dem Schwert gefochten werden; denn selbst Arme, die von ihrer Handarbeit sich nährten, mußten beysteuern und thaten es willig, indessen der Hochmeister gezwungen war, des Ordens Besitzungen anzugrei-

greifen, da seine Einkünfte größtentheils nur von Bewilligung der Stände abhingen. Der Deutschmeister sollte Geld schaffen; der hatte aber selber zu eigner Nothdurft borgen müssen. Der Meister von Liefland schüzte Pest und Mißwachs vor. Der Obermarschall suchte vergebens überall zu leihen, und schrieb: selbst der Bischoff habe nicht mehr als 40 Gulden und 50 geringer Münze bynnen addir buissen Hawses. Goldmacher boten ihre Dienste an, und entschädigten den Orden schwerlich für den Verlust der ermländischen Pfründen, die, vom festen Conrad mühsam erkämpft, vom schwachen Ludwig wieder aufgegeben wurden.

Triumphirend kehrten die Bundesgesandten zu- 1453.
rück und überbrachten dem Hochmeister die kaiserliche Ladung, sammt strengem Verbot, bis zur Entscheidung nichts wider den Bund zu unternehmen.

Ludwig begehrte die Bestätigung der Privilegien zu sehn. Da erklärten sie in bittern Worten: „Eure Gebietiger haben fast in allen Städten Bürger und Landschaft versammelt, öffentlich vorgebend, was wir zu Wien gehandelt sey lauter Lug und Trug. So bedünkt uns nicht vonnöthen, Ew. Gnaden die Briefe vorzuweisen, sondern möchte besser seyn, auf dem angesetzten Rechtstage sie darzulegen. — Uns thut auch schmerzlich weh, daß Ihr den Städten verbieten wollen, zu den Kosten der Gesandtschaft beyzusteuern, bey Verlust ihrer Privilegien, Leibes und Gutes. Wie mag man solches Leuten wehren, denen es an Ehre und Glimpf geht? Auch sind wir nicht so unverständig, daß wir nicht wissen sollten, man könne mit lediger Hand in fremden Landen keinen Rechtsstreit führen. Sind wir doch Niemandes Pachtbauern, daß wir mit dem Unsrigen nicht schalten dürften; haben wir doch auch dem Orden, nicht selten gegen uns selbst, Hülfe leisten müssen."

„Fer-

„Fernet ist uns fast beschwerlich, daß wir in allen Zusammenkünften an unsere Eid und Pflicht gemahnt werden, gleich als hätten wir die gefälscht und gebrochen. Ihr sollt aber bedenken, daß auch Ihr uns geschworen habt. Dennoch ergeht es von Tage zu Tage ärger. Eurer Beamten Uebermuth ist unleidlich. Darum wir Euch mit allem Fleiße bitten: habt ein Einsehen, steuert den Verleumdern, sonst möchten wir gezwungen werden, selbst zu steuern, woraus viel Unrath erwachsen dürfte."

Der Hochmeister antwortete dießmal glimpflich: er habe die Briefe nur zu sehen begehrt, weil Abschriften ungleiches Lautes vorhanden wären, darum auch mancherley davon geredet würde, wie ein Jeder es verstünde oder deutete, welches doch ohne sein Wissen geschehe. Zum Verbot der Beysteuer meinte er wohl Fug und Recht zu haben, indem es nur der Obrigkeit gebühre, Steuern aufzulegen. Doch möge immerhin auch über diesen Punkt der Richter entscheiden. „Ist aber der Geringste unter Euch," so fügte er am Schluß hinzu, „von Einem der unsrigen geschmäht worden, so beweise er das gnüglich, und wir wollen solchen Ernst darin gebrauchen, daß ihr wohl erfahren sollt, es sey uns leid."

Noch ein Mal schlug er Schiedsrichter im Lande vor, drey oder vier redliche unverdächtige Männer, die sollten schwören, im Fall unbewirkter Sühne, was sie vernommen mit ins Grab zu nehmen. Aber die Stände wollten sich darein nicht fügen, befürchtend, man werde sich zu blos geben. Vermuthlich flößten die zu Wien erkauften Gönner ihnen Trotz, dem Hochmeister Mäßigung ein.

Ueberall gab es lauernde Kundschafter des Ordens, bestochene Verräther des Bundes. Selbst ein Schwager Gabriels von Bayfen stand in des Ordens Solde,

und

Digitized by Google

und suchte kleine, in solcher ausgedehnter Verbrüderung unvermeidliche Händel zu allgemeiner Zwietracht anzufachen. Darum faßten jezt die Stände den Beschluß: weil, wegen großer Menge derer, die den Rathschlägen beywohnen, Verschwiegenheit schwer zu erlangen, so soll ein heimlicher Rath verordnet werden, zehn aus den Städten, zehn aus dem Lande, denen wollen wir mit Leib und Gut gänzlich vertrauen.

Es geschah, und zwar so heimlich, daß selbst die Bundesgenossen nicht erfuhren, wo die gewählten Räthe zusammen kamen, noch was sie handelten; ja ihre Namen wurden verschwiegen, um vor des Ordens Nachstellungen sie zu schützen. Nur dem Beglaubigungsschreiben ihrer Sendeboten fügten sie sämmtlich ihre Unterschriften bey, und daher ist kundig, daß Hans von Baysen abermals an ihrer Spitze stand.

Neue Gesandten nach Wien wurden von beyden Theilen ernannt. Alle fürstlichen Höfe belästigte der Orden durch Klagen, der Bund durch Verantwortungen. Auch in Polen ließ der Hochmeister die Stände schwerlich verunglimpfen, ja dort ging die Rede, der Orden wolle seine eignen Unterthanen vertilgen, ausrotten. Darum traten die Stände vor den König, vertheidigten sich, und baten um Hülfe gegen Gewalt. Einige polnische Herren ließen Beystand hoffen, allein der biedere Casimir schrieb an den Hochmeister, ermahnte ihn gütlich zu Haltung dessen, was er seinen Unterthanen zugesagt. Sie haben uns um Beystand angerufen, erklärte er freymüthig, doch, obwohl ihre Sache gerecht ist, so wollen wir doch lieber nur Vermittler seyn, den Zwist nicht stärken, sondern dämpfen.

Ludwig achtete der Vorsprache wenig, ob sie gleich sogar mündlich wiederholt wurde; denn zu Thorn und Neffaw,

Nessaw bewirtheten sich beyde Fürsten herrlich, beschenkten einander mit köstlichem Pelzwerk, und beschwuren den ewigen Frieden aufs neue. Um aber doch die lästigen Polen ganz zu beseitigen, bewog Ludwig den Kaiser, eine Friedenserinnerung an den König auszufertigen.

Es wird dem Orden aufgebürdet, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, doch unerwiesen, daß auf dessen Anstiften die Bundesgesandten unweit Brünn durch einen von Miltitz überfallen, sie und ihre Diener erschlagen oder gefangen wurden. Nur Gabriel von Bayfen schlug sich tapfer durch, ihn rettete sein schnelles Roß. Schwer verwundet kam er nach Wien und schrie dort laut: dieß Bubenstück sey ein Werk des Ordens. So schien es wirklich, weil der Bischoff von Ermeland zweymal versuchte, dem von Miltitz die Gefangenen, oder wenigstens ihre Briefe abzukaufen. Aber Georg Podiebrad von Böhmen legte sich mit Ernst ins Mittel, befreyte die Gesandten, gab ihnen sicheres Geleit, und schrieb sogar den Bundesgenossen: er sey von Allem unterrichtet, sie dürften auf seinen Beystand zählen.

Wie gewaltig nun in Preußen die Flamme um sich griff, wurde täglich mehr und mehr offenbar. Der Hochmeister schrieb nach Danzig: „Uns sind wunderliche Dinge zu Ohren gekommen, Land und Städte wollen zu Graudenz gewappnet erscheinen, welches nie zuvor geschehn. Darum verargt uns nicht, wenn wir unsere Häuser bemannen, und in guter Obhut halten.“

Die Stände läugneten die Anschuldigung, verbaten sich des Ordens Zurüstungen, als zu großem Mißtrauen gereichend; klagten auch, wenn Einer Recht suche in eigner Sache, so werde er spöttisch an den Kaiser und die Bundesherren verwiesen. Alles das geschehe zu Schmach und Hohn. Des Ordens Knechte

ritten

ritten muthwillig mit Armbrüsten in das Getreide, blos um zu beschädigen. Der Münzmeister zu Thorn, Hans von Lichtenstein, erdenke neue Münze, um die Leute auszuwuchern. Habe auch gedroht, er wolle ihre Abgeordneten in Stücke zerhauen, in Säcken heimtragen lassen und den Thornern das Aergste zufügen. Sie schlossen mit der Warnung: man müsse solches aufnehmen, als habe der Orden abgesagt (Krieg erklärt).

Solche und noch viel mehr dergleichen Reden, Schreiben, Drohen, Wiederdrohen, wörtliche und thätliche Verunglimpfung, Bestreben beyder Theile, bey Fürsten und Herren sich gegenseitig zu verkleinern, oder Hülfe gegen einander zu werben, verkündeten genugsam, daß nun bald der Kampf blutig beginnen werde, des Kaisers Urtheil möge fallen wie es wolle. Denn wo erbitterte Gemüther verschlossen brüten, jedes ungewogene Wort gern mißdeuten, jedes Lächeln in Spott, jeden Spott in Schmach verkehren; wo Gefühl wachsender Stärke Rechte zu Anmaßungen ausdehnt, und wiederum verjährte Anmaßungen unbeugsamen Uebermuth erzeugen; da kann den hart verwickelten Knoten nur das Schwert zerhauen, und Blut muß fließen, um siedendes Blut abzukühlen.

Diese gewaltsame Entwickelung führte nunmehr das kaiserliche Urtheil herbey.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Rechtsstreit vor dem Kaiser.

Es ist der Kaiser selbst, der diesen Streit, vor seinem Throne geführt, der Nachwelt in einer merkwürdigen Urkunde erzählt.

1453. Am bestimmten Tage treten auf und bitten, Heinrich Reuß von Plauen und der Bischoff von Heilsberg in des Ordens Namen, den Bund in Rechten abzuthun.

Gabriel von Bayßen und Reinschel von Krischin, im Namen des Bundes, klagen: „Wir sind zeitig und mit rechter Vollmacht ausgezogen, um der Ladung zu gehorsamen, uns sicher glaubend im Schutz von kaiserlichem und königlich polnischem Geleite; dennoch sind wir meuchlings überfallen, erschossen, erschlagen, gefangen, unserer Briefschaften beraubt worden. Vergebens haben wir uns höchlich bemüht, die Gefangenen zu erledigen, bitten deshalb um Verlängerung der Frist."

Die Bitte wird zugestanden. Noch zwey Mal wiederholen sie dieselbe Klage, indessen der Orden viel Rühmens von seinem Gehorsam macht; noch zwey Mal schiebt der Kaiser den Rechtstag weiter hinaus, doch unwillig. Endlich tritt, als Sprecher für den Bund, Meister Merten Mayer auf. Ihm will der Orden zu sprechen wehren; er kann keinen Gewaltsbrief zeigen, darum soll er zu Rechte nicht gehört werden. Allein der Kaiser spricht: wir wollen ihn von Gnade wegen hören. Da erzählt

Mei-

Meiſter Merten: die Sendeboten haben auch dieſen Tag verſäumen müſſen, weil ſie unterweges in Breslau gewarnt worden, nicht durch das Land Merhern (Mähren) zu ziehen. Der Kaiſer zürnt, doch verwilligt er noch eine Woche Aufſchub. Nachdem auf ſolche Weiſe vier Monden ungenuzt verſtrichen, hebt der Rechtsgang förmlich an. Der Orden läßt den Bundesbrief verleſen und ſpricht: „dieſer Brief hat viel verdeckte Worte. Von Recht wird breit und lang darin geſprochen, aber nicht kaiſerliches oder geiſtliches Recht iſt gemeint, ſondern nur Landrecht. Die Verbündeten kleben am Buchſtaben ihrer Privilegien und meinen wohl daran zu thun. Was aber die Herrſchaft für Privilegien von Papſt und Kaiſer hat, darnach fragen ſie keinesweges, achten auch nicht ehrbare Gewohnheiten und altes Herkommen. Sie ſchreyen über Bedrückung. So heißen ſie nämlich Zölle von kaiſerlicher Macht geſezt. Sie fodern ein gemeines Gericht, uneingedenk daß Layen über geiſtliche Perſonen nicht richten ſollen. Unterſaſſen und Prälaten müßten auf ſolche Weiſe in der Städte Gehorſam ſich begeben. Darf das geſchehen, warum nicht endlich gar in den eines fremden Fürſten? — Sie fodern angeſtorbene Lehengüter, die dem Orden mit Fug und Recht gebühren. — Ihre Klagen über Biſchöffe ſoll der Hochmeiſter richten. Das kann und darf er nicht. Da wollen ſie ſich halten an des Biſchoffs Leib und Güter, das doch unmenſchlich iſt zu hören."

„Der Bund iſt gegen göttlich Recht, das wird klar aus Petri Epiſteln durch das Beyſpiel Sauls. Der Bund iſt gegen natürlich Recht: was du dir nit willt geſcheen, das ſollt du einem andern nit tun. Der Bund iſt gegen kaiſerlich Recht: ſchon Friedrich II. hat Con-

spirationen schwer verpönt, so auch Carl der Vierte in der goldenen Bulle. Endlich ist der Bund auch gegen geistlich Recht, Kirchenfreyheit, Aussprüche der Päpste; gegen Landesgewohnheit, gute Sitten, geschwornen Eid. Die Leute waren zuvor ein erbar Volk, aber nun verachten sie seit dreyzehn Jahren der Prälaten Ermahnungen. Darauf sollte Interdict folgen. Auf ihre klägliche Bitte that der Hochmeister Fürsprache. Sie gelobten sich gütlich zu einen, hielten nicht Wort. Nur Marienburg, Neuthorn und das ganze Gebiet Schlochau kehrten zu ihrer Pflicht zurück. Die übrigen trotzten. Papst und Kaiser erklärten den Bundeseid für nichtig; das achteten sie nicht. Ein Legat erschien. Sie sprachen ihm Hohn. Eine merkliche Zahl trat wieder zum Gehorsam; die schalten sie ehrlos; kein Handwerker sollte für sie arbeiten; ihre Zeugnisse wurden vor Gericht verworfen. Hochmeister und Prälaten wollten lieber 200000 Gulden verloren haben, als solche Schmach von ihren Mannen erlitten. Sie berühmen sich kaiserlicher Bestätigung ihres verdammten Bundes, haben dadurch viel Volks an sich gelockt, auch Steuern aufgelegt, unser Verderben damit zu erkaufen. Männiglich ist bewußt, wie der Papst den Bund geschmäht; sie kümmerts nicht."

Hierauf wird die päpstliche Bulle verlesen. Täglich sitzt nunmehr der Kaiser zu Gericht. Des Bundes Sprecher beginnt dessen Rechtfertigung, also klagend:

„Neue, schwere Zölle hat der Orden widerrechtlich auferlegt; mit Königen und Fürsten sich verbunden, ohne unser Wissen und Rath, woraus dem Lande großer Schaden erwachsen. Um der Litthauer willen mußten wir den Polen ins Land fallen; die vertrugen sich und nahmen, sammt den Böhmen, blutige Rache an uns. — Heinrich Reuß von plauen wurde abge-

abgesezt, was hatten wir damit zu schaffen? aber um seinetwillen überzogen uns Polen und Litthauer, Christen und Heiden. — Als Zwietracht im Orden entstand, wünschte der Hochmeister selbst, die Städte möchten sich verbinden, um Alle zum Guten zu bringen. Darauf haben wir uns verbunden, ihn die Einung lesen lassen, die war ihm nicht zuwider, sondern gefiel ihm wohl. Gebietiger sind erschienen auf dem Rathhaus zu Elbing, freywillig bekennend, daß unser Bund ihre Versöhnung bewirkt. Von sich und ihren Conventen haben sie groß Lob und Dank gebracht, sprechend: wir und unsere Nachkommen werden deß nimmer vergessen."

„Nach culmischem Rechte gebührt uns Silbermünze und flämisch Maß. Nun ist das Silber in Kupfer verwandelt. Wir erboten uns zu einer Steuer, um die Münze zu bessern; die Steuer wurde genommen, aber nichts gebessert. Das flämische Maß hat der Orden verkürzt, aus vier Huben fünfe gemacht, daher vermehrter Zins. — Mit Wartgeld hat er uns belastet. Den Schalauern waren die Warten gegen Litthauen anbefohlen; aber der Krieg ist aus und das Wartgeld dauert fort. — Mahlfreyheit hat er uns entrissen, und das kleine Gezeug bey der Fischerey in ein großes verwandelt. — Lehngüter, nach magdeburgischem Rechte besessen, zieht der Orden ein, wenn der Besitzer ohne Söhne stirbt, wiewohl er Brüder oder Vettern hinterläßt. Der Kinderlose darf sein Gut nicht verkaufen, sondern wird gleicher Weise als eygen Leut gehalten. Belehnt man Ordensdiener mit Gütern, die sie verkaufen mit des Ordens Bewilligung, so wird nach ihrem Tode dennoch den rechten Erben das Geld genommen."

„Wider

„Wider unsere Freyheit sind zu Thorn durch Heinrich Reuß die Räthe abgesezt, den Elbingern ein Thurm und ein Theil ihrer Stadtmauer genommen, ihre Fischerey behindert, ihre Zollfreyheit in Pommern angetastet worden, weil Pommern jezt dem Orden gehört. — Den Ritter Nicolaus Keynis, den Eberhard von Künigseck und den Ritter Johann von Dolen hat Heinrich Reuß ohne Urtheil enthaupten lassen. Ein Edelmann Swelend mußte in einem Thurme verfaulen. Einen freyen Mann, Rüdiger, ließ der Comthur zu Elbing ersäufen, weil er Etliche nach Rom geladen hatte. Goswin Aschenberg, Voigt zu Grebin in Curland, ermordete vier und zwanzig wackere Leute, weil sie bey dem Papste Recht zu suchen vermeinten. Kaufleute mit Weibern und Kindern, vom Danziger Jahrmarkt heimziehend, hat der Hauscomthur zu Mewe getödtet und geplündert. Die Gräuelthat, an Conrad Lezkau und den Seinen zu Danzig verübt, nachdem sie tückisch zu Gast geladen worden, ist weltkundig, und das vergossene Blut schreyt noch heute zu Gott um Rache. Wilhelm von Stain, Comthur zu Thorn, hat einen frommen Mann ermordet, um mit dessen Ehefrau bösen Willen zu vollbringen.“

„So haben die Kreuzherren gehauft, und all das ist geschehen vor Errichtung des Bundes. Ein königlicher Freybrief gibt uns Macht uns zu verwahren. Wir haben keines Rechte angetastet, sondern freundlich uns erboten, unsern Herren nach wie vor die gebührende Pflicht zu leisten; auch haben wir unser Wort als redliche Männer gehalten.“

Hierauf lassen sie verlesen die kaiserliche Bestätigung des Bundes von 1441, und die der Privilegien vom abgewichenen Jahre.

„Dann

Dann fährt der Sprecher fort: „Durch Korngülten, Zins, Ausmessung der Aecker und Güter, sind wir auf mancherley Weise bedrückt. Der Pfundzoll ward bewilligt, um Räuberey zu hindern. Das ist geschehen, der Zoll blieb. Endlich hat der Hochmeister, auf unsere demüthige Bitte, nicht um Furcht noch Drohung willen, ihn abgethan. — Das gemeine Gericht fodern wir zu Erkenntniß der Obrigkeit und Förderung des Rechts, nicht um andere Gerichte zu beeinträchtigen. Auch ist Jenes schon vor Jahren vom Orden selbst, mit der Prälaten Zuziehung, förmlich eingesezt. — Von der Anschuldigung, den Legaten betreffend, wissen wir nichts. Ihm war blos Gewalt verliehen zu untersuchen, nicht abzuthun."

„Wer sich einem Oberherrn verpflichtet, entsagt drum nicht dem Rechte, auch andere Verbindungen einzugehn, unbeschadet seiner ersten Verpflichtung. Geschieht es denn nicht oft, daß man drey oder vier Herren von Lehns- oder Raths wegen pflichtig ist? — Bey jeder Klage über die Unsern haben wir zu fünferley Recht uns erboten, auch den Papst, als obersten Richter, gern erkennen wollen; aber eben darum hat der Orden viele getödtet. Wenn nun alle Güte fruchtlos bleibt, warum sollte der Vergeweltigte denn nit Macht haben, sammt seinen guten Freunden und Gonnern, sich gegen solchen Gewalt zu setzen und dem nach Vermogen zu begegnen? angesehn daß all naturlich und beschrieben Recht erlauben, daß man sich Gewalts, bevoran so man darumb des Rechtens nit könnt bekommen, mög entsetzen und mit Gewalt aufhalten. Doch wollen wir uns nimmer dieses Artikels gebrauchen, so wir von den Gewaltigen Recht bekommen,

men, sonst aber zur Nothwehr greifen; denn der Ochs hat Hörner zum Stoßen, und das Kindlein in der Wiege hat Nägel zum Kratzen."

„Prälaten und Gebietiger haben zeitig genug von der Einung gewußt, und ihren Unterthanen selbst geheißen zuzutreten. Der Bund ist nicht gegen den Kaiser, denn der hat ihn bestätigt; nicht gegen die goldene Bulle, denn die verbietet nur Einungen ohne obrigkeitliche Erlaubniß. Freylich hat der Papst den Bund für unkräftig erklärt, aber wir sind nicht gehört, auch zu diesem Spruche nicht geladen worden, also bleibt er ungültig. Der Papst kannte weder des Kaisers Billigung, noch des Hochmeisters Mitwissenschaft. — Wir sollen uns berühmt haben kaiserlicher Bestätigung. Von solchem Rühmen wissen wir nichts. Haben Einzelne dergleichen geredet, so ist das nicht unsere Schuld. Dennoch haben sie nicht gelogen, wie der Brief wohl ausgewiesen, der so eben verlesen worden."

„Daß wir uns besteuert, um nothdürftige Zehrung und Kost, ist wohl billig, da wir an Ehre und Glimpf so hoch angetastet werden."

Schließlich erbieten sich die Stände zum Beweis alles dessen was sie vorgetragen.

Darauf läßt der Orden sich vernehmen: „Der Bund ist älter als des Königs Brief, und die Bestätigung unkräftig; denn zu einer jeden Sache, die bestätigt werden soll, müssen die berufen werden, die es angeht. Ein jeglicher römischer Kaiser hat alle Rechte beschrieben in seinem Herzen, will er aber Eines Freyheit abthun, so thut er es mit rechtem Wissen durch redlich Ursach. Hier nicht also. Denn was von Anfang unrecht war, kann auch des Kaisers Wort

nicht

nicht bessern. Schon durch ihren Huldigungseid wurden die Lande unfähig, eine solche Billigung zu erwerben. In das kaiserliche Schreiben ist der Bundesbrief nicht wörtlich eingerückt, wie sich doch gehührt hätte. Die Stadt ist nicht genannt, wo es gegeben worden, gegen herkömmliche Ordnung der kaiserlichen Kanzeley; und das Secret (Siegel) möge auch das Secret seyn, dessen sich der Kaiser zu derselben Zeit gebraucht habe oder nicht. Allein gesetzt, die Bestätigung sey gültig, so kommt doch der Bund mit des Briefes Worten nicht überein; denn da steht ausdrücklich; „doch daß sie dem Hochmeister und andern iren Herren tun was sie schuldig sind laut irer Freyheit.“ Das Wort irer bezieht sich auf die Herren. Auch sind die Bundesgenossen durch Acht und Bann längst aller Freyheiten verlustig.“

„Wir schlagen Silbermünze — (sie wird vorgezeigt) — Daß sie geringen Gehalts, ist unser eigner Schade. Es mußte geschehen wegen unserer Nachbarn, die gar schlechte Münze ausgehen lassen. Wollten wir uns weigern, es ihnen gleich zu thun, so würde unsere Münze aus dem Lande geführt. Wollen die Städte selber münzen, eitel Silber, in des Herrn Namen, das wollen wir ihnen wohl vergönnen. Auch haben sie ja sechszehn Jahre lang dieselbe Münze geschlagen.“

„Das flämische Maß wurde verkürzt schon vor achtzig Jahren, ohne Schuld des Ordens, mit Verwilligung der Land' und Städte. Korn- und Wartgeld ist nicht minder seit achtzig Jahren entrichtet worden, denn die Warten sind nicht eingegangen; wir müssen an der Gränze eine Menge Volks halten. — Zölle aufzulegen steht uns frey, also auch den Pfundzoll. Man hat den Herrn gedrungen ihn aufzuge-

ben.

ben. — Mit den Lehen handeln wir nach Lehens Recht und Pflicht. — Die Absetzung des Thorner Rathes geschah nicht ohne Ursach, die wir verschweigen, um Schonung willen derer von Thorn."

„Bündnisse halber Land und Städte befragen, ist nicht Herkommens, und dieß seltsame Begehren zeigt zur Gnüge, daß sie ihren Herren nach Herrlichkeit und Regiment stehn."

„Alle Hingerichtete hatten das Leben verwirkt. Etliche haben auch noch fromme, redliche Söhne hinterlassen, die doch nicht über den Orden klagen; warum der Bund ohne Auftrag? Die Verwandten werden es fürwahr ungern hören, daß ihre Vettern und Freunde vor kaiserlicher Majestät also geschmäht werden. Rüdiger hat zuerst einen Untersassen, dann den Comthur zu Elbing, dann den Rath zu Elbing, endlich gar den Hochmeister nach Rom geladen. Wir haben stets gehorcht, zulezt drey Urtheile gegen ihn ausgewirkt. Das hat alles nichts geholfen, da ist er leztst in ein Wasser geworfen."

„Die vier und zwanzig Getödteten durch den Vogt zu Grebin, waren nicht Preußen, sondern Liefländer, und ist vielleicht geschehn in der Widerwärtigkeit mit dem Bischoff zu Riga. Uebrigens sind das alles lauter alte Sachen, und, die sie gethan, längst im Grabe. — Conrad Lezkau ist mit nichten zu Gaste geladen, sondern auf das Haus verbottet worden, weil er, ohne Wissen des Raths und der Gemeine, das Stadtsiegel mißbraucht, dem Vogt zu Dirschau Fehde angekündigt. Darum hat man ihn mit Recht des Lebens beraubt. — Aber den Comthur zu Thorn, Wilhelm von Stain, hat der Hochmeister gestraft, nach Ausweisung des Ordens, also daß er in ewiger Strafe bleiben und darin tod seyn muß."

„Al-

„Alles Vorgebrachte ist verjährt, zu unsern Zeiten nicht geschehn, die Theilhaber sämmtlich vor dreyßig und vierzig Jahren gestorben. Doch wäre auch alles wahr und jezt geschehen, warum sollen die Prälaten drunter leiden? was haben die verbrochen?"

„Wider das Regiment Pauls von Rußdorff ist manches von Feinden geschrieben, die einem gar wenig Guts nachsagen, es sey halt ware oder nicht was sie schreiben. Paul hat den Bund nicht verlieben können, ohne Zustimmung des ganzen Ordens, dem an der Sache gelegen. Wäre es aber auch geschehn, so haben doch die Prälaten ihn nicht gebilligt und nicht billigen können, sintemal der Bundesbrief einen Gerichtshof über sie bestimmt, die nur dem Papste unterworfen."

„Wir bitten kaiserliche Majestät, keine weitere Frist zu gestatten, denn wenn auch alles könnte bewiesen werden, so gäbe das noch immer kein Recht zu diesem Bunde, aus dem gar widernatürliche Dinge fließen. Wenn der Hochmeister einen Mann, der ihm gehuldigt, zu seiner Nothdurft heischt, die von Culm und Thorn aber heischen ihn zum Bunde, wem soll er gehorchen? und wenn einer eine Sache wider den Hochmeister hätte, und foderte die andern auf ihm beyzustehn, welchen Schwur sollen die Gefoderten erfüllen? den Huldigungseid oder den Bundeseid? Darauf mögen sie uns antworten."

„Sie wollen Richter und Kläger in eigner Sache seyn. Wird einer unschuldig vom Leben zum Tode gebracht, so wollen sie es dem Hochmeister klagen, daß er unverzogen richte; thäte er das nicht, so wollen sie Rache nehmen. Wer soll denn erkennen über des Gerichteten Schuld oder Unschuld? — Sie selbst."

„Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ist dem Unterthan mit nichten gegen seinen Herrn vergönnt. Ob

sie

sie schon den Bundesbrief mit gleisnerischen Worten auslegen, so ist doch klar, er sey allein gegen den Orden gestiftet. Es mag wahr seyn, daß, auf ihr Ansuchen, der Hochmeister selbst das gemeine Gericht bestellt; als er aber gesehn, daß es nicht frommte, hat er solches ferner nicht gehegt."

„Daß sie vor wie nach ihre Pflichten treulich erfüllt, ist ein eitles Vorgeben, denn sie haben den Pfundzoll eine Zeitlang gar abgelegt, und dann ein Drittel davon für sich erzwungen; sie haben das Pflugkorn verweigert, den Huldigungseid verändert."

(Beide Eide werden verlesen.)

„Sie berühmen sich einer Vermittlung zwischen dem Hochmeister und seinen Gebietigern. Wären diese einig gewesen, nimmer hätte ein solcher Bund sich hervor thun mögen. Wir bitten die goldene Bulle zu verlesen, wie auch die des Papstes, woraus zu ersehen, wie der heilige Vater gar wohl unterrichtet gewesen."

(Die Bullen werden vorgetragen.)

Des Bundes Sprecher nimmt noch einmal das Wort. Er beruft sich auf die Ausdrücke des kaiserlichen Briefes: wenn die Städte sich vereint haben oder künftig vereinen werden. „Gibt ein Kaiser Freyheit wider das gemeine Kaiserrecht, so wird dafür gehalten, daß ihm das leztere wohl wissend, und er solches abstellen wollen. Das ist geschehn, den Unterthanen zu Nutz nicht zu Schaden, darum das Wörtlein irer allein auf diese zu beziehen. Der Ort der Ausfertigung ist nicht benannt. Es wäre freylich wohl gebührlich, ist aber nicht nothwendig, maßen über tausend solcher Briefe vorhanden. Wir berufen uns auf des Kaisers Räthe und Kanzler. Das Siegel ist vollkommen. Des Hochmeisters Zustimmung unbezweifelt. Daß die Gebietiger ihrem Meister gehor-

horchen würden, mußten doch wohl die Städte glauben? Es fragen ja auch nie die Unterthanen in Bisthümern, wenn der Bischöff zusagt, ob das Kapitel eingewilligt habe? — Wir sind erbötig alles zu beweisen, dessen wir den Orden bezüchtigt. Wer mogt denn solch Regiment der Herren loben? — Wir haben gern gehört das eigene Bekenntniß, das gemeine Gericht sey vom Hochmeister gestiftet, darum ist klar, daß wir nichts neues fodern."

Des Ordens Machtboten begehren: Auslieferung des Bundesbriefes; 200000 Gülden für die Schmehe, 400000 Gulden für Costung und Zerung; Widerruf und Bekenntniß, daß die, so aus dem Bunde getreten, recht daran gethan. Dem allen wird vom Gegner förmlich, feyerlich widersprochen.

Der Kaiser mit seinen Räthen müht sich einige Tage treulich, die Sache gütlich beyzulegen, allein vergebens. Es erfolgt ein Zwischenspruch: dem Bunde keine weitere Frist zu gestatten. Als die Sendeboten merken, daß es sich zum Schlimmen neige, erklären sie, ihr Anwald habe nur bedingte Vollmacht, und meinten nicht billig zu seyn, daß wir verwillkürter Richter furer (ferner) in der Sache procediren sollten. Man stellt ihnen vor, sie selber hätten unbedingt sich auf den Kaiser berufen; aber sie begehren nur einen Spruch über die Widerklage und gehn von dannen. Da ruft der Orden das Recht an. Umsonst versucht der Bund auf allerley Weise noch ein Zögern zu bewirken. Der Kaiser bestimmt den Tag der Entscheidung. Von Bundes wegen erscheint niemand um das Urtheil anzuhören. Der Kaiser sendet in die Herberge, entbietend: nun werde er sprechen. Die Sendeboten antworten: ihr Anwald habe seine Vollmacht aufgegeben;

die

die andern wären nicht genugsam unterrichtet. Darauf tritt der geschworne Thürhüter an die Pforte des Palastes, und ruft sie dreymal mit lauter Stimme. Sie hören es nicht. Da spricht der Kaiser:

Ritterschaft, Mannschaft und Städte des Bundes in Preußen haben nicht billig den Bund gethan, noch den zu tuen Macht gehabt, darum derselbe Bund von Unwürden, Unkreften, ab und vernichtet ist.

Auf des Ordens Bitte wird das Urtheil ausgefertigt, dann das Gericht verschoben, in der Meinung ob etwa Güte noch fruchten möge. So weit erzählt jene Urkunde.

Nach dem Spruche ließ der Kaiser den Orden freundlich ersuchen, seinen Unterthanen zu verzeihen und sie gütig zu behandeln. Es wurde zugesagt. Den Machtboten des Bundes gab man ihre Briefe unversehrt zurück, und einem Schreiber, der die Siegel davon reißen wollte, weil sie ohnehin vernichtet wären, verbot der Kaiser solches mit den Worten: „das wolle Gott nicht, daß unsere Briefe sollten machtlos werden." Dennoch hatte sein Urtheil sie für machtlos erklärt. Dergleichen Folgelosigkeit erlaubte sich das Reichsoberhaupt. Durch seine Räthe ließ er die Verbündeten zum Gehorsam ermahnen; sie antworteten höflich, aber zugleich empfing ein Notarius ihren förmlichen Widerspruch.

Unläugbar erscheint ihr Betragen im ungünstigen Lichte. Hatten sie doch selber auf den Kaiser sich berufen, mit den Worten: „was auf beyder Parteyen Vorbringen durch Ew. kaiserliche Majestät zu Rechte gesprochen und erkannt wird, daß es ungeweigert dabey stehe und bleibe." Hatten sie doch selber den Ladungsbrief also ausgewirkt: das Urtheil

solle

solle gesprochen werden, der Hochmeister möge erscheinen oder nicht. Wie konnten sie jezt von sich ablehnen, was sie dem Gegner aufgebürdet? — Freylich klagten sie nachher: warum hat der Kaiser andere Fürsten mit zu Gericht gezogen? Haben wir doch nur auf ihn allein uns berufen. Freylich waren Bayern, Bamberg, Brandenburg des Ordens erklärte Freunde; aber diese Einwendung, in der ersten Sitzung versäumt, blieb nach gesprochenem Urtheil unstatthaft. — Warum beriefen sie sich nicht auf Kaiser Ruprechts Erklärung, die einst der marbachische Bund und die Rheinstädte ihm abtrotzten: „auch ohne Reichs-Erlaubniß habe man das Recht, um Friedens willen, Bündnisse untereinander zu machen, wie er selbst vormals gethan.“ — Sie beschuldigten den Orden, er habe das Urtheil mit 80000 Gulden erkauft, das sey landrüchtig; aber hatten sie nicht ähnlicher Mittel sich bedient? nicht selbst erklärt, man könne mit lediger Hand in der Fremde keinen Rechtsstreit führen? — Sie hätten früher bedenken sollen, daß dem Orden noch nicht jede Hülfsquelle vertrocknet war, um mit gleichem Vortheil gegen sie zu fechten. Sie hätten ahnden sollen, daß ein Kaiser, daß die Räthe so vieler Fürsten, auch den gerechtesten Unterthanenbund nicht laut billigen, gleichsam selbst besiegeln, und dadurch eignen Unterthanen einst vielleicht gefährliche Waffen in die Hände liefern konnten. Entschuldigen mag sie nur die Noth, denn allerdings war nunmehr der Bund in einer peinlichen Lage. Widerspruch konnte seine Genossen nur verhaßt, Nachgiebigkeit nur elend machen. Daß die Kreuzherren durch ihren Sieg nur noch übermüthiger werden, jede Rache sich erlauben, die Unterthanen zu Sclaven herabwürdigen, oder sie zwingen würden, ihrem Vaterlande den Rücken zu kehren, das schien unvermeidlich. Was blieb daher übrig,

als

als, ohne Rücksicht auf moralisches Gefühl oder Urtheil der Welt, sein Heil in dem zu suchen, was zu allen Zeiten Unrecht in Recht und Tadel in Ruhm verwandelt — in der Gewalt.

Der kluge Aeneas Sylvius (später Papst Pius der Zweyte) hatte das wohl vorausgesehn. Auch er war damals einer von des Kaisers Räthen, deren vierzehn den Bund verdammten, sprechend: „sollte dieß in Brauch kommen, daß Unterthanen, wie gerecht sie wären, dürften Bündnisse gegen die Herrschaft machen, wer wäre künftig der Seinen mächtig? Denn immer fänden sie Mittel und Wege, Erlaubniß und Bestätigung zu erlangen."

Dagegen erklärte Aeneas Sylvius: „der Orden will die Preußen behandeln gleich gefangenen Knechten, das nicht christlich ist. Der Kaiser hüte sich, daß man nicht Gunst oder Bestechung ihm vorwerfe. Der Ritter Uebermuth ist kundig. Von Anbeginn haben sie der Unterthanen Rechte nach Muthwillen gebrochen, und ihnen nie vergönnt, was die Kirche zugesagt. — Alles kann doch nicht unwahr seyn, was einträchtig vom ganzen Lande geklagt wird. — Polen gränzt mit Preußen. Die Polen verfolgen den Orden mit Haß und Ansprüchen; wie, wenn die Preußen sich zu ihnen wenden? darum gebe man dem Bunde eine gute Antwort, damit nicht Krieg und Jammer entstehe; oder man verweise die Sache an den Papst."

Das gefiel dem Kaiser wohl, allein der Orden verwarf es trotzig, sprechend: „bey dem Papste könne man mit Geld Recht aus Unrecht machen."

„Was wird mein Spruch euch nützen?" fragte der Kaiser, „wenn Niemand ihn halten will?" Die Ritter erwiederten: „Wir wollen Thürme, Städte, Mauern zerstören, und sie durch Krieg wohl zum Gehorsam zwingen."

„Wohl

„Wohlan, beſchloß der Kaiſer, nachdem Euch mehr geliebt Krieg denn Friede, Euch geſchehe nach Eurem Begehren.“

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Land und Städte reißen ſich vom Orden los.

Hoch und laut triumphirte jezt der Orden. Das ſcharfe Urtheil ſchärfte jeder Kreuzherr, nach dem Grade ſeines Uebermuthes oder Rachedurſtes. Eure Ehre, ſprach der Eine, habt ihr Bürger, Wappen, Schild und Helm ihr vom Adel verwirkt. Aller Privilegien ſeyd ihr verluſtig, drohte ein Anderer. Dreyhundert eurer Köpfe müſſen fallen, ſchnaubte ein Dritter; uneingedenk daß Klugheit ſelbſt dem Ungroßmüthigen gebietet, Beſiegte zu ſchonen, oder gegen ihre Verzweiflung ſich zu rüſten. Des Ordens ſchlaue Geſandte zu Wien vergaßen das nicht. „Wir haben den Proceß gewonnen,“ ſchrieb Heinrich Reuß, „doch ſeht euch vor! denn die vom Bunde werben viele Söldner, zwar nur als Geleite, wie ſie ſprechen, bis gen Breslau; doch uns will faſt bedünken, ſie werden ſolche nach Preußen ziehen.“ Der Biſchoff von Heilsberg fügte hinzu: „ſendet Gebietiger an die kleinen Städte, um ſie durch Glimpf von den großen zu trennen.“ Aber die Kreuziger (wie der Bund ſie nannte) mochten im Siegestaumel von Glimpf nichts hören, wollten nur Rebellen züchtigen, denen ſie nun keck jede Miſſethat, ſogar Giftmiſcherey und widernatürliche Laſter aufzubürden ſtrebten.

Als dieser unverständige Jubel den Verbündeten das harte Loos ihrer Zukunft verrieth, da traten sie aufs neue zusammen, dießmal nicht ohne Bangigkeit, denn das Vertrauen auf eigne Brüder wankte, von Verleumdern untergraben. Einigen der großen Städte, besonders Danzig, wurde böslich nachgesagt, sie gingen damit um abtrünnig zu werden, und wären insgeheim beflissen, des Ordens Gnade zu gewinnen. Das Gerücht fand um so leichter Glauben, da um dieselbe Zeit auch der Adel des Gebietes Christburg erklärte: „er wolle mit dem verächtlichen, von Papst und Kaiser für gottlos erklärten Bunde, ferner nichts zu schaffen haben.“ Aber Danzigs Wortführer widersprachen laut der lügenhaften Sage; alle wiederholten den Schwur: wenn das Schlimmste zum Schlimmen käme, lieber den Tod zu wählen, als unleidliches Joch.

1454. Hans von Bayſen benutzte die Stimmung der entflammten Gemüther. Fast hämisch ließ er den Hochmeister ersuchen, ein Kapitel in Marienburg zu versammeln, um dort allen Zwist freundlich zu schlichten. Gern und froh bewilligte Ludwig sein Begehren, die vornehmsten Gebietiger fanden sich ein; aber statt demüthiger Unterwerfung, der sie aufgebläht entgegen sahen, erschien unter Bayſens Siegel ein förmlicher Absagebrief. Ein junger „erbeloser“ Edelmann wagte, verzichtend auf jede Belohnung, diesen Fehdebrief, an einen weißen Stab gebunden, dem Hochmeister zu überreichen. Weder Ludwig, noch seine stolzen Gebietiger, konnten ihr Schrecken verheelen. Conrads Geist stand vor ihnen und schien mit drohendem Finger seine Prophezeiung zu wiederholen.

Das blutige Loos war nun geworfen. Die wohlberathenen Städte beschlossen, durch keine halbe Maßregeln, die stets Verderben bringen, den ersten Vortheil zu verscherzen. Mit einem Fastnachtsspiele

be-

begannen sie den ersten Kampf um ihre Freyheit. An demselben Tage, an welchem der Hochmeister den Fehdebrief empfing, begehrten die Bürger zu Thorn, in Frauenkleider vermummt, Einlaß in das Schloß, der ohne Bedenken dem lustigen Haufen gestattet wurde. Kaum hatten sie die offene Pforte in ihrer Gewalt, als unter jedem Weiberrocke ein Schwert hervorblitzte, und des Ordens überraschte Knechte, fast ohne Gegenwehr, sich ergaben. Gefangen wurden die Comthure zu Thorn und Graudenz, ja selbst der Obermarschall. Alsobald loderte von des höchsten Thurmes Spitze ein Feuer auf, die Losung des gelungenen Anschlags; und schnell wie diese Flammen, von Thurm zu Thurm, verbreitete sich über das Land von Stadt zu Stadt die mutherhebende Botschaft. Dem raschen Beyspiel folgten rasch in wenigen Tagen die bewaffneten Bürger mehrerer Städte und Gebiete, in welchen sich der Feinde Trotz an feste Schlösser lehnte. Jede hereinbrechende Nacht sah neue, Sieg verkündende Flammen emporsteigen, und kaum ein Monat war verstrichen, als schon von sechs und funfzig Ordensschlössern das Panier des Bundes wehte.

Die Kreuzherren zitterten. Ihre Anhänger wankten. Geschreckte, bisher treue Unterthanen fielen ab. Der Comthur zu Danzig, Conrad Pfersfelder, durch Furcht und Gold geblendet, übergab sein Schloß freywillig. Die Danziger schleiften es. Er aber kaufte mit seiner Schande Lossprechung vom Ordensgelübde und ein Weib. Auch Königsberg fiel ohne Schwertstreich. Elbing ward erstürmt, trotz der Feuerpfeile, die vom Schlosse in die Stadt geschleudert wurden. Den stolzen Heinrich Reuß entrückte man der Volkswuth, in ein Kloster ihn verbergend. Kurz zuvor waren die Mönche dieses Klosters schnöde von ihm behandelt worden, weil sie einem Bürger die

Freystatt nicht versagten, der, sein Leben vertheidigend, einen Pferdeknecht des Ordens verstümmelt hatte. Jezt begrüßte der Gedemüthigte die Mönche höflich, und sie, das Unglück ehrend, nahmen ihn gütig auf. Am andern Tage wurde er nach Marienburg geleitet. Das Schloß zerstörten die Bürger, ausgenommen die Kornspeicher, die sie, zum Dank für die erfüllte Prophezeiung der heiligen Brigitte, in ein Nonnenkloster ihres Ordens verwandelten. Die Ermländer entsagten ihrem Bischoff. Die Braunsberger plünderten der Thumherren Höfe und zerstörten Balga.

Doch nicht allein der Ritter schwache Gegenwehr machte, des Krieges unkundigen Bürgern, schnelle Eroberungen so leicht, auch Verrätherey besudelte die Bundeswaffen; denn auf allen Schlössern dienten bey den Comthuren der ersten Edelleute Kinder, auch reiche Bürgersöhne aus den Städten, „und wurden ehrlich gehalten.“ Die gaben dem lauernden Feinde Zeichen, wenn ihre Herren sorglos beysammen saßen; die öffneten alle Pforten, schlugen die Ritter in Fesseln, stürzten manche aus den Fenstern, raubten Silber, Waffen und alles Geräthe. „Diese erbare Diener,“ sagt die Chronik, hatten das Ordensbrot im Leibe und das Ordenskleid am Halse.“

Ueberall flohen die Kreuzherren nach Marienburg, Sthum, Conitz, die lezten noch sichern Zufluchtsorte; doch nicht von allen erreicht, denn viele, selbst der Großcomthur, wurden aufgefangen, entrückt, heimlich ermordet. Manche entkamen über die Gränze, auch wohl solche, denen der Weg zum Hochmeister noch nicht verschlossen war, gingen nach Deutschland, und trieben es dort nicht besser.

Fast hätte des Bundes schnelles Glück ihn selbst entzweyt. Der Adel wollte die eroberten Schlösser unver-

Digitized by Google

unversehrt erhalten, selbst bemannen, beschirmen. Das gefiel dem Landmann übel, vermeinend, auf diese Weise nur Herren gegen Herren zu vertauschen. Jene mußten sich fügen. Wo es immer thunlich war, da zerstörte man die verhaßten Schlösser.

Die Stände ließen durch Waffenglück zu keinem Uebermuthe sich verleiten; maßen und wogen, nicht allein des Gegners Kräfte, sondern auch die der Fürsten und Herren, die, dem Orden geneigt, vermuthlich zu Hülfe eilen würden. Des Kampfes Ausgang war zweifelhaft, besiegt ihr Elend gewiß; darum vielleicht verwarfen sie den lockenden Gedanken, ein gemeines Wesen unter sich zu stiften, des Landes Regierer aus eigner Mitte zu wählen. Von einem Fremden, freywillig erkornen Herrn durfte man, wenigstens für einige Geschlechtsfolgen, Haltung schon vorhandener und noch zu bedingender Freyheiten erwarten. Aber welchen Herrn sollte man kiesen? — Darüber gab es gespaltene Meinungen.

„Polen ist unser nächster Nachbar," sprachen die aus Pomerellen, Culm und Michelau: „schon waren wir einst Jahrhunderte lang mit Polen vereinigt, haben noch jezt unsere meiste Nahrung aus dem Lande."

„Muß aber Polen nicht den ewigen Frieden halten?" wurde eingewandt. „Ihr wißt, beyde Theile haben gelobt, die Unterthanen wechselseitig nie an sich zu ziehen."

„Laßt uns den König von Dänemark wählen," meinten die von Elbing, Braunsberg, Königsberg: „das wird unserm Seehandel Schutz und fröliches Gedeihen schaffen."

„Der ist mit Schweden in Krieg verwickelt," so wurde widersprochen, „auch haben ihn die Kreuziger schon

schon gewonnen. Lieber möchten wir," so ließ die Ritterschaft sich vernehmen, „auf Uladislaus, den König von Ungarn und Böhmen, stimmen."

„Er ist zu jung," war die Bedenklichkeit, „wird noch selbst regiert."

Nach mancher Hin- und Widerrede kamen sie doch endlich zu dem einmüthigen Beschluß, dem König Casimir von Polen sich zu unterwerfen, dessen Persönlichkeit schon Vertrauen einflößte. Zwölf nahmhafte Männer, Hans von Baysen der Erste unter ihnen, wurden abgefertigt, dem polnischen Monarchen das Erbieten zu hinterbringen, mit dem Auftrag: wenn sie, wider Verhoffen, kein geneigtes Gehör zu Cracau fänden, sich alsobald mit gleicher Werbung vor den Thron des jungen Böhmenkönigs zu verfügen.

Eilig schrieb der Bund zu gleicher Zeit nach England und Brabant, um die Schiffer zu warnen, und — weil ein drohendes Gerücht besonders Dänemark zum Feind des Bundes machte — so erging ein Bittschreiben an den Dänenkönig, um Schutz für den preußischen Handel.

Manche vermuthen, die großen Städte hätten sich zu Republiken umschaffen, dem Könige zwar huldigen, Tribut zahlen, Hülfe leisten, auch einen Statthalter preußischer Herkunft annehmen, doch sich selbst regieren wollen. Der Hochmeister, von diesem geheimen Anschlag unterrichtet, habe von Polen eine Erklärung verlangt, und die Antwort erhalten: der Friede sey unverletzlich.

Es ist allerdings nicht unwahrscheinlich, daß eine Stadt wie Danzig, durch Reichthum mächtig, übermüthig, eine Bundesschwester der Hanse, solch' einen

Plan

Plan entworfen, ja es wäre fast seltsam, wenn es nicht geschehen; allein der Ausführung stemmten sich große Hindernisse in den Weg. Danzig allein konnte sich selber schützen, und vielleicht mit der einst furchtbaren Macht von Lübeck wetteifern. Nicht so die übrigen Städte. Von diesen hätte es sich trennen, den Bundeseid brechen, Haß der Freunde wie der Feinde auf sich laden, und vor Allen einen Hans von Bayfen, des Landes Seele, bekämpfen müssen; denn ihm, wie dem ganzen Adel, bot eine monarchische Regierung mehr Befriedigung des Ehrgeizes. Bayfen ein Danziger, ein Bürger, würde seiner Vaterstadt, wie jezt dem Vaterlande, des Geistes überlegene Kraft gewidmet, und das Burgemeisteramt rühmlicher noch, als die polnische Statthalterwürde verwaltet haben; doch Bayfen, der Ritter, der Pannerführer des osterodischen Gebietes, konnte nicht für jene Maßregel stimmen.

Fünf

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Preußen unterwerfen sich dem König Casimir von Polen.

Die Bundesgesandten traten vor den polnischen Thron, erzählten viel von ihrer Voráltern Tapferkeit und Treue, von allem was sie selbst für und durch den Orden gelitten, und wie sie endlich „aus der Noth eine Tugend machen müssen.“

„Weil aber Unterthanen einer Obrigkeit so wenig entbehren können, als die Erde der Sonne, so unterwerfen wir uns Ew. Majestät, mit Vorbehalt unserer Rechte und Freyheiten. Jeder müsse behalten, was er auf eigene Kosten gewonnen, und kein zerstörtes Schloß werde wieder aufgebaut.“

Einwürfen vorbeugend fuhren sie fort: „Möchte jemand sprechen, man soll nicht löschen was einen nicht brennt; darauf erwiedern wir: wenn es bey dem Nachbar brennt, so ist die rechte Zeit zu löschen. Den ewigen Frieden brach der Orden längst, als er die Bürger zu Arenswaldt enthaupten ließ, die während des Krieges an Polen gehangen. Mit den Litthauern schloß er neue Bündnisse gegen Polen gerichtet. Doch hat Ew. Majestät sich unserer Lande Besitz nicht angemaßt, obschon er Euch durch List und Gewalt entfremdet worden: nein, wir selbst sind die Eroberer, und hieten Euch die Herrschaft freywillig. Wollt Ihr uns nicht in Gnaden annehmen, so gewährt zum mindesten die Bitte, unsern Widersachern keinen Beystand zu leisten, denn wir uns nimmer dem Orden untergeben, und lieber Einmal ehrlich sterben, als täglich Schimpf und Schande erdulden wollen.“

Die

Die Gesandten wurden freundlich empfangen, vom Könige und des Landes Edlen durch Gastgebote geehrt. Der Kanzler, zwey Bischöffe und fünf Woywoden erhielten den Auftrag, mit Prüfung ihrer Schriften die Unterhandlung zu beginnen.

Casimir hatte kurz zuvor mit Elisabeth, der Kaisertochter, sich vermählt. Zu der Hochzeitfeyer war des Ordens Treßler vom Hochmeister abgeordnet; der lauerte jezt in Cracau, und mühte sich 3000 Söldner zu werben. Aber die Sendeboten kamen ihm zuvor, nahmen sie auf in des Bundes Dienst mit Billigung des Königs und seiner Räthe. „Darum liebe Herren," schrieb der Gesandten Einer heim, „seyd vorsichtig um Geld zu bekommen, denn es merklich den Beutel treffen will." Er klagte, daß man die Kreuzherren mit ihrer Habe von den Häusern frey ziehen lassen; er rieth, die vollen Speicher der Gebietiger in Beschlag zu nehmen, und jeden, der Eigenthum des Ordens verwahre, zu dessen Auslieferung streng anzuhalten; denn, so schloß er, „Geld ist es, das man haben muß."

Man befolgte seinen Rath, bemächtigte sich aller Ordenseinkünfte, und das Silbergeräth seiner Kirchen wanderte in die Münze; ja man legte sogar in fremden Handelsstädten Beschlag auf dessen Schiffe und Güter. Aber ein Versuch der Danziger, Marienburg zu erobern, mißlang. Sie wurden hart geschlagen und zogen heim, ihre eigene Stadt zu bewahren, denn das Gerücht erscholl, der Deutschmeister sey im Anzuge.

Alles war indessen zu Cracau in Bewegung. Der wachsame Ordenstreßler redete vor dem König, nicht als wolle er ihn zum Richter aufrufen, sondern gleichsam nur ihn warnend, in keinen schlimmen Handel sich zu mischen. Wenn auch der Orden, so meinte er, an seinen Unterthanen sich vergriffen habe,

so

so müßten diese ihm „als einer Obrigkeit etwas zu gute halten,“ aber sie wären stolz, hoffärtig, auf Reichthum trotzend.“ Er bat den König, stille zu sitzen, oder dem Orden zu helfen, erinnernd an den ewigen Frieden, der mit zweyhundert Siegeln bekräftigt sey. Werde Casimir sich der Preußen annehmen, so gebe er eignen Unterthanen ein böses Beyspiel, die dann auch Recht und Macht hätten, sich dem Orden zu unterwerfen. Treulose Leute würden auch ihm nicht Treue halten. Ob er, um solches Gesindels willen, seinen Eid brechen wolle?

Casimir, der rechtliche Mann, erwog die Gründe, und vermahnte die Bundesgesandten ernstlich, zu ihrer Pflicht zurück zu kehren; ihr Antrag bedürfe einer langen Berathung. „Die können wir nicht abwarten,“ erwiederten Jene, „wir haben es schon vierzehn Jahre unter uns berathen und wohl bedacht. Nun es angehaben worden, muß es durchgeführt werden, es gehe wie es Gott gefällt. Wollen Ew. Majestät uns nicht aufnehmen, so müssen wir davon ziehen und anderswo Rath suchen, wo man mit beyden Händen nach uns greifen wird.“

Da zögerte Casimir noch funfzehn Tage. In seinem Rathe ging es stürmisch her. Freylich hatten die Polen, gleich ihrem Könige, den ewigen Frieden beschworen, von zehn zu zehn Jahren den Schwur zu erneuern versprochen; ja der König hatte, im Fall er seinen Eid bräche, die Unterthanen ihrer Pflicht entlassen. Dennoch erhuben sich nur wenige Stimmen; die Nation theilte des Königs Haß und Mitleid. Der Bischoff von Cracau allein, Cardinal Sbigneus, erregte Gewissenszweifel, die bey ihm selbst von keiner Dauer waren.

Durch Geld und Gabe hatte der Treßler manchen gewonnen; so feyerten die Bundesgesandten auch nicht.

Ihr

Ihr Recht, ihre Beredsamkeit, ihr Gold, drangen endlich durch. Vergebens predigte dagegen der heilige Johann von Capistran, ein Calabrese und Hussitenbekehrer. Wenn die Fürsten Krieg beschließen, so fragen sie die Heiligen nicht um Rath. Am sechsten März erklärte Casimir die Preußen für seine Unterthanen, unter trefflichen Bedingungen zu Ehre und Nutzen gereichend. Alle Freyheiten wurden bestätigt — die Zölle vernichtet — Aemter, Würden, Schlösser im Lande, sollten nur Eingebornen verliehen — nichts für Preußen wichtiges ohne dessen eigne Räthe beschlossen — die alten Gränzen beybehalten — der Gesetze Wahl Jedes Willkür anheim gestellt — zu Thorn und Danzig Münzen errichtet — Handel und Straßen frey gegeben — der Schiffbrüchigen Güter nicht angetastet — die Preußen aller Vorzüge des polnischen Adels theilhaftig gemacht — sie auch zur Königswahl berufen werden. Nur einen Statthalter, doch mit Genehmigung der Stände, zu ernennen, behielt Casimir sich vor.

Diese wichtige Urkunde unterzeichneten auch Bischöffe, ja selbst der Cardinal Sbigneus, (der nemliche, der in der Schlacht bey Tanneberg des Königs Leben rettete,) zum Beweise, daß des Bundes gerechte Klagen tiefer eindrangen, als päpstliche Drohungen.

Dagegen stellten nun die Preußen eine feyerliche Unterwerfungsakte aus, und erboten sich zum Huldigungseide.

Hierauf sandte der König dem Hochmeister einen Fehdebrief. Grund oder Vorwand gab es mancherley. Kränkung polnischer Unterthanen — Einführung neuer Zölle — Gränzverletzungen — die von beyden Landmeistern dem ewigen Frieden versagte Unterschrift — Wortbrüchigkeit gegen die Bürger zu Arenswaldt — Weigerung den König als Schiedsrichter zu erkennen

nen — alle diese Gründe, weitläuftig erörtert, sollten den Friedensbruch auf des Ordens Rechnung schieben.

Konnten sie bestehen vor dem Richterstuhl der Sittlichkeit? — Wann hat jemals Politik darnach gefragt? — Immer waren sie so beschaffen, daß neuern Weltbeherrschern Stoff genug übrig bleibt, Casimirs Rechtlichkeit zu bewundern. Seine redliche Vermittlung hatte er fruchtlos angeboten; die Gesandten drohten fort zu ziehen. Sollte er es darauf wagen, statt des durch Zwietracht geschwächten Ordens, einen mächtigen fremden König zum Nachbar aufzunehmen? Seines Reiches Sicherheit kam in Gefahr.

Nie bot sich ihm ein zweyter Augenblick wie dieser, in dem alles vereinigt, glücklichen Erfolg versprach. In Ungarn und Böhmen herrschte sein Schwager — der Kaiser, selbst hülfsbedürftig, sah das deutsche Reich zu einer Mördergrube werden — Dänemark und Schweden haderten mit einander — Rußland seufzte unter tatarischer Geißel — die Türken brauchten Zeit, um des griechischen Kaiserthums Eroberung zu befestigen — des Papstes Hülfe war nur beschriebenes Pergament — der Orden stand verlassen von seinen Unterthanen; zwieträchtig mit sich selbst — die Brüder in Liefland verzehrten bereits ihre Kräfte im Kampfe gegen die Ansprüche des rigischen Erzbischoffs — deutsche Söldner waren kostbar, und das zerrüttete Reich schien nur wenige seiner Miethlinge mehr entbehren zu können. Der polnische Monarch hingegen beherrschte Litthauen samt einigen russischen Provinzen, und — was mehr als alles — er konnte auf die Verzweiflung derer zählen, die um ihre Freyheit den Kampf auf Leben und Tod begannen.

Soll nicht zu allen diesen Gründen auch Regung der Menschlichkeit gezählt werden dürfen? Waren es doch

doch Unterdrückte, deren er sich annahm; war der Kreuzherren übles Regiment doch weltkundig, von ihrem unerschütterlichen Freunde, dem Papste selbst, also genannt. Sollte ein König taub vorüber gehen, als der Schwache um Hülfe zu ihm schrie? — Casimir erscheint gerechtfertigt. Auch die wichtigen, den Preußen zugestandenen Vortheile drücken deutlich den Wunsch aus, ihr Glück zu gründen, nicht seinem Ehrgeiz zu schmeicheln, oder nur die Gränzen seiner Herrschaft zu erweitern.

Alsobald verließ der Ordenstreßler Cracau, eilte nach Schlesien und Sachsen um Söldner zu werben. Der wohlverdiente Hans von Baysen wurde zum Statthalter ernannt, und gelobte, die preußischen Bischöffe feindlich zu behandeln, wenn sie den Huldigungseid dem Könige weigern würden. Auch seine Brüder nahmen Theil an den späten Früchten seiner muthigen Beharrlichkeit: Stibor und Gabriel von Baysen erhob der König zu Woywoden von Königsberg und Elbing.

Der Kanzler, von einem Bischoff begleitet, empfing zu Thorn die Huldigung. Als vollends bald nachher der liebenswürdige Monarch samt seiner jungen Gemahlin nach Preußen kam; als er, auf seinem Throne sitzend, mehr durch Freundlichkeit als durch königlichen Schmuck glänzte, da strömte alles herbey, mit Herz und Mund den Eid zu schwören. Selbst die Bischöffe von Culm, Riesenburg und Samland gelobten Treue. Der von Ermeland war nach Breslau geflüchtet, wo er starb. Die Priester deutsches Ordens wurden genöthigt, ihre Kleidung gegen das Gewand des heiligen Augustin zu vertauschen.

In Elbing berieth sie Casimir mit Land und Städten: wie man Geld aufbringen, Conitz erobern, den Deutschmeister hindern solle, dem Orden Hülfe zuzuführen. Geld ward herbeygeschaft. Der König versprach

sprach Soldaten. Die Preußen warben Söldner. Der Orden that ein Gleiches. Im ganzen Lande Kriegsgeschrey. Auf allen Straßen zogen Gewappnete; in allen Herzen kochte Rache. — Der Orden hatte eilig vier gelehrte Doctoren nach Rom gesandt, mit Geschenken, deren der Papst wenig achtete, unfreundlich sprechend zu dem Wortführer: „Warlich, mein lieber Sohn, das Wesen und Leben der Brüder ist wider deine Klage. Uns ist kund geworden durch die Sendeboten des Landes Preußen, die Bedrückung des armen Volkes.“ Dem fügte er noch bittere Vorwürfe wegen gottloser Sitten bey. Indessen hielt er doch für nöthig, seiner ungerathenen Söhne sich anzunehmen.

Zu Thorn empfing der König, heimziehend, Gesandte vom Papst, Kaiser und mehreren deutschen Fürsten. Ihr Wortführer empfahl Gerechtigkeit, Gnade, Tapferkeit. Die erste dieser Tugenden verbinde den Monarchen, das Genommene zu erstatten; die zweyte, dem Orden zu verzeihen; die dritte, gegen die Türken sich zu waffnen. Hiezu fodere man ihn auf, im Namen des Kaisers, der zu Nürnberg einen Reichstag halten werde.

Natürlich mußte jeder Fürst, dem dieser Türkenkrieg am Herzen lag, das Schwert der Polen von Westen nach Süden zu wenden sich bestreben; allein mit Recht erinnerte der Kardinal Sbigneus, der Orden werde Rache suchen, so bald er die Polen mit den Muselmännern im Kampf begriffen sähe. Den Gesandten mangelten Beglaubigungsschreiben. Diesen Vorwand ergreifend, entließ sie Casimir mit höflichen Worten, kostbarem Pelzwerke, und dem Versprechen, durch Abgeordnete sein gutes Recht zu erweisen. Darauf wollten sie nach Marienburg, aber es wurde ihnen nicht verstattet.

Auf dem Reichstag suchte der Orden Hülfe. Gesandte und Ermahnungen war alles was man zugestand; obgleich Aeneas Sylvius vorschlug, ein Heer aus Sachsen und Böhmen nach Preußen zu senden. Da des Papstes eigener Mund der Kreuzherren böses Regiment bezeugte, so mochten auch wohl viele Fürsten, davon zur Gnüge unterrichtet, unlustig seyn das Schwert zu ziehn; trotz der bangen Klagen, welche Ludwig an ihren Höfen erschallen ließ. „Wellet Euch erbarmen," so schrieb er an Herzog Wilhelm von Sachsen, „wellet Euch, gütiger gnädiger Herr, erbarmen lassen der edlen Pflanzung Eurer seligen Aeltern und des gemeinen deutschen Adels, das ist unser Orden, der itzund leider also jemmerlich in aller Unschuld wird genöthigt."

Der König von Ungarn versprach mächtige Hülfe — es war ihm kein rechter Ernst. Mit einem großen Heere ließ ein Gerücht den Marggrafen von Brandenburg herbey eilen — es blieb ein bloßes Gerücht. Der Dänenkönig rüstete Schiffe bey Bornholm, gegen die preussischen Seefahrer — das konnte wenig fruchten. Der König von Schweden ließ Beystand hoffen zu Wasser und zu Lande — die Hoffnung täuschte. Den Herzog von Masovien suchte Ludwig bittend von feindlicher Theilnahme abzuhalten.

Noch Einmal wollte der Papst, durch versüßte Drohungen, die Abtrünnigen schrecken. Er nannte sie geliebte Söhne, ob er gleich gestand, als Verächter seiner Befehle, dürfe er sie nicht so begrüssen; doch väterliche Liebe bewege ihn dazu. Wie anders klangen diese Worte, als jene harten Schmähungen in älteren Briefen. Was er väterliche Liebe nannte, war vermuthlich eine Wirkung der überraschenden Botschaft, daß die Stände wirklich zu den Waffen gegriffen; denn immer donnerte Rom nur gegen Schwä-

che

che und wußte der Gewalt zu schmeicheln. Des Papstes süße Worte blieben fruchtlos wie vormals seine Drohungen. Der Preußen ganze Antwort war die Wahl von sieben Edlen, sieben Bürgern, in den Rath des neuen Oberherrn.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Schlacht bey Conitz.

Die Art Krieg zu führen, in jenen Zeiten, glich der heutigen so wenig als die Denkart. Eine geringe Zahl von Trabanten, in des Herrn beständigem Dienst, mochte dessen Schlösser allenfalls bewahren, doch keine ernstliche Fehde ausfechten. Zu großen Rüstungen bedurfte es fremder Söldner, überall für Geld zu finden, besonders in Böhmen, dessen Bewohner damals zu hören verdienten, was einst Philipp von Macedonien zu den Aetoliern sprach: „Ihr schämt euch nicht, dem Einen wie dem Andern Soldaten zu liefern, und Eure Fahnen wehen in beyden Heeren.“ Jedes Land hat seinen Handelszweig; der böhmische war damals Menschenkraft. Aber auch Deutschland lieferte ungerathene Söhne genug, die gern den heimischen Herd und Pflug gegen ein Leben vertauschten, wie es Schiller in Wallensteins Lager schildert.

Wo ein adelicher Abenteurer, etwa der jüngere Sohn eines erlauchten Hauses, sein Panier aufpflanzte, da lief allerley Gesindel hinzu, auch wohl mancher Rechtliche, durch Kampflust oder Mangel getrieben. Einen solchen Haufen zu nähren, vermochte der Hauptmann selten; der warb ihn nur in guter Hoffnung,

nung, selbst von einem Reichern geworben zu werden, gleichviel ob dieser Reichere Fürst oder Unterthan, Bedrücker oder bedrückt, in gerechter oder ungerechter Fehde begriffen. Gold war die Losung! Für Gold konnte jedes Städtlein, jedes Dorf ein Heer ins Feld stellen. Ritter mit berühmten Namen, aus alten Geschlechtern, schämten sich keinesweges, Söldnerhauptleute, auch in Bürgerdiensten, genannt zu werden. Doch wehe dem, der sie nicht pünktlich bezahlen konnte! Alsobald kehrten sie die Waffen gegen ihn selbst, und handelten gerecht nach ihrer Weise, denn gewöhnlich ward ausdrücklich diese Freyheit fest gestellt.

So begaben sich in des Ordens Dienste die Grafen von Gleichen und Montfort, Heinrich Reuß von Plauen der Junker, und viele andere, ausbedingend, bey ermangelndem Solde Schlösser, Städte, pfandweis inne zu behalten, bey Gelegenheit sie zu verkaufen, oder nach Gefallen auf irgend eine Weise zu benutzen. So rieth Casimir den Ständen, Geld zu schaffen, um die lästigen Böhmen, ihre Söldner, vor Conitz los zu werden, oder ihnen gleichfalls Schlösser pfandweis einzuräumen. Das leztere schien zu gefährlich. Man unterwarf sich lieber einer außerordentlichen Steuer, wogegen Casimir den Städten des Landes Einkünfte versezte.

Freunde des Ordens werfen den Verbündeten vor: sie hätten ohne Murren zu größeren Auflagen sich verstanden, als der Orden je von ihnen gefodert, also habe nur ein Geist des Aufruhrs sie beseelt. Menschenkenner erwiedern: Schwärmerey (gleichviel wofür) beraubt sich gern auch des Nöthigsten, denn sie schwelgt im Vorgenuß dessen, was die Einbildungskraft ihr reizend mahlt. Der Sklave hingegen reicht zuckend jeden Groschen, weil er, mit Recht oder Unrecht, wähnt, er füttere Tagediebe, oder schmiede seine eige-

nen Ketten fester. Ein Regent, der von den Unterthanen frölich entrichtete Gaben begehrt, muß ein Nationalgefühl zu erregen wissen, sey es für Ruhm, Ehre, Freyheit, Rache oder Frömmigkeit; denn nur wenn das Volk sich selbst als Zweck der Abgaben betrachtet, wird es ohne Murren sich erschöpfen.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Verbündeten der Zukunft vorgegriffen, als sie dem Könige mit der Unterwerfung von ganz Preußen schmeichelten; nur etwa die Hälfte der dem Orden unterworfenen Städte schüttelte dessen Herrschaft ab. Aber diese Hälfte war der Kern, das Mark des Landes, und konnte füglich für das Ganze gelten. Der östliche Theil von Preußen, durch die Kriege mit Litthauen verarmt, blieb treu, wie Arme pflegen, wurde auch vielleicht, der Dürftigkeit halber, minder bedrückt.

In den großen Städten gebar der Reichthum — nicht Freyheitsgefühl, (jenem Götzen ewig fremd) — nein, Trotz, Hochmuth, Geiz. Danzig, die reichste Bundesstadt, darum stets am stärksten beschazt, klagte oft vergebens: „Manche achten Geld höher als Freyheit. Wir allein tragen des Krieges Bürde.“ Bisweilen wußten sie dieselbe auf Kriegsmanier sich zu erleichtern, denn Stibor von Baysen, ihr Söldner-Hauptmann vor Marienburg, bezahlte seine Böhmen mit dem Gelde der Pfarrherren in den Gebieten Elbing und Balga. Schlimmer noch ging es den geistlichen Freunden der Kreuzherren, in deren Dörfern von böhmischen Ordenstrabanten gesengt, gebrennt, gemordet wurde.

Ehe Casimir das Schwert zog, ging er nach Litthauen, wo gährender Unwille herrschte, wegen unbefriedigter Ansprüche auf Podolien. Des Königs Freundlichkeit bewirkte Ruhe, ein Hülfsvolk von 5000 Reitern, und Gränzwache gegen die Liefländer. Auch der

Chan

Chan der crimmischen Tatarn, Atzgerei — von welchem Geist getrieben, ist unbekannt — bot ihm dort willkommenen Beystand gegen den Orden an.

Der Preußen erste Schritte auf der ungewohnten Kriegesbahn bezeichnete nur Blut, nicht Sieg. Eine zweyte Niederlage vor Marienburg schlug den Danzigern neue Wunden; tiefere noch die Verrätherey ihres Söldnerhauptmanns, Grafen Hoenstein, „der in ihrem Rathe saß, ihre Briefe las, um alle ihre Heimlichkeiten wußte," aber dennoch plötzlich zu dem Feinde überging.

Des Königs Hülfe an Geld und Mannschaft säumte; Hans von Bayfen klagte laut darüber. Eine Seuche raffte viele hinweg, die Verschonten ergriff Aberglaube. Preußen, Polen, in einem Lager stehend, vertrugen sich übel. Die lezteren plünderten, gleich als in Feindes Lande. Unter solchen trüben Aussichten erschlaffte Vieler Muth, indessen ihrer bald noch eine schwerere Prüfung harrte.

Zwar hatte Casimir sich aufgerafft, Sthum erobert und ein großes Heer vor Conitz geführt, aber welch ein Geist dieß Volk beseelte, wurde schon in dessen Heimath kund, wo es jeden Schritt durch Raub oder Unzucht besudelte. Dagegen hatte mit ganzer Kraft der Deutschmeister Hülfe aufgeboten. Schon rückte er an; mit ihm Herzog Rudolph von Sagan und viele wackere Ritter. Sie führten 6000 Mann herbey, um das, von Hunger und Flammen geängstete, dennoch tapfer vertheidigte Conitz zu entsetzen. Heinrich Reuß von Plauen warf sich mit dem Vortrabe glücklich in die Feste.

Der Deutschen Ankunft wurde dem Könige verkundschaftet. Er eilte ihnen entgegen; doch sie erschienen nicht da, wo er allein ihren Durchzug möglich glaubte. Zu leicht der Vermuthung trauend, sie wä-

ren abgeschreckt, heimgekehrt, zog er ruhig zurück vor Conitz. Da lag er, vom Reiten ermüdet, ungerüstet in seinem Zelte, als die Deutschen plötzlich auf einer bisher unversuchten Straße ihr Ziel erreichten, und ihre Trompeten den überraschten König zur Schlacht riefen.

Vergebens warnte man ihn, dem ungeübten, frechen Volke seiner Polen nicht zu vertrauen; vergebens riethen kluge Männer, den Feind ungehindert in die Stadt zu lassen, durch Hunger dann die Uebergabe zu erzwingen. Die Polen, auf ihre Menge trotzend, prahlten: es bedürfe nur des Peitschenknalles ihrer Fuhrleute, um den geringen feindlichen Haufen zu verjagen. An ihrer Spitze standen unwissende vornehme Herren, die sich bedünken ließen, schon die Geburt verleihe, sammt der Feldherrnwürde, auch die nöthigen Verdienste. Den Beweis ihrer Tüchtigkeit lieferten diese Helden, indem sie einen Morast der Reiterey zum Kampf anwiesen.

Die Schlacht begann. Der Polen Menge und erster Ungestüm erfochten anfangs einige Vortheile. Die Ordensvölker wankten. Herzog Rudolph drohte, jeden Flüchtling mit eigener Hand zu durchbohren. Er selbst that Wunder der Tapferkeit. Doch den Allzukühnen traf ein Kolbenstreich; er fiel. Ihren Helden rächend, drangen die Deutschen wütend über seinen Leichnam vorwärts, trennten des Feindes Schlachtordnung. Zu rechter Zeit öffneten sich die Thore von Conitz, und Heinrich Reuß fiel mit der Besatzung den Polen in den Rücken. Sie geriethen in Verwirrung. Der König, vom Pferde gestürzt, mitten im Gedränge, mahnte sie laut an Ehre und Pflicht. Umsonst, sie flohen. Die Reiter blieben in den Sümpfen stecken. Der Verfolger Schwert wütete. 3000 Polen bedeckten die Wahlstatt, unter ihnen viele Edle, selbst der

Kanz-

Kanzler mit dem königlichen Siegel. Die Reichsfahnen verschwunden — das Geschütz verlassen — des Königs Zelt, Waffen, Leibroß, Tischgeschirr, ja dieselbe Krone, die sein Haupt schmückte, als er die Huldigung zu Thorn empfing — sogar die Unterwerfungsacte der Verbündeten fiel in Feindes Hände. Casimir selbst in Gefahr — die Treue seiner Gefährten erkämpfte ihm Raum zur Flucht. Auf dieser, hart bedrängt, das ermüdete Roß ihm den Dienst versagend, hoffte er vergebens zu entrinnen, hätte nicht Georg Wol, berühmt durch edle Abkunft und Riesenstärke, sein eignes, frisches Pferd ihm aufgedrungen, einen Fußsteig durch den Sumpf ihm zeigend. Hier stellte sich der tapfere Georg, unberitten, ganz allein; Pfeil um Pfeil schwirrte von seinem Bogen, die Nachsetzenden verscheuchend.

Endlich brach die Nacht herein, den Flüchtlingen zum Schutz, in deren Wirbel Casimir gezogen mühselig nach Thorn entkam. Viele, schon in Sicherheit, schämten sich nachher der Flucht, schlichen zurück und ergaben sich freywillig.

Die Lebensmittel, im polnischen Lager auf 4000 Rüstwagen erbeutet, reichten hin, Conitz für zwey Jahre zu versorgen. Ueber 300 Gefangene schleppten die Kreuzherren nach Marienburg in schmähliche Kerker, versagten tödtlich Verwundeten Hülfe, Gestorbenen ein ehrliches Begräbniß. Die Leichen wurden in die Nogat geschleudert.

Fromme Polen sahen in dieser schweren Niederlage Gottes Strafe wegen verübter Gräuel; andere warfen dem Feldherrn ungeschickte Wahl des Schlachtfeldes vor.

Jezt huldigten, nach Weltlauf und Windeshauch, die Muthlosen dem Glücke. Von Marienburg entwichen die Belagerer bey nächtlicher Weile, durch Seuchen und Zwist geschwächt, Lager und Geschütz preisgeben.

gebend. Der lezte Haufe floh, als Glocken und Pauken von den Thürmen der Stadt den Sieg des Ordens feyerten. Die Thore des nur kürzlich theuer erkauften Sthum öffnete freywillig, ohne Noth, Remsel von Brixen, dem es auf adeliche Treue befohlen war. Ein Bürger von Braunsberg verrieth Preußisch Mark. Neun andere Schlösser und Gebiete fielen erschrocken, doch ungezwungen, dem Orden zu. Dirschau und Mewe ergaben sich nach kurzer Belagerung. Der Bischoff von Samland erkaufte Versöhnung durch sein Kirchengeräth und Silbergeschirr.

Doch der großen Städte Muth blieb ungebeugt. Sie sandten eine Botschaft an den König, ihn beschwörend, nicht zu verzagen; sie wollten bey ihm bis auf den lezten Mann, Leib, Gut und Blut daran setzen. Der König lobte ihr standhaftes Gemüth und zeigte sich selber unerschüttert.

Die frohlockenden Kreuzherren bliesen Victoria an allen deutschen Höfen, sich berühmend: durch eine einzige Schlacht die widerspenstigen Lande wieder gewonnen zu haben. Ein Gerücht ward ausgesprengt, und geflissentlich unterhalten: Casimir sey todt. Der Hochmeister sandte von Stadt zu Stadt, ließ Verzeihung, Gnade, vermehrte Freyheit anbieten. Doch weder glatte Worte im Lande, noch Prahlereyen außer Landes, schaften ihm gehofften Nutzen. An befreundeten Höfen erkaltete der Eifer, weil sie schnelle Hülfe nun für überflüssig hielten. Danzig sah ohne Zagen die Feinde unter seinen Mauern, die mehr als Einmal ihm den wichtigen Mühlendamm durchstachen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Das zweyte Kriegesjahr.

Casimir lebte zu des Ordens Schrecken, und zeigte bald nicht blos in Worten seinen ungeschwächten Muth; denn kaum zwey Monden nach der Schlacht bey Conitz erschien er aufs neue mit einem Heere, dessen Zahl die Preußen in freudiges Erstaunen sezte, ging über die Weichsel und schlug sein Lager bey Thorn auf. Hier traten vor ihn Gesandte aus Ungarn, ihn auffodernd, sich ihres Königs schiedsrichterlichem Ausspruch, gleich dem Hochmeister, zu unterwerfen. Ein Feldherr, mitten in seinem Lager, bedarf kaum einer Ausflucht. Doch erwiederte Casimir: „Gern, wenn mein Schwager die deutschen Räthe entfernen, und nur die Böhmen hören will.“ Dann zog er mit dem Heere fort, eroberte Riesenburg, Bischoffswerder, belagerte Lessen. Hans von Baysen ließ ein dringendes Aufgebot in das Land ergehen; zehn Huben stellten einen Mann.

Die Danziger rissen, mit des Königs erschlichener 1455.
Bewilligung, die sogenannte junge Stadt vor ihren Thoren nieder, deren gedeihlichen Wachsthum von 1400 Häusern sie schon längst mit schelen Augen sahen, jezt den scheinbaren Vorwand benutzend, daß der Feind sich da verschanzen werde, und jenen Bürgern, vom Orden stets begünstigt, wenig zu trauen sey. Diese Gewaltthat ist ein schwarzer Flecken in Danzigs Geschichte. Der Vortheil, den etwa die jüngern Bürger den älteren entzogen, war sicher unbeträchtlich, denn ungehindert hatte Danzig zum Range der reichsten

Han-

Handelsstädte von Europa sich empor geschwungen. Man ist daher berechtigt anzunehmen, daß allein kaufmännische Habsucht jene grausame Maßregel erzeugte. Der Staat gewinnt bey getheiltem Handel und Wohlstand, aber Danzig schien nur sich selbst der Staat. Casimir hatte geschworen, das Eigenthum jedes Einzelnen zu schützen. Man schreckte ihn durch das Gerücht, der Orden wolle, durch flammende Vorstädte, das Feuer in die Städte selbst verbreiten. Darum ließ er den Danzigern ihren sträflichen Willen, und gierig rannten sie mit brennenden Fackeln hinaus, die Wohnungen schuldloser Mitbürger zu zerstören.

Ein Versuch des Hochmeisters, den König zu bewegen, aufrührerischen Unterthanen seine Hülfe zu entziehen, blieb fruchtlos. Obgleich er ihn beschwor: „bey dem harten Winter, in dem die armen Leute verderben müßten, bey den Türken, die einst mächtig in Polen gewesen.“ Allein er hatte zugleich seinen Gesandten streng untersagt, Frieden oder Waffenstillstand einzugehen, bevor nicht Casimir alles Eroberte wieder abgetreten; dann erst wolle er sich einem Schiedsrichter unterwerfen.

Auch der Dänen König vermahnte die Polen abzulassen, weil doch Gott gebiete, selbst einer bösen wunderlichen Herrschaft zu gehorchen. Erichs Beyspiel, ohne welches er selbst die dänische Krone vielleicht nie getragen hätte, schien vergessen. Doch jene Ermahnung ausgenommen, that er wenig für den Orden, dem er thätigern Beystand allzu theuer verkaufen wollte.

Eben so täuschend blieb die Hoffnung auf schwedische oder ungarische Hülfe. Nur mit dem Marggrafen von Brandenburg schloß der Hochmeister ein in der Geschichte fast unerhörtes Bündniß, gegen beyderseitige Unterthanen auf künftige, mög-

liche

liche Fälle errichtet, denn es wurde ausdrücklich bedungen, daß, ehe dasselbe in Kraft trete, der Krieg mit Polen beendigt seyn müsse.

Dem verlassenen, seiner Einkünfte beraubten Orden blieben also nur Söldner übrig, die zu befriedigen er Schlösser, Städte, Kleinodien veräußerte; Anweisungen auf deutsche Balleyen gab; sogar den Ablaßkram nicht verschmähte; endlich doch Marienburg, den Sitz des Hochmeisters, Hauptleuten verpfänden, ja die Bürger ihres Eides entlassen mußte, denn die übermüthigen Söldner begehrten, daß man ihnen förmlich huldigen solle. Nur der Burgemeister Blum wandte es ab durch die kühne Antwort: man hat den Hochmeister gezwungen; nicht er allein, der ganze Orden ist unser Herr.

Casimir suchte Geld in Litthauen und Rußland. Die Großen seines Reiches unterstützten ihn. Die Bischöffe von Gnesen und Wladislaw brachten ihr Kirchensilber trotz des Volkes Murren.

Das Kriegesglück war abwechselnd, des Landes Elend gränzenlos. Im culmischen Gebiete suchte man vergebens ein unzerstörtes Haus, oder Vieh auf dem Felde. Kaum zeigte das Ufer der Weichsel noch einige Fischerhütten. Sowohl die Kreuzherren als die Preußen mußten ihren Unterhalt aus der Fremde ziehen, denn ihre eigenen Felder blieben unbestellt. Fast unerschwinglich waren die Kosten solcher Zufuhr, besonders für den Orden, denn er hatte nie zuvor unternommen, eine Seemacht sich zu bilden, und nur ein großer Gewinn konnte Schiffer locken, den Gefahren zu trotzen, mit welchen auf der Ostsee die überlegene Macht der Danziger drohte.

Mit den Verbündeten trieben die Söldner kein besseres Spiel als mit dem Orden, Freunde, Feinde, Heiligthümer wurden geplündert. Die Kornspeicher

mit

mit Brand bedroht. So zwangen sie endlich die Städte zu ungeheuern Auflagen; wer vom Eigenthum des Ordens sich etwas zugeeignet hatte — (und deren waren viele) — mußte es wieder bringen in den gemeinen Schatz, oder den Werth ersetzen. Ja selbst dem verhaßten Pfundzoll, durch Trotz und Blut abgekauft, mußte man sich wieder unterwerfen. Das erregte großen Unwillen. Hans von Bayfen schrieb den Danzigern: es sey in den preußischen Niederlanden keinem mehr zu trauen.

Zwey von den drey Städten, aus welchen Königsberg besteht, traten auf des Ordens Seite, die dritte ward belagert. Bürger fochten gegen Bürger, Blutsverwandte vergossen ihrer Geschlechter Blut. Heinrich von Plauen schleuderte Briefe in die Stadt, Zwietracht schürend. Man stürmte aus verbollwerkten Schiffen. Hartnäckig war der Widerstand vierzehn Wochen lang. Aus dem Schiffe des Herzogs von Sagan floß das Blut herab in den Pregel. Die Danziger ausgenommen eilte niemand zu Hülfe. Auch diese dritte Stadt mußte sich ergeben. Um andere zu lokken, wurde sie milde behandelt. Nicht einmal die zerstörten Kirchen wieder zu erbauen, ward ihr vom Sieger auferlegt. Doch seine Rache vergaß er nicht, sobald nur ein scheinbarer Vorwand sich erlauern ließ. Denn als die Gegend um Königsberg von Danzigern verheert wurde, mußten zwölf Rathsherren und mancher ehrliche Bürger Weib, Kind und Vaterland verlassen, wegen eines unbewiesenen Verständnisses mit dem Feinde.

Ein Anschlag auf Thorn mißlang. Verräther im Rathe selbst wurden enthauptet, geviertheilt. Das Kapitel zu Frauenburg fiel dem Orden wieder zu. Durch Seeräuberey suchte man die Quelle von des Bundes Reichthümern, den Handel abzuschneiden. Danzig rächte sich, indem es den Schiffen der Holländer

der

der wehrte, ihre Waaren in das Ordensgebiet zu führen; die verrätherischen Thumherren zu Frauenburg wurden gezüchtigt, endlich das Tief zu Balga versenkt, und dadurch sowohl Dänen als Liefländern der Seeweg versperrt. Der Herzog von Burgund vergalt gleiches mit Gleichem, dem Könige erklärend: Papst und Kaiser liegen mir an, dem Orden beyzustehen, ich aber will unfeindlich bleiben, auf daß der Handel meiner Niederländer mit allen Preußen, gleich viel wessen Unterthanen, ungestörten Fortgang habe. Den bewiesenen Ernst haben die Danziger mir abgezwungen.

So schwang die Zwietracht ihre Fackel über Land und Meer. Alle führten Krieg mit Allen. Der Freund sah im Freunde nur den Mann, der morgen ihn vielleicht verrathen werde; der Bürger traute dem Bürger nicht; der Bruder hütete sich vor dem Bruder; der Vater zitterte für des Sohnes Leben, der Tochter Unschuld. Feige Söldner, der Kriegszucht spottend, bedrohten eigne Anführer mit dem Tode. Niemand konnte sich rühmen, er werde Morgen noch ein Eigenthum besitzen.

Bey dem Kaiser drang der Orden auf Achtserklärung. Fridrich, statt die Acht rasch auszusprechen, als seines eigenen verhöhnten Urtheils nothwendige Folge, verfuhr auch jezt noch mit jenem zweydeutigen Glimpf, den er von Anbeginn bey diesen Händeln walten ließ. Er lud die Verbündeten zur Verantwortung auf einen spätern Gerichtstag, und erst dann, als dreymal gerufen, Niemand erschien, verkündete er die Reichsacht. Ihm kam der neue Papst Calixtus mit dem Bannstrahl zu Hülfe, geschleudert gegen jeden, der nicht binnen sechszig Tagen zu seiner Pflicht zurückkehren werde. Die Edelleute, sprach er, sollen verlustig seyn ihres Adels, aller Güter und Rechte, ehrlos,

los, ſchutzlos; ihre Urtheile vernichtet; jeder ihnen geſchworne Eid gelöſt; ihre Räthe entehrt, deren Güter dem Orden anheim gefallen. Sogar die Erben traf der Fluch. Verführte Geiſtliche, deren Hand, die heiligen Sacramente entweihend, ſolche den Empörern gereicht, erklärte der päpſtliche Zorn ihrer Aemter verluſtig, unfähig der Chriſtenheit je wieder zu dienen, ja ihre Klöſter verloren alle Gerechtſame und Freyheiten.

Der Hochmeiſter ſelbſt fürchtete Erbitterung von der zu weit getriebenen Strenge. Er bat den heiligen Vater, alle zu abſolviren, die jezt oder künftig dem Orden ſich ergeben würden; und es geſchah, mit Ausnahme von Prieſtermördern oder Kirchenzerſtörern.

Auch bey den Bürgern ſelbſt verſuchte Ludwig Milde, lockte durch Verheiſſungen, wollte ſie untereinander zwiſtig machen. Aber die gaben ihm eine ſchnöde Antwort: „Gott hat uns erlöſt aus der ägyptiſchen Gefangenſchaft, und das abgehauene Glied mit dem rechten Haupte wiederum vereinigt; davon wollen wir nicht ſcheiden bis in den Tod.“

Marggraf Fridrich von Brandenburg, vom Kaiſer beauftragt, erbot ſich zum Vermittler. Caſimir ſagte weder Ja noch Nein, warnte die Danziger vor des Friedensſtifters Schmeichelworten, gelobte Beharrlichkeit, und erinnerte an die große Zahl der Söldner, die er, zu Preußens Schutz, auf eigne Koſten unterhalte. Aber eben dieſe Söldner, ſie mochten dienen wem ſie wollten, brachten alles in Verzweiflung. Bürger, Bauern, Prieſter, Layen, alle ſchrien Ach und Weh! Der König erklärte: es ſey ihm getreulich leid, er könne aber nicht helfen bis auf gelegnere Zeit.

Solche Bedrängniß konnte für den Frieden wohl eine günſtige Stimmung erzwingen, und der Marggraf hoffte, die Gemüther vorbereitet zu finden, als er

per-

persönlich in Preußen erschien, eben zu der Zeit, da Casimir mit 150000 Mann über die Weichsel ging. Zu Bromberg trafen beyde Fürsten zusammen. „Mein Vater," sprach der Marggraf, „hat Eures Vaters Brot gegessen; ich selbst bin in Polen erzogen, aufgewachsen, mir ist dort viel Ehre und Gutes erwiesen; so will ich nun freundnachbarlich den Frieden zu vermitteln suchen."

Sein Vorschlag war: daß von den kriegführenden Theilen einer auf das Land verzichten, der andere durch Geld und Güter den Verzichtenden entschädigen solle. Zugleich erbot der Orden sich zum Rechte. Casimir verschmähte es nicht; allein jener wollte zu Richtern, den Papst, Kaiser oder König von Ungarn, dieser das Concilium; so geschah keines.

Der Hochmeister bot Geld. Casimir antwortete: „das wolle Gott nimmermehr, daß wir christlich Blut verkaufen sollten."

„Gedenket des Ordens Stiftung," sprach der Marggraf, „er ist eingesezt um gegen die Heiden zu fechten."

„Wir wissen es wohl," versezte der König, „doch binnen zweyhundert Jahren ist wenig davon kund geworden; ja, wenn die Krone Polen gegen Türken und Heiden focht, hat der Orden, durch Einbruch in ihre christlichen Länder, sie wohl gar daran verhindert. Unsere Vorfahren sind des Ordens rechte Stifter, die haben ihn in dieses Land gesezt. Nun er aber zu allen Zeiten undankbar, sein Gelübde mannigfach gebrochen, so haben wir endlich das verschenkte Land unserer Krone wiederum einverleibt, und wollen es nimmermehr übergeben."

Der Marggraf schwieg und zog heim. Ihn zu bewirthen hatte der verarmte Hochmeister das Silbergeschirr vom Abte zu Pölplin und hundert Mark von dem zu Oliva borgen müssen. Als seinem treusten

Freun-

Freunde vertraute er ihm, bey der Heimkehr, das Ordensarchiv. Um welcher dringenden Gefahr willen? ist schwer zu errathen, denn schon im folgenden Jahre wurde es zurück geliefert.

Jezt belagerte der König zum zweyten Male Lessen an der Ossa. Hunger und Kälte hatten ihn das Erstemal verscheucht. Grobes Geschütz führten ihm die Städte zu, aber es war untüchtig. Mangel riß abermals im Lager ein, denn zwölf Meilen in die Runde erblickte das Auge nur eine Wüste. Seuchen rafften die Pferde weg. Ueberdruß jagte die polnischen Großen heim. Casimir zog sich zurück. Die Söldner fodetten Geld, empfingen statt dessen allerley Waaren. Die Danziger, am meisten belastet, murrten. Verrätherey, im Finstern schleichend, ward entdeckt, bestraft. Doch des Unkrauts Same hatte Wurzel geschlagen. Laut regte sich Unwille, als der König die Bürger ihrem harten Schicksale und eigner Beschirmung überließ; statt erbetener Hülfe an Geld und Volk, nur Briefe sandte, zur Treue sie vermahnend. Da drohte Ausbruch der Empörung.

„Was thut ihr!“ warnte Casimir, „gedenket der Städte Königsberg! hat Verrätherey ihnen Frucht getragen? — was vermag der Orden? verlassen ihn die Söldner, so schwindet seine Macht und Zuversicht. Wir aber sind um keinen Lohn gemiethet, beschirmen euch mit unserm eigenen Blute, haben auch schon mehr als zwölfmalhundert tausend Gulden daran gewagt. Seht euch vor! übergebt ihr das Land, so wollen wir es jährlich also verwüsten, daß ihr zu ewigen Zeiten verderben sollt.“

Durch solchen Ernst, mehr noch vielleicht durch Abtretung der Comthurey zu Danzig und anderer Ordensgüter zum Ersatz der schweren Kosten, ward die Gährung dießmal gestillt. Mit dem neuen Zuwachs

an

an Besitzungen wuchs auch der Bürger Muth; sie vergaßen, daß der Krieg bereits von ihrem Gelde eine Viertelmillion verschlungen hatte, verdoppelten willig ihre Anstrengungen.

Mehrere der kleinen Städte hingegen fielen ab, durch glänzende Versprechungen des Ordens gelockt, denen freylich, von feindlicher Seite, noch keine glänzende Thaten das Gegengewicht hielten. Denn — Marienburg vergebens berannt — die Schlacht bey Conitz verloren — ein stolzes Heer von einer Hand voll Deutscher geschlagen — die Belagerung von Lessen zweymal aufgehoben — die Städte Königsberg verrathen und erobert — die Söldner ausgelassen — die Danziger zwieträchtig — der König fern — der Kaiser ächtend — der Papst fluchend — warlich! Begebenheiten, die den muthigsten Trotz wohl beugen konnten.

Casimir selbst, nicht einverstanden mit den von seinen Räthen ihm eingehauchten Aeußerungen, bereute still und laut, daß er in dieses Labyrinth sich verirren müssen. Minder ehrgeizig als Ruhe liebend, hing er mehr an seinem Fürstenthume Litthauen, wo er die glücklichen Jugendtage verlebte, und von treuen Freunden umgeben war, als an einem Königreiche, wo die Großen ihn bevormundeten, er keines getreuen Mannes sich rühmen mochte. Dort wünschte man nichts eifriger, als den geliebten Fürsten im Lande zu behalten; mit Casimir, dem Könige von Polen, war man oft unzufrieden, mit Casimir dem Großherzog nie. Hier mußte er, gegen seine Neigung, einen schweren Krieg führen, bald den Uebermuth der Großen, bald den der unbezahlten Söldner, bald der Preußen bittere Klagen, und über dieses alles noch solche Armuth erdulden, daß er seine Handwerker nicht bezahlen konnte. Was Wunder daß er einst bey Nacht und Nebel die

Flucht

Flucht aus Thorn nach Litthauen ergriff, und von den nacheilenden Räthen fast mit Gewalt mußte zurück geführt werden.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Das dritte Kriegesjahr.

1456. Ein neues blutiges Jahr begann mit unblutigem Federkrieg, der beweisen mag, daß beym Kampf der Schwerter auch die Zungen nicht ruhten. Heinrich Reuß schrieb den Danzigern: es sey ein Mährlein, daß die Kreuzherren öffentlich bekannt, es stehe nicht in ihrer Macht, den Königsbergern Wort zu halten, wäre es auch auf Pergament von ihrer Haut, mit Dinte von ihrem Blute geschrieben und mit ihrem Herzen besiegelt." Lockend fügte er, zu eignen glatten Worten, rühmliche Zeugnisse jener Bürger. Statthalter nannte er sich in diesem Briefe; eine Würde, die sonst nur in des Hochmeisters Abwesenheit oder mit dessen Tode einzutreten pflegte. Der schwache Ludwig bekannte sich lebendig todt.

Die Danziger antworteten: „wart ihr doch ganz anderes Sinnes, als ihr vor dem Kaiser spracht: Ihr wolltet lieber ein wüstes Land beherrschen, denn ein blühendes von Widerspenstigen bewohnt. Es sollte noch manchem sein Haupt kosten, denn wir wären eigener als gekaufte Knechte."

So hatte der Ritter Uebermuth jeden Weg zur Annäherung versperrt, und keine sanfte Schmeichelrede konnte jezt verwischen, was ihr Hohn vor Jahren tief in die Gemüther grub. Oft begeiferte giftiger Argwohn

wohn schuldlose Handlungen. So, zum Beyspiel, als der Orden Schillinge schlagen ließ, die, von dem darauf geprägten Bilde, Keulenschillinge genannt wurden, da hörte man alsobald die gehässige Deutung: der Orden wolle die Polen mit Knitteln aus Preußen jagen.

Indessen wurden jezt von beyden Theilen die Waffen lau geführt. Das, in manchem Kampfe, vor mancher Feste vergossene Blut erkaufte weder Sieg noch Frieden. Der König kam in diesem Jahre gar nicht ins Land. Er zitterte stets für den Verlust von Litthauen. Das jüngere, angenommene Kind mochte ihm das ältere, geliebte nicht ersetzen. In Petrikau sprachen die Gesandten der Litthauer dreiste Worte zu ihm: „Erfülle deinen Eid wegen Podolien, sonst müssen wir zur Wahl eines neuen Großfürsten schreiten" — Gern hätte Casimir nachgegeben, aber die Polen ließen Podolien nur noch sorgfältiger bewachen. Da wählten die erbitterten Litthauer wirklich den Großfürsten Simon zu ihrem Herrn. Der König erfuhr es durch seine Getreuen. Die Polen wollten ihn nicht ziehen lassen, bevor der Krieg in Preußen geendigt sey, aber dießmal gab die dringende Gefahr ihm Entschlossenheit; er entriß sich ihrer Vormundschaft, floh nach Litthauen, und seiner Mäßigung, seiner Freundlichkeit, verdankte er abermals Besänftigung der Gemüther.

Doch furchtbar wuchs die Geldnoth. Er beschazte Geistlichkeit und Adel, am stärksten die Erstern; sie stemmte sich umsonst dagegen, Noth überschrie den Eigennutz. Die Hälfte des Ertrags aller Hauptkirchen, aller königlichen und adelichen Güter wurde zugestanden; der sprechendste Beweis von Seltenheit baarer Münze.

Noch bedrängter war der Hochmeister. Auf den Reichstägen zu Nürnberg und Frankfurt bat er um

Geld, wurde vertröstet, erhielt nichts. Deutschlands Zerrüttung erschwerte des Ordens Schicksal. Ludwig versezte dem Herzog von Sagan ein silbernes Marienbild, ein güldenes Kreuz do das Holz vom hilligen Krewze ynn vermacht ist, die Reliquien der heiligen Barbara und ein Stück von unsers Herrgotts Rock sammt der güldenen Bulle darüber; sogar mit der Berechtigung, alle diese frommen Kostbarkeiten weiter zu verpfänden. Den König von Dänemark bat er dringend um 50000 Gulden und 2000 Reisige. Graf Hans von Gleichen erhielt Vollmacht, das Silbergeräth der Balleyen zu verhandeln. Der Ordensanwald am päpstlichen Hofe mußte Schulden halber Rom verlassen; Ludwig konnte ihn nicht auslösen. Städte und Schlösser wollte er veräußern, wo sie auch gelegen, aber die Gebietiger in fremden Landen versagten ihre Einwilligung.

Das Härteste, wozu die Noth ihn zwang, war: Aufopferung der Neumark, die er, beym Ausbruch der Fehde, für 40000 Gulden, ein Jahr später für 100000 an Brandenburg abtrat. Marggraf Fridrich hatte dieses Kleinod seit Anbeginn des Krieges in Schutz genommen; der Söldner freyen Durchzug verstattet; dem eignen Adel vergönnt, unter des Hochmeisters Fahnen zu kämpfen. Er eilte, den Handel abzuschließen, da des Ordens Söldner ein Pfandrecht in der Neumark sich bedungen hatten, und schon Verdacht flüsterte, sie würden das Land den Polen verkaufen. Wenn nun gleich der Orden das Wiedereinlösungsrecht nach Ludwigs Tode sich vorbehielt, so blieb für jezt doch keine Hoffnung zu dessen Ausübung vorhanden.

Also fiel auch dieser kostbare Stein aus dem Fürstendiadem des Hochmeisters, und dennoch war es nicht genug, um die alles verschlingende Söldnergierig-

rigkeit zu sättigen, oder ihren gerechten Foderungen zu gnügen; denn gerecht waren sie allerdings, wenn gleich hart.

Fast alle Geschichtschreiber Preußens haben einmüthig und erbittert die folgende Begebenheit in so gehässigem Lichte darzustellen versucht, daß Noth thut, um der Klarheit willen, noch einmal ihren Ursprung zu beleuchten, und dann den Richter — den Moralisten nicht — entscheiden zu lassen.

Der Orden brauchte Soldaten. Er warb. Nicht Unterthanen, dem Fürsten persönlich verpflichtet, nur Abenteurer, die auf bestimmte Zeit, für bestimmten Sold, ihre Kräfte vermietheten. War die Zeit um, erfolgte die Bezahlung nicht, so blieben auch ihre Kräfte nach wie vor ihr Eigenthum. Weder Zukunft noch Vergangenheit knüpften sie an den Fürsten, sie hatten ihm nichts zu danken, nichts von ihm zu erwarten. Sie waren Soldaten, nicht Bürger. Im fernen Vaterlande harrten ihre Familien auf Unterhalt, den ihr Blut in der Fremde erwerben mußte. Darum sahen sie sich vor, ließen bündige Verschreibungen sich ausliefern, ehe sie ins Feld rückten. Ob der Herr, dem sie sich verdungen, in der Noth vielleicht mehr versprach, als er zu halten vermochte? das zu untersuchen war nicht ihre Sache. Genug, sie bogen ihrem Schaden dadurch vor, daß sie, im Fall ermangelnder Bezahlung, des Säumigen Güter als Unterpfand sich ausbedungen. Ob dadurch des Schuldners Lage sich verschlimmerte? darum blieben sie unbekümmert; sie hatten ja nur für Geld, nicht für die Sache gefochten. Sie hielten Wort und foderten ein Gleiches; ihre Foderung war gerecht. Bernhard von Schomberg, zum Beyspiel, versetzte alle seine Güter, um dem Orden Hülfe zuzuführen. Sollte er jezt die Waffen niederlegen, und mit dem weißen Stabe sich zurück in seine

Heimath betteln? — Freylich, wehe dem Fürsten, dessen Glück und Macht allein auf Söldner gebaut war. Man lese nur die Schilderung, die Machiavell von ihnen entwirft. Sie glichen sich überall in allen Zeiten.

Der Orden hatte, wie schon berichtet, seine besten Schlösser, selbst Marienburg, mehreren Hauptleuten pfandweis übergeben. Sie sollten damit schalten nach Gefallen, verkaufen, verpfänden, beteidingen, bis sie vollkömmlich bezahlt seyn würden. Dennoch zögerten sie lange, Gebrauch von diesem Recht zu machen, ja als früher schon ein Lautmund ging, daß sie die Schlösser dem Könige zu verkaufen gedächten, widersprachen sie dem, als lügenhaft und Ehre kränkend. Nun aber mußten sie täglich befürchten, der König werde mit großer Macht sie überziehen, den Pfandbesitz gewaltsam ihnen entreißen. Wenn das geschah, an wen sollten sie sich halten? an den Orden, der bisweilen nicht hundert Mark auftreiben, und eben so wenig mit Gewalt sie wieder einsetzen konnte? — Ihnen blieb keine Wahl, als entweder nackt und blos Preußen zu verlassen, oder ihr hartes Recht geltend zu machen. Nur mit großem Widerwillen entschlossen sie sich zu dem leztern. Sehr oft wiederholten sie dem Hochmeister mündlich und schriftlich: der König habe ihnen Geld geboten; allein sie wollten es lieber vom Orden nehmen, wenn es nur herbey geschafft würde. Aber es wurde nicht herbeygeschafft, und so geschah endlich, was der Hochmeister längst voraus sehen mußte, worüber er nicht klagen durfte: die Söldner traten für 436000 Gulden dem Könige die Schlösser ab. Um vor der Welt und ihrem eigenen Heere die That zu rechtfertigen, liehen sie zuvor vom Hochmeister ihre Verschreibungen, verlasen sie öffentlich auf dem Kirchhofe.

Je

Je größer der Verlust, je lauter schrie der Orden. Aus dreyen Gründen erklärte er den Verkauf für höchst verdammlich. Erstens, weil die Schlösser allen Rottmeistern verschrieben worden, und nur einer der geringsten, ein Böhme, Czerwonka, sie verkauft habe, „wider aller andern Willen, die aufs höchste dawider gewesen.“ — Dieß Vorgeben ist eitel, denn einer der geringsten hätte sicher nichts vermocht, ohne Zustimmung der übrigen. Zweytens habe das Lösegeld bereit gelegen, die Söldner wären zu Sthum mit eignen Füßen darauf herumgegangen, hätten aber das noch fehlende aus Liefland nicht eine Stunde erwarten wollen. Es mag wahr seyn, daß oft wiederholte, leere Vertröstungen sie nicht mehr abzuspeisen vermochten. Denn woher nahm der Orden das viele Geld — (er hütete sich wohl die Summe zu nennen) — das er, nach seiner Behauptung, zu Sthum niederlegte? Es läßt sich nicht befriedigend darauf antworten. Mehrere Fürsten sollen sich als Bürgen angeboten haben. Allein, außer dem Herzog von Sagan, gab es damals keine Fürsten in Preußen, und anzunehmen, (wie einige versucht) daß fürstliche Gesandte sich verbürgen wollen, ist ein Nothbehelf.

Drittens endlich sey es widerrechtlich, daß sie die Schlösser an des Ordens Feinde verkauft. Aber hatte man diese etwa in der Verbindungsschrift ausgenommen? und wer anders konnte auf einen solchen Kauf sich einlassen, als des Ordens Feinde? Wenn im Augenblicke der Verpfändung der Hochmeister sich die Möglichkeit dachte, (und das mußte er doch) daß die Söldner jemals von dem ihnen zugestandenen Rechte Gebrauch machen würden; wen anders, als einen seiner Feinde, konnte er sich als Käufer denken? würde nicht ein Freund ihm lieber das Geld vorgeschossen haben, um die Auslösung selber zu bewirken?

Der

Der König von Böhmen soll, nach des Ordens Behauptung, einige der Verkäufer für ehr- und wappenlos erklärt, und zu ewigem Kerker verurtheilt haben. Ist das geschehen, so war es tyrannisch, oder der Abschluß des Pfandcontracts selbst eine ehrenrührige Handlung. Wer das leztere läugnet, darf auch nicht behaupten, daß die Ausübung eines auf dessen klare Worte gegründeten Rechtes, die Söldner habe ehrlos machen können. Unmoralisch mochten sie handeln, weil sie Vortheil aus der Noth eines Unglücklichen zogen, (vorausgesezt daß ihre eigene Noth sie nicht dazu drängte) aber Unmoralität zieht, in unsern Staatsvereinen, keine Ehrlosigkeit nach sich, wie leider alte und neue Beyspiele zur Gnüge beweisen. Sie hatten also keinesweges die schimpflichen Titel verdient, welche Ludwig sogar in einer besiegelten Urkunde ihnen beylegte, und es ist ihm nicht gelungen, ihre Namen vor der Nachwelt zu brandmarken. Es waren deutsche Namen, weit mehr als böhmische, die den Schimpf tragen müßten, wenn es einer wäre; obgleich die meisten Schriftsteller, aus übel verstandener Vaterlandsliebe, die Deutschen hier, als unwillig getrennt von den Böhmen, darstellen.

Auch der Waffenstillstand, mit dem Feinde geschlossen, war blos Folge ihres Rechts, nur für Geld zu fechten. Wer Gehorsam fodern wollte, mußte sie bezahlen oder bekämpfen. Beydes thaten die Danziger.

Casimir versprach, mit der Hälfte jener großen, den Söldnern zugesagten Summe, den Städten auszuhelfen. „Nicht der König uns," versezten diese kühn, „sondern wir dem Könige, denn für ihn werden die Schlösser eingenommen."

Indessen trat der wirklichen Uebergabe plözlich ein Hinderniß in den Weg.

Neun

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Aufruhr zu Thorn und Danzig.

Pfarrer und Mönche, der alten Herrschaft wie dem Papste ergeben, streuten Samen der Zwietracht im Beichtstuhl aus; ermunterten zum Aufruhr; fanden offene Ohren. Denn harte Auflagen drückten; des Königs Laulichkeit erregte Unwillen; des Ordens glänzende Zusagen blendeten. Schon erlosch die eifrige Liebe für den Statthalter; kaum achtete man noch seiner Geleitsbriefe. Das Volk murrte, bald über Getreidetheurung und unerschwingliche Steuern; bald über den neuen Herrn, der, seiner Zusage uneingedenk, preußische Güter ohne Zustimmung der Stände vergab, und mit versprochener Geldhülfe zögerte. Schon verlautete: wie auf Einen Tag alle Schlösser gestürmt worden, so sollten auch auf Einen Tag in allen großen Städten die Rathsherren gefangen, erschlagen, die Kreuzherren eingelassen werden. Wachsam gebot die Obrigkeit, jeden Brief des Feindes unerbrochen einzuliefern, auch nicht einmal im Beichtstuhl etwas davon zu offenbaren.

Ein verdächtiger Bote von Thorn wurde zu Danzig ergriffen, da brach in Thorn Empörung aus. „Sollen wir des Königs Unterthanen heißen," sprachen die Bürger, „so möge er uns mit Waffen erfechten, oder mit Gelde erkaufen, nicht aber uns verderben lassen." Mit Gewalt entrissen sie dem Rathe die Schlüssel zu den Stadtthoren, hieben die Steuerkammer auf, zerrissen die Bücher, schlugen die Kasten

von

von einander, und trieben sonst viel Arges. Doch ihnen gebrach ein kluges Haupt. Eilig entbot der Rath Hülfe aus Danzig und Culm. Es kam zu einem Treffen. Blut floß von beyden Theilen. Die Empörer wurden geschlagen, 150 von ihnen gefangen, 72 Bürger mit dem Schwerte gerichtet, andere heimlich entrückt oder verbannt, den übrigen ein neuer Bürgereid abgezwungen.

Fast zu gleicher Zeit, als dieser Brand in Thorn wüthete, loderte auch zu Danzig die verhaltene Flamme empor. Des Aufruhrs Stifter und Haupt war Martin Kogge, ein angesehener Bürger, Wortführer der Gemeine, verschlagen, unruhig, ehrgeizig, vom Orden überredet, man werde ihn zum großen Herrn erheben. Lange trieb er es heimlich. Bald zogen seine Rottgesellen hinüber zu den Kreuzherren, bald schlich Ordensvolk in der Stadt herum. Der schwarzen Mönche Kloster diente zum Sammelplatz der Verschwornen. Dorthin entbot er die Aelterleute der Gewerke, wohl wissend, welch' ein blutiges Spiel schon zu Thorn begonnen, und sprach also: „Liebe Brüder, gute Freunde, man hat uns einem fremden Herrn verrathen, in schweren Krieg verflochten, neue Lasten täglich auf die Schultern gewälzt, und wissen noch kein Ende davon. Wollt ihr aber mir beystehn, so bringe ich es zu einem guten Ende, nicht in einem Jahre oder halben Jahre, sondern in acht Tagen."

Da schrieen sie allzumal, wie der Pöbel pflegt: Ja! ja! ja! Sie schwuren in seine Hände, er in die ihrigen. Dann trat er auf den Markt mit einer Schrift, zu deren Anhörung er den Rath berief. Burgemeister und Rathsherren erschienen, vernahmen schwere Vorwürfe, als hätten sie der Stadt Güter veruntreut, sich selber gemästet, während die seufzenden Bürger unter der Last erlägen. Endlich stieß

Martin

Martin sogar die harte Beschuldigung aus: man habe den Söldnern verwilligt, die Bürger zu fangen und in Bande zu legen, wo sie die finden würden. Dreist berief er sich auf drey Männer, als Zeugen bey jenem verrätherischen Handel. Der Erste, ein Rathmann, verbürgte seinen Hals, dem sey nicht also. Der Zweyte, ein Schöppe, stellte sich halb unwissend. Der Dritte, ein Bürger, sagte: Ja, ich habe die Briefe gesehn, wir sind darin versezt.

Da erklärte Martin Kogge den Rathmann für einen Gefangenen der Gemeine, obgleich der Burgemeister selbst bey seinem Halse sich vermaß, jener habe wahr geredet.

„Wir hatten vormals eine freye Stadt," fuhr der verwegene Kogge fort, „jezt sind wir hoch beschwert. Darum, Herr Burgemeister, wir wollen die Ziese nicht länger haben, sie soll ab seyn, und auch das Fenstergeld."

Ja! ja! schrie der Pöbel.

„Euer Wille geschehe," versezte der Burgemeister, „nur schafft Rath zu anderm Gelde, auf daß wir bey Ehren bleiben."

Statt der Antwort nahm der Unverschämte auch den Burgemeister gefangen, und schlug den Seinigen vor, den Rath abzusetzen. Dieß Wort verwirrte die Gemüther, die von alter Gewohnheit, ihre Obrigkeit mit Ehrfurcht zu betrachten, sich so schnell nicht loswickeln konnten. „Dünkt Euch das so schwer?" höhnte sie Martin, „däuchte es doch dem Rath nicht schwer, Land und Stadt zu übergeben ohne unser Wissen und Willen."

Er befahl die Gefangenen vorzuführen, entließ sie der Haft, aber auch zugleich ihrer Amtseide, und sie mußten angeloben, ihre Häuser nicht zu verlassen. Als die noch Uebrigen vom Rathe vernahmen was sich

zutrug,

zutrug, wollten sie freywillig ihre Aemter niederlegen; aber Martin zwang sie zu bleiben, foderte Rechnung von den Schulden, und meinte scherzhaft: um die Verschreibungen ohne Geld zu tilgen, gäbe es noch Feuer und Schornsteine genug. Der Pöbel lachte, das Volk murrte.

Eilboten, an die Söldner abgefertigt, kamen zurück, und brachten Abschriften der Verbriefungen. Da wurde es klar, daß nichts verfängliches darin zu finden. Man warnte die Bürger vor der Thorner Schicksal; die Polen, hieß es, seyen schon im Anzug um die Stadt zu züchtigen.

Martin Kogge kehrte sich an nichts. Es ist fürwahr nicht gut, sprach er, eine Stadt lange ohne Obrigkeit zu lassen, darum wählet flugs den neuen Rath. Es geschah trotz vielen Widerspruchs. Allein zugleich verschwuren Alle sich aufs neue, die Kreuzherren nimmer wieder aufzunehmen, sondern getreulich bey dem Könige zu halten. Das gefiel dem Rädelsführer übel. Gleich in der folgenden Nacht brütete er mit seinen Rottgesellen über verderblichen Anschlägen, wollte das Rathhaus mit 400 Mann besetzen; alle Gefängnisse sprengen; die gefüllten Zollkisten erbrechen; mit dem geraubten Gelde den Pöbel erkaufen; den Söldnern die Thore öffnen; die abgesetzten Rathsherren ihnen als Geißeln überantworten. So von Gräuel zu Gräuel fortschreitend, wagte er endlich auch den Vorschlag, sich dem Orden zu ergeben; und als viele mit Entsetzen riefen: Nein! Nein! da winkte er Söldnern, für den Orden geworben, die umgaben ihn drohend.

Sein kecker Uebermuth mit blinder Hitze gepaart, machte Wohlgesinnte stutzig, daß sie in sich gingen, und seine Anschläge dem Rathe heimlich vertrauten. Der alte Burgemeister feyerte nicht. Redliche Bürger

gesell-

gesellten sich zu ihm, bewachten das Rathhaus, zerstreuten den Pöbel vor dem Kloster der schwarzen Mönche, und Danzig, dessen Schicksal an einer Stunde hing, wurde gerettet. Als Martin sich verrathen sah, läugnete er alles. Mit verbissener Wuth mußte er hören, wie der von ihm gekorne Rath sammt der Bürgerschaft, dem Könige den Schwur der Treue, dem Orden den des Hasses erneuerten. Wie tief mußte dieser Haß gewurzelt seyn, da auch noch jezt, nach zwey schweren Kriegesjahren, kein Rechtlicher in seinem Entschlusse wankte.

Martin Kogge hielt sich eine Zeit lang friedlich, wurde sogar gebraucht in allerley Geschäften; aber an seinem Herzen nagte getäuschte Erwartung, denn er hatte fest vertraut, man werde in den neuen Rath ihn wohl gar als Burgemeister wählen. Bald pflog er hemlich Unterhandlung mit dem Orden wie zuvor. Eine zweyte Empörung reifte. Wachsamkeit verhütete auch diese. Einige Rädelsführer wurden ergriffen, enthauptet. Martin floh, man holte ihn ein, und des Henkers Beil war endlich sein Lohn. Kurz vor der Hinrichtung bekannte er noch, daß er dem Marggrafen von Brandenburg die Stadt verrathen, und so in die Gewalt des Ordens bringen wollen. Die eingedrungenen Rathsherren entwichen geächtet. Die Abgesezten nahmen ihre Stellen wieder ein.

Dreyßigstes Kapitel.

Uebergabe von Marienburg.

So erwuchs dem Orden aus diesem Aufruhr kein anderer Nutzen, als daß die Söldner zu Marienburg stutzig wurden, ihr Wort zurück zogen, weil sie meinten, es sey um die Städte geschehn, der Orden werde schnell die verlorne Gewalt wiederum erlangen. Doch als sie vernahmen, die innere Zwietracht sey gestillt, und weder kaiserliche Acht noch päpstlicher Bann vermöge, der Städte festen Sinn zu erschüttern, da knüpften sie die Unterhandlung wieder an.

Um diese Zeit wurde König Carl aus Schweden vertrieben, in Danzig ehrenvoll empfangen, von Casimir in Schutz genommen. Daß, mitten im Kampf um Erlösung, die Danziger dennoch mit großer Wärme eines unglücklichen Königs sich annahmen, könnte, wo nicht ihrer Klugheit, doch ihrem Gefühl Ehre bringen, wenn nicht Eigennutz oder Rache sie geleitet hätte; denn der königliche Flüchtling lieh den Danzigern sein mitgebrachtes Gold, und sie hätten gern das feindlich gesinnte Dänemark mit Schweden in Krieg verwickelt, um dem Orden eine Stütze zu rauben. Darum ließen sie Ermahnungen nach Schweden, und eine Art von Aufgebot an die Hansestädte ergehen, den leztern vertrauend: daß Liefland sich den Dänen unterwerfen, den russischen Handel in fremde Hände spielen werde; da hingegen der Schwedenkönig die alten Freyheiten bekräftigen und vermehren wolle.

Die

Die Gefährten des Vertriebenen wurden Freybeuter zur See, brachten das Erjagte in preußische Häfen und theilten es dort. Man stellte sich unwissend, allein die Folge war, daß die Schweden bitter klagten, ernstlich drohten, und daß Dänemarks bewaffnete Fahrzeuge den preußischen Handel zu vernichten strebten. „Das ist nicht königlich," rückte man dem Dänenkönige vor. „Ihr habt uns nicht förmlich entsagt." — Eine tiefgreifende Beschuldigung in jenen Zeiten des noch unerloschenen Rittergeistes, wo man auch den Todfeind nicht ungewarnt überfiel.

Christian, der ohne Bedenken Carls Krone angenommen — abermals vergessend seinen eignen Grundsatz: daß Unterthanen auch einer bösen, wunderlichen Obrigkeit gehorchen müßten — berief sich auf einen Absagebrief an Casimir, den niemand gesehen hatte. „Es ist Sitte unter Königen," sprachen die Preußen," daß ein Herold, schriftlich und mündlich, die Fehde förmlich verkünde."

Diesem geringen Zwischenhandel gebührt ein Platz in der Geschichte, um den Geist der Zeiten darzustellen, wo man zwar des Feindes Blut vergießen, aber seine Achtung nicht verwirken durfte.

Die Danziger, mit großem Ernst auf Schadenersatz dringend, läugneten, aus Carls Händen den schwedischen Reichsschatz empfangen zu haben. Geld sey von ihm geliehen worden, doch nicht mehr als auch wohl ein nahmhafter Bürger vermöge. Sie hatten Recht, denn 15000 Mark war die ganze Summe, durch welche der Flüchtling einen sichern Aufenthalt erkaufte.

Diese karge Beysteuer konnte die Noth des Augenblicks nicht mindern. Um die Söldner endlich los zu werden,

werden, die, ohne baare Zahlung, Marienburg nicht räumten, beschazten die Verbündeten sich abermals, sammelten Geld von Haus zu Haus, selbst die Frauen opferten ihr Geschmeide, und man lud den König dringend ein, seine Ankunft zu beschleunigen. Er kam nach Danzig, wurde stattlich empfangen; aus allen Thoren wallte ihm das Volk entgegen; auch Carl Canutson, der vertriebene Schwede, ging zu Fuß hinaus, den Beschützer willkommen zu heißen.

Um den Danzigern die schwere Zahlung zu erleichtern und vergüten, versprach Casimir, die köstlichen Reliquien von Marienburg, die noch nicht in seiner Gewalt waren, für 30000 Ducaten ihnen zu versetzen. Dann zog er triumphirend in Marienburg ein, wo er die zu Conitz verlorenen Fahnen wieder fand. Ludwig, bisher gleichsam ein Gefangener, kehrte mit schwerem Herzen, bitterlich weinend, seiner alten Residenz den Rücken.

Wenn zuvor Gerechtigkeit heischte, die Söldner, wegen des Verkaufs der Schlösser, in Schutz zu nehmen; so kann hingegen die rohe Grausamkeit, am unglücklichen Hochmeister bewiesen, durch nichts entschuldigt werden. So groß der Unwille seyn mag, der bisher gegen diesen schwachen Mann geschöpft worden, so muß doch, bey Vernehmung seiner Klagen, jede Brust von Mitleid für ihn, von Abscheu gegen die Söldner glühen.

Sie haben gelobt — so sprach er öffentlich und wahr — uns mit aller Nothdurft ehrlich zu versorgen, aber sie jagten unsere Getreuen von den Schlössern, beraubten sie zuvor. Ordensbrüder, zur Mette gehend, zogen sie nackend aus, stäupten sie mit Ruthen; manche mußten, um sich zu retten, aus den

Fen-

Fenstern springen. Andern brachen sie die Kammern auf, nahmen was ihnen gefiel. Niemand ließen sie bey uns, außer einem Diener, Koch und Kammerjungen. Wir durften aus dem Schlosse weder reiten noch fahren, mit keinem Fremden reden, an Niemand schreiben. Ja, in einer Nacht versuchten sie sogar unsere Kammer aufzustoßen, um uns zu ermorden. Bestrafung dieses Frevels ward versprochen, aber nicht vollführt."

„Als wir spürten, daß die Uebergabe der Schlösser nicht fern mehr sey, begehrten wir nach Sthum abzuziehen. Da gelobten sie mit Hand und Mund, uns funfzehn Tage vorher davon zu unterrichten, auch zu verstatten, daß wir die Heiligthümer mit uns nehmen dürften unter sicherem Geleite. Kein Pole oder Bundesgenosse sollte in die Stadt gelassen werden, so lange wir darin befindlich. Aber nichts von Allem wurde gehalten. 600 Feinden öffnete man die Thore, und ließ geschehen, daß sie die Wagen plünderten, auf welche wir die Kirchenschätze geladen hatten."

„Statt nunmehr zu den Unsrigen uns zu geleiten, sollten wir ihnen in fremde Lande folgen; aber ehe hätte man uns in Stücke hauen, oder gebunden auf einen Wagen werfen müssen. Nachdem sie uns lange von Ort zu Ort geschleppt, immer aufs neue durch Versprechungen täuschend, gaben sie uns endlich, statt einiger hundert zugesagter Reisigen, Einen Böhmen mit drey Pferden, (der auch wieder umkehrte) und sechs polnische Knechte, in deren Geleite wir endlich unter Angst und Gefahr das nackte Leben nach Conitz retteten."

„Wohl haben wir den Söldnern Briefe ausstellen müssen, als hätten wir keine Klage über sie; wir verhoffen aber, es werde sich niemand daran kehren. Denn

in

in solcher Noth hätten wir wohl Briefe über Briefe geschrieben, sintemal dieses Volk unsern Herrn Christum, sammt seiner lieben Mutter, vom Kreuze weg verkaufen würde."

In diesem Gemälde mögen hin und wieder die Farben zu grell aufgetragen seyn, auch hat wahrscheinlich der Hochmeister in seiner Gefangenschaft versucht, heimliche Verständnisse anzuspinnen, wodurch die Söldner bewogen worden, ihn genauer zu bewachen. Aber daß sie ihn, an dessen Person sie kein Recht hatten, nicht früher entließen; ihn unfürstlich, die Seinigen unritterlich behandelten; ist eine Schmach, die auf den Söldnern ruht, und die, selbst in Deutschland, wohin sie wohlgemuth zogen, durch den Glanz ihrer Beute nicht vertilgt wurde.

Um wieder in den Mittelpunkt von Preußen zu gelangen, ging Ludwig von Conitz nach Mewe, vertraute sich dort einem Fischer, der ihn auf seinem Kahn die Weichsel hinab führte, durchschnitt dann das frische Haff, mit Gefahr den Danzigern zu begegnen, und erreichte endlich Königsberg, den nunmehrigen Hochmeisterlichen Sitz. In demselben Jahre verlor der Unglückliche, in einem Scharmützel, seinen geheimen Freund (wie ihn die Chronik nennt) Jakusch von Kenneren.

In Marienburg fand, oder erdichtete man vielleicht, um die Erbitterung zu vermehren, einen schriftlichen Entwurf der Kreuzherren, wie sie, nach dem kaiserlichen Urtheil, mit den Bundesgenossen zu verfahren gedächten. Alle Stadtmauern sollte man niederreißen, alle Thürme brechen; die nächsten Häuser um die Ordensschlösser zerstören; diese mit Graben und Mauern durch die Empörer selbst befestigen lassen; Erbschaft nur gestatten bis in das dritte oder vierte Glied; dann für den Orden einziehen; die Bürger

gänzlich

gänzlich entwaffnen; neue schwere Auflagen erdenken; den Pfundzoll, ja den rückständigen sogar, von Danzig fodern; Getreidehandel zur See dem Orden allein vorbehalten; die Stadträthe ein- und absetzen; die Obrigkeit zwingen, jährlich einmal barfuß auf dem Schlosse sich zu stellen, ihre Thorschlüssel überreichend; — und was triumphirender Uebermuth noch mehr dergleichen ausgesonnen hatte.

Man darf vermuthen, daß diese Schrift wirklich vorhanden gewesen. Sie drückt zum Theil nur des Ordens bekannte Gesinnungen aus; zum Theil würde sie, untergeschoben, weit schärfer gelautet haben; denn alsdann hätte ihr Verfasser ohne Zweifel das allgemeine Gerücht benuzt, welches dreyhundert Bürgern die Köpfe absprach. Jezt waren die Verbündeten um so höher erfreut, allen diesen schrecklichen Folgen des kaiserlichen Urtheils entgangen zu seyn.

Die Reichsacht schadete wenig, denn des Kaisers Recht, sie über Preußen auszusprechen, wurde bezweifelt, Er selbst gehaßt. Die Hansestädte erklärten, man könne des Handels mit Preußen nicht wohl entbehren. Fridrich schwieg dazu, im Gefühl seiner Ohnmacht, und weil er stets an dieser Zerrüttung im fernen Osten nur laulichen Theil nahm.

Minder noch wirkten auf die Verbündeten Ludwigs glatte Worte, obgleich er ihnen zu bedenken gab: wie in schöner Wollust und süßem Frieden wir, Ihr und alle die Unsrigen, haben gesessen; denn von dieser schönen Wollust war ihnen nichts erinnerlich. Casimir hingegen befestigte ihre Treue durch wohlfeile Freygebigkeit, indem er Privilegien und Ordensgüter mit vollen Händen spendete. Ein gefährliches Beyspiel, vor dem die benach-

barten Fürsten erschracken, weil ihre Städte leicht in den Wirbel konnten gezogen werden. Die Gefahr schien so dringend, daß Mecklenburg und Pommern ein förmliches Bündniß gegen ihre eignen Unterthanen schlossen.

Entscheidende Waffenthaten sind von diesen Jahren nicht zu erzählen. Die Danziger schlugen sich zur See herum, nahmen und zerstörten alle Schiffe, die den Feinden Bedürfnisse zuführten, selbst Lübecker und Holländer, auf die Gefahr, ihrer Feinde Zahl zu mehren. Hier fiel ein Städtlein ab; dort wurde ein anderes vergebens belagert, unbezahlte Söldner verwüsteten Polen. Der Orden verheerte das Land Dobryn. Empörung in des Königs Lager befreyte Mewe. Lauter Begebenheiten, wichtig für den Augenblick, in dem sie geschahen, doch ohne Folgen für das Ganze.

Am schmerzhaftesten traf die Verbündeten der Verlust jener kaum erst eingelösten Stadt Marienburg, die von dem Burgemeister Blum bey Nacht dem Ordensvolk verrathen wurde. Das Schloß hingegen suchte man vergebens zu überrumpeln. Von da herab ward unaufhörlich in die Stadt gehagelt. Niemand durfte auf den Straßen sich blicken lassen. Wollten die Feinde sichere Gemeinschaft miteinander pflegen, so mußten sie die Häuser inwendig durchbrechen.

Auch die älteste Bundesstadt, Culm, ging durch Verrätherey an den Orden über, wofür sie in der Folge so strenge büßte, daß ihr Wohlstand auf immer vernichtet wurde.

Aus Deutschland hatten Fürsten und Herren dem Orden große Dinge zugesagt. Es hieß: schon die Hälfte der nach Preußen bestimmten Kriegsvölker würde hinreichen Polen zu besiegen; man sprach bereits

von

von einem Musterplatz, von einer Hauptmannswahl; dennoch wurde aus Allem nichts. Dänemark begnügte sich, Vermittelung anzubieten, und mit Krieg zu drohen, höchstens der Danziger Schiffahrt zu stören. Der Hochmeister bekannte laut: „Alle unsers „Gottes Hülfe, Trost und Rettung, jezt allein an Gott und an dem von Liefland liegt.“ Wirklich rüsteten sich die Liefländer, mit großer Macht den Orden zu entsetzen; aber es unterblieb, denn ihr Meister hatte selber eine bedenkliche Fehde mit dem Erzbischoff von Riga auszufechten. Ritterschaft und Städte jenes Landes schienen mehr den Verbündeten geneigt; und erboten sich, deren Sache zu vermitteln, als sey sie ihre eigene. Dieselben freundlichen Worte schrieb der Rath zu Riga an den von Elbing und Thorn. Doch es blieb fruchtlos.

Also endete das vierte Kriegesjahr, wie eine Schlacht, in welcher Dunkelheit die Kämpfer trennt.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Laulicher Krieg und fruchtlose Friedensunterhandlungen.

1458. Nicht lebhafter Kampf, nur entnervter Groll, bezeichnet auch das fünfte Kriegesjahr. Man that einander Abbruch nach Vermögen, aber man vermochte wenig; obgleich Litthauen, eigenen Zwist vergessend, diesesmal 8000 Streiter zu Casimirs Heer stellte, und aus dem öffentlichen Schatze 80000 Goldgulden bewilligte. Aber Ludwigs Blicke suchten nah und fern vergebens Hülfe. Deutschland war gespalten in zwey große Hälften. Die Eine, mit dem Kaiser an der Spitze, stand gegen das pfälzische Haus, die Andere für dasselbe. Bayern, Franken und der Rheinstrom düngten Ufer und Gefilde mit Blut. Der Deutschmeister befand sich unter den Vermittlern. Wer konnte in diesem Gewühl das Auge nach Preußen wenden? — Ludwig heftete das seinige auf den Herzog von Burgund, erinnerte ihn beweglich, wie Preußen jederzeit ein Segen bringendes Land für dessen Unterthanen gewesen, und wie der Orden selbst, zu Wasser und zu Lande, dem einst bedrängten Herzog beygestanden. Höfliche Vertröstung war die ganze Antwort. Unglückliche machen sich nur verhaßt, durch lästige Erinnerung an geleistete Dienste.

Der Bannfluch, den Papst Calixtus in diesem Jahre aufs neue gegen alle Verächter seiner Gebote schleuderte, blieb eben so unwirksam, als die ältern Ausbrüche seines Zornes.

Lud-

Digitized by Google

Ludwig mußte schon die lezten Quellen erschöpfen, indem er ferne Besitzungen des Ordens jedem Käufer Preis gab.

Der König belagerte Marienburg, die Stadt, mit 40000 Mann; doch so groß die Macht, so gering der Ernst; denn sein Auge heftete sich damals auf die ungarische Krone, mit deren Erlangung ein vornehmer Ungar ihm schmeichelte.

Uladislaus der Nachgeborne war plötzlich gestorben. Sein reiches Erbe sprach Oestreich an aus Familienverträgen. Polen und Sachsen gründeten ein Recht auf die Verschwägerung. Allein in Böhmen besiegte alle Nebenbuhler Georg Podiebrad, in Ungarn Matthias Corvinus. Zu Herrschsucht ungeneigt, und zu beschäftigt mit Litthauen und Preußen, hatte Casimir wenig Ernst gezeigt. Da kam der Ungar Gifkra, ihn zu reizen, und sprach von festen Schlössern, die nur auf sein Erscheinen warteten, um ihre Thore ihm zu öffnen. Wie aber sollte zuvor der Krieg mit Preußen endigen? — Der Ungar fand nichts leichter, als Frieden zu stiften, da die meisten Ordenssöldner Böhmen und von ihm gekannt wären. Mit vieler Zuversicht unternahm er den Versuch, der, wie leicht voraus zu sehen, fehl schlug.

Der Herbst brachte Mangel und Seuchen in des Königs Lager. 800 Krieger, 7000 Rosse wurden hingerafft. Das übrige Volk, um Casimirs Zelt sich rottend, begehrte zu stürmen, allein umsonst, und entwich nach verrauchter Kampflust. Der König hob die Belagerung auf, den Danzigern zu großem Unmuth, die vergebens 4000 Söldner zu beköstigen sich erboten.

Daß beym Rückzug seine Truppen fast ungeheißen Papaw erstürmten, wäre kaum erzählenswerth, hätte nicht Casimir die Begebenheit durch Großmuth ausgezeich-

zeichnet. Denn als die Tatarn, von den erkletterten Mauern herab, in die Straßen sich stürzten, keiner Stimme mehr gehorchend, nichts Lebendiges verschonend; da vergaß der edle Monarch jene Grausamkeit, welche, nach der Schlacht bey Conitz, die Ritter an den Gefangenen bewiesen: rasch ließ er die Kreuzherren durch ein entferntes Thor entschlüpfen, wodurch sein eigener Feldherr, Samotuli, in Lebensgefahr gerieth, und vor des getäuschten Volkes Wuth sich verbergen mußte.

Unvermuthet wurde mit dem Orden ein Waffenstillstand auf neun Monden geschlossen, und Herzog Albrecht von Oestreich zum Friedensmittler erkoren. Mangel und Erschlaffung beyder Theile, der Söldner Trotz und Ungehorsam, erweckten diese schnelle Friedensneigung. Mit solchen Truppen, erklärte der König, wolle er nie wieder zu Felde ziehen. Sie hingegen vermaßen sich keck, hinfort nicht unbezahlt unter ihm zu fechten. Vielleicht wurde auch Casimirs friedliche Stimmung durch die frohe Botschaft bewirkt, daß seine Gemahlin ihm einen Sohn geboren. Er bangte nach Hause und räumte gern aus dem Wege, was an der süßern Pflicht ihn hindern konnte. Wer vertraut mit der Fürsten häuslichen Verhältnissen wäre, dem bliebe der Begebenheiten Ursprung selten verborgen.

Der Adel von Schweden und Dänemark benutzte Preußens Zerrüttung zu ungestrafter Freybeuterey, bis Danzig einst, nach Eroberung ihrer Schiffe, ein und sechszig solcher Edlen als Seeräuber enthaupten ließ. Aber zwischen Dänemark und Polen suchte Lübeck, des bedrängten Handels wegen, Frieden zu stiften; mit glücklichem Erfolg um so mehr sich schmeichelnd, da beyde Theile zum Kriege unlustig schienen; denn hätte Christian ernstlich gewollt, warum schloß er nicht Danzig ein? Diese Stolze gebeugt, und Alle wurden demü-

demüthig. Sie allein entzog sich keiner Sorge, lieh den Polen Geld, schoß den Städten vor, hielt die meisten Truppen, zahlte die größten Beyträge, hemmte dem Orden die Zufuhr, trotzte den Lübeckern, höhnte die Niederländer, erklärte dem mächtigsten nordischen Monarchen Krieg, und gab dieser Erklärung Gewicht durch eine Flotte von drey und dreyßig Segeln; dasselbe Danzig, welches noch ein Jahr zuvor durch den Kauf von Marienburg so ganz erschöpft schien.

Der Burgemeister dieser mächtigen Stadt, Reinhold Niederhof, als polnischer und preußischer Gesandter, vereinte sich zu Stockholm mit der Lübecker Machtboten. Drey Tage mußte er harren auf sicheres Geleite. Vielleicht hierdurch gekränkt, ließ er zur Unzeit Vorwürfe sich entfallen, wegen jenes schon gerügten, unverwarnten Angriffs. Da übereilte den König die Hitze und es entfuhren ihm die Worte: „Habe ich Euch denn noch nicht entsagt, so entsage ich jezt dem Könige von Polen und Euch, so lange bis ihr Euch dem Orden unterwerft.“

„Und ich, erwiederte der Burgemeister keck, entsage Euch im Namen meines Königs und aller seiner Lande. Ihr sollt, so Gott will, den Tag nimmer schauen, an dem wir das alte Joch unserer Tyrannen wieder auf uns laden.“ Mit diesen Worten stand er trotzig auf und ging zu Schiffe. Könige sollten nie persönlich unterhandeln, weil, des Widerspruchs ungewohnt, sie der Leidenschaften selten Meister sind.

Die kühleren Schweden und Lübecker folgten dem heimkehrenden Burgemeister, und knüpften zu Danzig die Unterhandlung wieder an. Ein Waffenstillstand auf Jahr und Tag, nebst der Uebereinkunft, nach vollkommenem Frieden durch Schiedsrichter zu trachten, war die Frucht derselben.

Man

1459. Man versuchte es zu Lübeck im folgenden Jahre. Als Obmann wurde erkoren Herzog Adolph von Schlesien, Christians Oheim, Casimirs Verwandter. Beyde Theile führten bittere Klagen wegen verübten Unfugs während der Waffenruhe. König Christian insbesondere warf den Danzigern vor, daß sie seinen Feind, den vertriebenen Karl, nicht blos hegten, sondern auch wohl dessen Aufwiegelungen in Schweden unterstützten. Das letztere läugneten sie beharrlich, ließen auch ein Schreiben ihres unglücklichen Gastes verlesen, das (wie die Chronik mit drolliger Natur sich ausdrückt) etwas schwechlich auf den Herren König zu Dänemark lautete. Dennoch überwand der allgemeine Friedensfürst, die Noth, den fortwährenden Groll; man verlängerte den Waffenstillstand auf vier Jahre; wobey die Danziger ausdrücklich bedungen: daß man ihnen nicht zurechnen solle, was etwa König Carl in Schweden anspinnen möchte; denn lieber wollten sie in offener Fehde begriffen bleiben.

Ein harter Winter öffnete in diesem Jahre gleichsam neue Schlachtgefilde, indem er seine Herrschaft über die ganze Fläche der Ostsee ausdehnte, und, ihre Wellen in Eis kerkernd, aus Lief- und Deutschland sichere Fußpfade nach Dänemark und Schweden bahnte.

Selten wird ein Volk ohne Murren Jahre lang Blut und Geld für die Eroberung eines fremden Landes opfern, dessen Einverleibung wohl des Herrschers Ruhm, aber nicht der Unterthanen heimisches Glück vermehren kann. Auch die Polen waren es überdrüßig, für Preußen zu fechten und zu bezahlen. Der Orden sparte keine Wortbestechung, die Unlust höher zu treiben: „darum ging alles schläfrig zu und langsam von der Hand.“ Ja, hätten nicht auf einem Landtage zu Petrikau die Verbündeten fest erklärt: sie würden sich ihren Tyrannen nie wieder unterwerfen, und hätten

Digitized by Google

ten nicht des Königs Räthe sich geschämt, Unterdrückte, die vertrauensvoll den Polen in die Arme sich geworfen, schnöde zu verkaufen; man würde jezt, unter zwar harten, doch den Umständen nach leidlichen Bedingungen, das ganze Land wiederum geräumt haben; denn schon hatte die Noth dem Orden Anträge abgezwungen, deren bloße Vorstellung, wenige Jahre früher, nur eine höhnische Wuth bey ihm erregen konnte. Er wollte nemlich Preußen als polnisches Lehen regieren; hunderttausend Gulden Kriegskosten bezahlen; einen jährlichen Tribut von zwanzigtausend Gulden entrichten, und in allen polnischen Kriegen mit zwey Fahnen Reiterey in des Königs Heere fechten.

Auch diese Demüthigung schien dem Verweser des Bisthums Ermeland noch zu gering, denn er rieth dem Papste, den Orden ganz aufzuheben, oder ihn nach Constantinopel gegen die Türken zu schicken.

Damals regten sich in Thorn, einer der ersten Bundesstädte, Zweifel an der Gerechtigkeit ihrer eignen Sache; denn Meinungen ändern oder theilen, dazu bedarf es keiner Kunst, nur Zeitgewinns, weil jede Stunde neue Verkettungen persönlicher Vortheile, und mit diesen, Sinnesänderung herbey führt. Um die schlaffen Saiten wieder zu spannen, trat auf dem Thorner Rathhause der Bischoff von Cracau als Redner auf; ein ehrwürdiger Greis, der sich bereit erklärte, für die gerechte Sache zu sterben. Solch ein bemächtigendes Schauspiel befestigte das wankende Volk im Glauben und in Zuversicht.

Gleich unlustig zu Krieg und Frieden, zerschlug sich eine Unterhandlung zu Culm. Herzog Albrecht von Oestreich, der erbetene Mittler, blieb aus. An seiner Statt waren Sachsen, Brandenburg und der Pfalzgraf bey Rhein den Orden zu vertreten willig. Aber das Geleite nach Culm schien nicht sicher; es

man-

mangelte dort an Unterhalt für Menschen und Pferde; man weigerte sich der Zusammenkunft an einem dritten Orte: kurz, es war kein Ernst vorhanden; man erbitterte sich nur durch Vorwürfe. Also griffen beyde Theile wieder zu den Waffen. Doch geschah in diesem Jahre nichts Bedeutendes, obschon es für die Einwohner des unglücklichen Landes nur allzu bedeutend seyn mochte, daß, wo der Städte Mauern dem Feinde trotzten, die Felder rings umher verwüstet wurden. In einem ziemlich ernsten Scharmützel wäre Ludwig selbst beynah gefangen worden.

Casimir brach in seiner Geldnoth das dem Lande gegebene Wort, indem er einem Stibor von Ponitz Marienburg verpfändete. Fast hätte er es theuer gebüßt, da auch dieser Ponitz, durch der Söldner Beyspiel ermuthigt, das Schloß, gleich jenen, verkaufen wollte. Es wurde noch zu rechter Zeit gehindert; doch die Stadt blieb nach wie vor in des Ordens Gewalt, dem hier die Bürger so treulich anhingen, daß sie auch ihr leztes Silbergeschirr ihm nicht verweigerten.

Eines geringeren Feindes hoffte der Hochmeister sich zu entledigen, indem er mit den Herzögen Conrad und Semovit von Masovien einen Frieden auf sechs Jahre schloß, den alsobald wiederum zu brechen Polen diese verwandten Fürsten zwang.

Der Liefländer Treue belohnte Ludwig durch eine förmliche Abtretung von Ehstland.

Noch eine kurze Waffenruhe von zwey Monden bewilligte der Statthalter, um eigner, nöthiger Zufuhr willen. Land und Städte murrten darüber; zumal da sie der Orden treulos brach, indem er sechszig Wagen plünderte. Hans von Bayfen hatte, wie es scheint, der Verbündeten Vertrauen zum Theil verloren; vielleicht nur, weil er jezt, wie die Chronik sagt, ein alter, kranker Mann war. Sicher belebte noch sein

Geist

Geist das Ganze, doch Volksbewunderung wird nur glänzenden Thaten gezollt; Befreyung einer Nation, die ein Weiser im Stillen bewirkt, gilt dem Volke weniger, als ein im Zweykampf besiegter Maure. Die lezten Tage seines thätigen Lebens hat keine dankbare Feder aufgezeichnet. Schon im folgenden Jahre erscheint Stibor von Bayern als königlicher Statthalter, ohne daß die Nachwelt erfährt, ob sein größerer Bruder freywillig oder durch den Tod gezwungen, diese Würde niedergelegt. So verliert der herrliche Rheinstrom sich im Sande.

Der donnernde Calixtus war nun gestorben. Aeneas Sylvius bestieg den päpstlichen Stuhl, weil er bey Fürsten und Herren in hohem Ansehn stand. Sein Bisthum Ermeland hatte er nie selbst verwaltet, und, nachdem er den Bischoffsstab mit der dreyfachen Krone vertauscht, übergab er jenen seinem Freunde Paul Legendorf einem preußischen Edelmanne, mit der Vorschrift, unfeindlich zu bleiben gegen beyde Theile. Pius dem zweyten lag, wie seinem Vorgänger, am Herzen, die Macht der Christenheit gegen die Türken zu vereinigen; vielleicht aus wahrem Eifer für den Glauben; vielleicht auch nur aus Klugheit, um die in den christlichen Staaten lodernden Zwietrachtsfackeln zu einem einzigen Brande gegen Muhameds Reich zusammen zu schüren. Darum berief er die europäischen Machthaber nach Mantua, wo Jacob von Siena, apostolischer Protonotar, als Casimirs Bevollmächtigter erschien, und mit großem Aufwand von Beredsamkeit den Papst zu bewegen trachtete, den Orden, seiner Stiftung gemäß, zum Kampf gegen die Türken auf die Insel Tenedos zu versetzen, aus deren Häfen einst die Griechen Troja überraschen wollten. Die Gesandten aller Fürsten, des glücklich gefundenen Vorwandes erfreut, um den lästigen Türkenkrieg von ihren

ren Herren abzuwälzen, gaben sämmtlich dem Vorschlag lauten Beyfall; nur nicht Pius selbst, der einen alten Groll gegen Casimir hegte, weil ihm dieser einst den Besitz des Bisthums Ermeland erschwerte. Pius schrieb an Casimir, zum Frieden ermahnend, gleichviel durch wen das gute Werk gestiftet werde, ob durch einen päpstlichen Legaten oder den Erzherzog von Oestreich. Er schloß mit einer frommen Auffoderung gegen den Christenfeind.

Aber die Polen mochten berechnen, daß, Krieg um Krieg, doch immer besser sey, den in Preußen fortzusetzen, wo mehr zu gewinnen war, als eine Anweisung auf das ewige Leben. Als die Gesandten Albrechts von Oestreich wirklich zu Cracau im Namen ihres Herrn sprachen: „Vertraue uns, wir wollen, ein treuer Freund, dir und deinen Nachkömmlingen Nutzen schaffen;" da wich Casimir aus, vorwendend: „eine ähnliche Schiedsrichterwahl hat meinen Vater Jagello mit dem Kaiser Sigismund auf immer entzweyt. Soll ich jezt ein Gleiches wagen?" —

Kaum hatten Jene sich entfernt, so traten schon wieder neue Vermittler auf, vom Bayerschen Herzog Ludwig gesendet. Da entschuldigte sich Casimir, er sey bereits mit dem Erzherzog in Unterhandlung begriffen. Zu derselben Zeit schrieb ein Legat aus Breslau um Geleitsbriefe. Der König schüzte eine Reise vor. So scheiterten alle Hoffnungen der Friedewünschenden. Vermitteln wollten Alle, (denn das kostete nur Worte oder Briefe) dem Orden Beystand leisten Keiner. Ja, der Bayern Herzog schloß sogar ein Bündniß „mit Polen und dessen Anhängern," und dasselbe that, zwey Jahre später, Albrecht von Oestreich.

Zwey-

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Das siebente Kriegesjahr.

Die wichtigste Begebenheit desselben war eine neue Belagerung von Marienburg. Hunger macht grausam: die Belagerten trieben Weiber und Kinder aus der Stadt, wohin der Feind, mit vorgehaltenen Speeren, sie zurück jagte. 1460.

Dem Hochmeister gelang es nicht, sein Haupthaus zu entsetzen; fast wäre er bey dem Unternehmen selbst gefangen worden. Die Bürger hielten sich noch eine Zeit lang wacker; als aber die Schloßbesatzung, durch Hülfe eines unterirdischen Grabens, der Stadt mit einem unversehenen Angriff drohte; da ergaben jene sich, huldigten dem Könige, und opferten treulos ihren Burgemeister Blum der Verbündeten Rache. Er ward geviertheilt. Männliche Beharrlichkeit, ausdaurende Treue bey unglücklichen Freunden wird so selten gefunden, daß es dem Feinde rühmlich gewesen wäre, diesen Mann zu schonen; denn er hatte von Anbeginn pflichtmäßig nach Ueberzeugung gehandelt, weder die durch Noth erzwungenen Maßregeln des Hochmeisters, noch den Verkauf seiner Vaterstadt gebilligt.

Treue hätten die Verbündeten um so höher achten sollen, da sie selbst schon oft und noch in diesem Jahre erfuhren, wie schwach der Bundeseid ihre eigenen Genossen fesselte; denn bald hier, bald dort, fiel eine Stadt dem Orden wieder zu. Die Eroberung von Wehlau ersezte ihm zum Theil den Verlust von Marienburg. Nur einer schlimmen Folge dieses lezteren konnte nicht

nicht vorgebeugt werden. Berndt von Schomberg nemlich, durch den Hochmeister nach Deutschland gesandt um Kriegsvolk zu werben, kehrte wirklich mit 3000 Mann zurück, und war bereits in Frankfurt angekommen, als das Gerücht von Marienburgs Uebergabe sich verbreitete. Da meinten die Söldner, nun sey des Ordens lezte Stütze gesunken, und zerstreuten sich unaufhaltsam. Nicht mehr als 500 brachte Schomberg mit.

Aber hätte es dem Orden nicht an Gelde gemangelt, so sehr, daß Armuth ihn zwang, der Armuth Beichtpfennige mit den Priestern zu theilen, jezt wäre der Augenblick erschienen, wo er die Schlösser der Verbündeten auf gleiche Weise hätte gewinnen mögen, wie einst sie die seinigen; denn zwanzig Hauptleute zu Holland, Liebenstadt und Wormedith, schlossen förmlich Frieden mit dem Orden, weil die Preußen nicht im Stande waren, 38000 ungarische Gulden zu bezahlen. Das konnte freylich auch der Hochmeister nicht, aber wenigstens entledigte er sich dieser zahlreichen Feinde durch das wohlfeile Versprechen, für deren Befriedigung zu haften, im Fall das Land ihm wieder zufiele.

Der Söldner Abtrünnigkeit war nicht der einzige Unfall, der die Verbündeten traf. Danzig gerieth in eine bedrängte Lage, durch Herzog Erichs von Pommern Uebergabe der nahe gelegenen, ihm anvertrauten Stadt Lauenburg samt dem Schlosse Bütow. Um diesen harten Streich abzuwenden, klagten die Danziger vergebens bey der tugendsamen Herzogin Sophie, denn ihr Gemahl erklärte halsstarrig: er wolle sein Land nicht länger verwüsten lassen, und wisse kein anderes Mittel, dreyzehn edle Pommern zu befreyen, die einst vor Conitz gefangen worden. Umsonst erboten sich die Lauenburger, das Lösegeld herbey zu schaffen;

sie

sie mußten ihre Thore öffnen. Aber des Königs Rache ereilte den Herzog im folgenden Jahre: die Polen verheerten das Pommerland. Es war um ihn geschehn, wenn nicht Sophie sein Schutzengel wurde. Diese hochgepriesene Fürstin begab sich selbst zu Casimir ins Lager, wo ihre Schönheit, und adelichen Geberden ihr, wie die Chronik sich ausdrückt, sonderliche Gunst beym Könige erwarben. Es gelang ihr, dem Gemahl Verzeihung auszuwirken. Man will sogar, den König habe es gereut, daß er vormals ihre Hand ausgeschlagen.

Neue Gefahren bedrohten Danzig, denn schon wieder hatte der Orden eine Verschwörung angezettelt und abermals boten Pfaffen hülfreiche Hand; vor allen der Kartheuser-Prior, in dessen Kloster die Verschwornen brüteten, und auch da, wie einst zu Marienburg, vorläufig schon beriethen und bestimmten, wie man, nach gelungenem Anschlag, mit den Danzigern verfahren wolle. Ein Bürger, zum Verrath gedungen, täuschte die Verräther, und offenbarte treulich alles. Der lauschende Prior, ein Zögling der Stadt, büßte im Kerker, und des Ordens gewarnte Söldner zogen klüglich heim.

Mit des Krieges Dauer mußte nothwendig immer tiefer das Ansehn eines Hochmeisters sinken, welcher Blick und Kraft allein auf den Kampf um Herrschaft des Landes, nicht auf des Ordens innere Regierung richten konnte. Wie viel man jezt schon wagen durfte, beweist die That eines Kreuzherren, Namens Freyberger, der den von Rom zurückkehrenden Ordensanwald, einen Bischoff, aus altem Groll bey Nürnberg gefangen nahm. Es blieb straflos.

Drey

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Das achte Kriegesjahr.

1461. Nicht minder verderblich als jenes Plündern und Verwüsten, damals Krieg genannt, wurde für Preußen die gehemmte Freyheit der Ostsee; denn, gleich den Engländern in unsern Tagen, maßten die Danziger das Recht sich an, Schiffe aller Nationen, nach feindlichen Häfen bestimmt, aufzubringen; und der Kaufmann — damals wie heute, oft nur auf Gewinn, wenn auch mit Blut befleckt, erpicht — befriedigte die Habgier auf Um- und Nebenwegen. Bald führten die Lübecker, bald die Pommern, Kriegsbedürfnisse aller Art nach Stockholm, von da nach Reval oder Riga, und so endlich nach Königsberg. Wurden ihre Schiffe von den Danzigern aufgefangen, so klagten sie wohl bitterlich: was haben wir mit euren Kriegen zu schaffen? vergalten auch Gleiches mit Gleichem. Dänemark sperrte die Fahrt durch den Sund, obschon der jüngst geschlossene Beyfriede sie ausdrücklich frey ließ. Manche Schiffe wurden für gute Beute erklärt, unter dem Vorwand, sie seyen mit englischen Waaren beladen, die nicht gleiche Rechte mit denen der Hansestädte genössen. Durch dieses Beyspiel keck gemacht, erlaubte sich der Hauptmann auf Gothland Neckereyen. Die Amsterdammer, abgesagte Feinde, rüsteten ungescheut ganze Flotten aus, und erst als sie an einem Tage dreyzehn reiche Schiffe verloren, schwand ihre Kriegeslust. Auch die Städte in Liefland mußten an ihr gebrochenes Wort, aller Zufuhr sich zu enthalten,

feind-

feindlich erinnert werden; allein wie konnte man getreuen Unterthanen wehren, ihre Herren zu unterstützen? —

Zu Lande drückte schamlose Freybeuterey jede Gattung der Unterthanen, selbst das zartere Geschlecht. Frauen und Jungfrauen, in Kirchen vor den Thoren gelegen wallfahrtend, wurden von laurenden Reisigen überfallen, ihres Schmuckes, ihrer Mäntel beraubt, wohl gar gezwungen, der Räuber Rosse zu besteigen, und mit weinenden Augen die Thürme der Vaterstadt verschwinden zu sehn. Diese Schmach, ihren Schwestern zu Danzig wiederfahren, rächten die Braunsbergerinnen an polnischen Söldnern, welche die Stadt, aus der sie Bürgerwuth vertrieben, zu überrumpeln gedachten; bewaffnete Weiber erzwangen ihre Flucht. Aber aus Reden, vom Orden erobert, wurden zweyhundert Frauen getrieben, um den oft wiederholten Vorwurf zu entkräften, als spotteten die Kreuzherren ihres Keuschheitsgelübdes. Wirksamer hätte das geschehen mögen, wenn die Frauen, unausgetrieben, unangetastet geblieben wären.

Es reifte auch in diesem Jahre eine neue Verschwörung gegen Danzig, die, abermals entdeckt, nur wenig Blut kostete, aber Bürgerblut von Henkers Hand vergossen.

Einige wankelmüthige Städte fielen dem Orden wieder zu, wie jährlich geschah. Andere wurden von Polen überwältigt.

Die Thorner fingen eine Zufuhr auf, deren Geleit von hundert Reitern sich ohne Widerstand ergab. Der brave Schomberg erklärte laut: im ganzen Kriege sey dem Orden nichts so Schimpfliches wiederfahren; und es war ihm Ernst mit dieser Erklärung, denn so oft nachher von jenen Reitern ihm einer in die Hände fiel, ließ er ihn aufhängen.

Fast hätte die Belagerung von Rastenburg Ludwigs Freyheit gekostet. Der von den Polen gewonnene Burgemeister wollte ihn trüglich in die Stadt lokken, und kaum noch zu rechter Zeit wurde der Anschlag verrathen.

Unthätig lag Casimir vor Conitz, weniger mit den Feinden, als mit Schnee und kaltem Regen kämpfend. Viele starben. Die Lebenden murrten. Selbst Kinder schrieen dazwischen, auf des Königs Räthe schimpfend. Es entspann sich Meuterey gegen den Feldherrn Samotuli. Das Lager wurde aufgehoben.

Hunger zwang die Ordenskrieger, selbst die Edlen unter ihnen, zu Straßenraub. „Wir können das genommene Vieh nicht wiedergeben," schrieb Jürgen von Kittlitz an den Hochmeister im Namen aller Hofleute zu Heiligenbeil, „wir leiden nichts als Hunger und Kummer, und müssen uns helfen wie wir vermögen. Warum habt Ihr Eure Zusage nicht gehalten? wir können unsere Hände nicht als Brot essen."

Das Bisthum Ermeland entzog sich dem Bunde. Bürger und Bauern verjagten, erschlugen ihre unleidlichen polnischen Gäste, belagerten sogar Frauenburg. Hier aber fielen 600 Bauern unter des Siegers Racheschwert, und weit über hundert Flüchtlinge, die Schutz in einer Kirche suchten, wurden mit derselben verbrannt. Dennoch, als auf einer Tagefahrt zu Elbing man dem Bischoff die entscheidende Frage vorlegte: ob er dem Könige oder dem Orden zugethan bleiben wolle? gab er nur zweydeutige Antworten.

Auf einem Landtage zu Korczin, am Ende des Jahres, fanden sich schon wieder Gesandte von verschiedenen Mächten ein. Die des Tatarchan erneuerten die alte Freundschaft mit alten Worten, und zogen reich beschenkt heim. Der Böhmenkönig wollte Friedensmittler werden, und berief sich auf den Hochmeister,

ſter, der ſchon als Solchen ihn anerkannt. Das will auch ich, verſezte Caſimir, wenn ihr vorläufig mir Culm, Michelau und Pomerellen zuſprecht. Den brandenburgiſchen Sendeboten, in gleicher Abſicht eingetroffen, wich er durch die Antwort aus, daß er bereits mit Böhmen ſich eingelaſſen.

Kindliche Pflichten riefen dießmal den König früher aus Preußen, denn ſeine Mutter war geſtorben. Aber die Verbündeten murrten, denn nur ſelten wird ein Fürſt beurlaubt, menſchlichen Gefühlen nachzuhängen. Geſandte folgten ihm auf dem Fuße, ſchilderten des Volkes Schrecken über ſeinen unverhofften Aufbruch, wagten kühne Vorwürfe, ja Drohungen:

„Wir ſind viel mit Worten vertröſtet, aber die Werke haben ſich alſo nicht erfolget. Gutlos ſind wir ſchon, ſollen wir auch Leiblos werden? Marienburg wird ſo gering geachtet, als ſey es mit Würfeln gewonnen. Steht ihr uns nicht bey, ſo müſſen wir Euch verklagen bey Euren Räthen und der Ritterſchaft, wie gar jämmerlich wir von Euch verleitet worden.“

Caſimir verſchmerzte die bittern Worte, gab freundlichen Beſcheid, verſprechend, alle Leiden mit Gottes Hülfe in Freude und Ueberfluß zu verwandeln: er habe ja noch keinen Pfennig aus Preußen gezogen, ſondern eignes Gut und Blut zu ihrer Rettung daran gewagt, welches ihm doch von vielen durch Treuloſigkeit vergolten worden. Er vertröſtete ſie endlich auf einen beſchloſſenen Landtag, wo er kräftige Mittel zur Fortſetzung des Krieges aufbieten werde. „Nimmer wollen wir Euch übergeben,“ war ſeiner Rede Schluß, „und „würde es von Gottes Willen an Uns gebrechen, ſo „haben wir Kinder und Nachkömmlinge, die werden „Euch nie verlaſſen.“

Die Geſandten ſchlugen vor, die Tatarn herbey zu rufen, und den Verbündeten Marienburg ein-

zuräumen, als Zufluchtsort für alle Bedrängten; allein der König lehnte beydes ab, sich stets berufend auf den nahen Landtag.

Die Preußen hatten Soldaten nöthiger als diesen. Ihre gute Festung Strasburg, schon seit Monden belagert, hielt sich kümmerlich. Sie baten dringend um Kriegsvolk und des Königs persönliche Gegenwart; ja die Hälfte aller Einkünfte wollten sie liefern zu Bestreitung des Zuges; aber warnend fügten sie auch hinzu: wenn er dennoch zögere, so möge er sich hüten, nicht wiederum mit Schimpf zu verlieren, was er so mühsam errungen.

Da sandte der König, zum Entsatz von Strasburg, ein zahlreiches Heer, welches doch nur herbey zu eilen schien, um die Uebergabe zu bezeugen: denn der Feldherr, Peter Dunin, wagte nicht die Ordensvölker anzugreifen, und die Feste, bald aufs äußerste gebracht, öffnete dem Feinde ihre Thore. Für die Preußen ein empfindlicher Verlust.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Die Schlacht bey Zarnowitz.

Geld- und Menschenmangel nöthigten den Orden, 1462.
Köhler und Bauern in Krieger umzuschaffen, ein ungeschicktes Volk, dem er wenig vertrauen durfte. Darum hob Ludwig, bey Annäherung der Polen, die Belagerung von Frauenburg auf. Uebrigens plünderten beyde Theile wie bisher, verwüsteten des Landmanns Ernten, raubten dessen Vieh, steckten Dörfer in Brand, besudelten ihre Waffen und Seelen durch mancherley räuberischen Unfug. Die Polen, Fischhausen zerstörend, verschonten auch die Kirchen nicht. Als die frömmern Deutschen sahen, daß ihre gottlosen Beschützer das heilige Silbergeräth stahlen, da wollten sie, empört durch solche Gräuel, ihre Schwerter gegen die Räuber kehren. Rasch zündeten die Hauptleute das unglückliche Städtlein an, um den Blutdurst gleichsam in Flammen zu löschen.

Seit dem ernsten Kampf vor Conitz war eine Reihe von Jahren verflossen, ohne daß die Streitenden wiederum gewagt hätten, in offener Feldschlacht ihre Kräfte zu messen. Jezt hatte sich der polnische Feldherr, nachdem er die Gegend um Lauenburg gräulich verwüstet, bey dem Kloster Zarnowitz mit einem Heere gelagert, und, um sich zu verstärken, sogar die Köhler aus den Wäldern an sich gezogen. Jener Landstrich bildet fast eine Halbinsel, wo zwischen See und Sumpf die Polen gefahrvoll eingezwängt standen. Plötzlich brach des Ordens Volk aus dem nahen Walde hervor,

Digitized by Google

hervor, und umringte sie gleich einem halben Monde. Der Kern seiner Macht bestand aus schwerer Reiterey, doch waren ihm auch 1300 Bauern und viel Gesindel aus Pommern und Cassuben zugelaufen. Des Sieges schon gewiß, hieben die Ordenssöldner alle Bäume zu Verhacken nieder, auf daß kein Feind entrinnen möchte; und Caspar Nostitz, Einer ihrer Hauptleute, verschwur sich keck: wer einen Fußbreit weiche, der solle sich dem Könige von Polen als leibeigner Knecht darstellen.

Als die Preußen sich dergestalt umzingelt sahen, brachen sie zuerst ihre Wagenburg, dem Feinde ein Treffen bietend. Da blizten alle Schwerter, und mit gleicher Wuth stießen die Kämpfer aufeinander. Stunden lang blieb der Sieg unentschieden, bis endlich der kühne Pole Jassienſky, (gleich dem Schweitzerhelden Winkelried,) von seinem Schilde bedeckt, allein in den Feind sprengte, und dessen Lanzen in Verwirrung brachte. Fritz von Runeck, des Ordens tapferer Hauptmann, fiel. Die Seinigen flohen; der ersten Flüchtlinge Einer, Nostitz der Zungenheld. Die Reiterey gerieth in Sümpfe, hatte durch den Baumverhack sich selbst die Flucht gehindert. So erlitt der Orden eine schwere Niederlage. 2000 Deutsche wurden erschlagen, 600 gefangen, Geschütz und Kriegsbedürfnisse fielen in der Sieger Hände, die wenige Todte, doch viele Verwundete, unter diesen selbst ihren Feldherrn zählten. Am tapfersten hatten die litthauischen Tatarn gefochten, die nemlichen, die auch den kühnen Schomberg in diesem Jahre zurückschlugen, als er das Wagestück unternahm, die Königin selbst zu Rieschow aufzuheben. Mit Beute beladen zogen die Königlichen triumphirend in Danzig ein.

Man hat die Schlacht bey Zarnowitz mit der vor Conitz verglichen, und ihre Folgen waren allerdings nicht

nicht minder wichtig. Zwar, daß die Polen jezt ungestört Pomerellen verwüsten konnten, entschied nichts; allein des Ordens Verlust war jezt schwer, ja fast unmöglich zu ersetzen, und sein Freund, der Herzog von Stolpe, der so eben mit 600 Lanzen ihm zu Hülfe eilte, kehrte, nach erhaltener Trauerbotschaft, schnell wieder um.

Sehr ungleich war sich auch das Betragen der Sieger bey Conitz und bey Zarnowitz. Denn wenn dort die Kreuzherren ihrer Feinde Leichname in die Nogat stürzten, so führten hier die Danziger den tapfern Fritz von Runeck in eine Klosterkirche und begruben ihn stattlich.

Auf einem Tage zu Glogau suchte der Papst durch Georg Podiebrad von Böhmen Frieden zu vermitteln, allein vergebens; denn Ludwig, unter dem abgenuzten Vorwand, er habe seine Räthe nicht bey sich, schickte keinen Gesandten, sondern begehrte Aufschub. Den verweigerte Casimir und schloß mit Böhmen ein Bündniß gegen die Türken, in welchem des Ordens mit keiner Sylbe erwähnt wurde.

Schwer zu enträthseln ist die laulichte Friedensneigung des bedrängten Hochmeisters, zu einer gährenden Zeit, wo die Wiener Bürger selbst ihrem Kaiser die Thore sperrten. Ein polnischer Geschichtschreiber sucht den Grund in der Einnahme von Strasburg, die dessen Hoffnungen neu belebte. Vielleicht wollte der Papst auch dießmal die Kreuzherren nur als seine Lehensträger, das Land als Eigenthum der Apostel Peter und Paul in Schutz nehmen, ein Recht, das ihm der Orden nimmer zugestehen mochte. Aber besser wäre doch gewesen, mit Umgehung strittiger Punkte, sich aus naher Gefahr zu retten. Der Orden hatte ja schon

oft

oft genug bewiesen, daß er, je nachdem der Zeitlauf es heischte, bald dem Kaiser, bald dem Papste, mit dem unfruchtbaren Titel der Oberherrschaft schmeicheln konnte.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Der päpstliche Legat.

1463. So ging auch mit der ersten Sonne des zehnten Kriegesjahres noch immer keine Friedenshoffnung auf. Nur zwischen Dänemark und Preußen war der Waffenstillstand abermals verlängert worden. Doch des Dänenkönigs Groll achtete kein Pergament. Nie konnte er den Danzigern verzeihen, daß sie seinen Mitbuhler um die schwedische Krone hegten. Bald warf er das erlogene Gerücht ihnen vor, Carl habe auf öffentlichen Plätzen Schmähschriften gegen ihn verlesen; bald erregte es seinen Zorn, daß sie ihr Eigenthum gegen seine Freybeuter vertheidigten, oder mit gewaffneter Hand den klaren Inhalt des Beyfriedens aufrecht erhielten. Endlich wurden der Preußen bittere Klagen von den schwedischen Räthen beherzigt; die Dänen selbst versagten dem Könige Beystand; die Schweden neigten sich wieder zu dem vertriebenen Carl; Furcht und Ohnmacht hielten Christians Schwert in der Scheide.

Jezt erschien, als Ruhestifter in Preußen, Hieronymus Erzbischoff von Creta, der päpstliche Legat; ein Mann, dem die Natur jede, dem Friedensmittler unentbehrliche Gabe versagt hatte. Nachdem er einst zu Breslau vergebens auf Geleitsbriefe geharrt, zog er in Deutschland umher, fruchtlose Versuche beginnend,

den

den Kaiser mit Matthias von Ungarn und andern deutschen Fürsten zu versöhnen. Jezt aber nahm der Orden ihn mit freudiger Hoffnung auf. Das Volk, im höchsten Elend, umringte den vermeinten Friedensengel wo er ging und stand, beschwur ihn mit heißen Thränen um Mitleid und Hülfe. Beydes gelobte er den Flehenden, zur Treue gegen ihren rechten Herrn sie vermahnend.

Eine persönliche Zusammenkunft zwischen Casimir und dem Hochmeister blieb des Legaten unerfüllter Wunsch. Den König nannte er seinen geliebten Sohn, aber um dessen Neigung zu gewinnen, hub er mit dem Begehren an, einen geächteten Bischoff von Cracau wieder einzusetzen; und als der König erklärte: lieber wolle er seine Krone verlieren, als einen Bischoff sich aufdringen lassen; da entfuhren dem frommen Manne die Worte: es sey besser, drey solche Kronen gingen zu Grunde, als daß nur Einmal des römischen Stuhles Ansehn geschmälert werde.

Casimir entließ ihn unwillig und er zog zum Hochmeister, dort verweilend, bis er, vom Orden gänzlich gewonnen, auf einem angesezten Tage zu Brzesk, sich wieder einfand, mehr um Gesetze vorzuschreiben, als gütliche Unterhandlung mit kluger Mäßigung einzuleiten. Pius der Zweyte selbst hatte wohl vorausgesehn, daß seiner Vorfahren unaufgehobene Bannflüche die Annäherung hindern möchten, und darum ausdrücklich ihre Wirkung gehemmt; allein dem Bischoff lag die Kirche mehr am Herzen als der Friede. Seine Gesinnung offenbarte er alsobald durch das Verlangen, die Sendeboten des Bundes gar nicht zuzulassen, weil sie mit dem Kirchenbanne noch belastet wären. Als sie aber, trotz seines heftigen Widerspruches, dennoch erschienen, befahl er, alle Kirchen zu verschließen. Die Polen spotteten seiner frommen Wuth. Unter dem

Vor-

Vorwand, einen Sieg zu feyern, läuteten sie muthwillig mit allen Glocken und strömten in die Kirchen.

Hierauf verweigerte er, als seiner Würde unanständig, in der Versammlung auf dem Rathhause zu erscheinen. Zu ihm in's Kloster sollten die Parteyen sich verfügen, und zwar einzeln, denn er wollte die Polen und Preußen nicht zusammen hören. Da wurde ihm freymüthig angekündigt: man verspüre wohl, daß er, statt den Frieden zu beherzigen, selbst die Kriegsposaune blase. Zugleich beschämte man ihn durch aufgefangne Briefe, die den Ordensfreund entlarvten.

Erbittert wollte er zum Könige nach Cracau ziehen, allein es wurde ihm nicht verwilligt, denn man befürchtete mit Recht, er werde dort nur Oel in Flammen gießen. So mußte er endlich nach Breslau wandern, wo er, um seinen frommen Rachedurst zu löschen, Polen und Preußen, die zum Jubelfest dahin zogen, durch Drohungen für den Orden zu gewinnen versuchte, ja sogar sich nicht entblödete, den Weibern die Erfüllung ehelicher Pflichten zu untersagen, bis ihre Männer, von unbefriedigten Begierden gepeinigt, den Nacken unter das Joch beugen würden. Der König stellte ihm vor, das sey nicht der Weg, die Gemüther zu besänftigen; er solle lieber den ungerechten Bannfluch widerrufen. Allein nur für die Zeit der Friedensunterhandlung wollte er sich dazu verstehen. Da verwarfen die Preußen seine Vermittlung gänzlich. Ihre Bischöffe selbst beruhigten die etwa Zaghaften durch Verpfändung ihrer eigenen Seelen. Der König wurde ersucht, statt jenes donnernden Friedensboten, das freundliche Erbieten der Lübecker anzunehmen. Es geschah, und Casimir sagte aufs neue den Verbündeten mächtige Hülfe zu, wobey er tröstend und vertraulich ihnen mittheilte, daß nunmehr, zwi-

schen

schen ihm und den polnischen Herren, alle Bitterkeit und Unwille gänzlich vertragen sey. Ein Beweis, wie selten die oft gerügte Saumseligkeit ihm zum Vorwurf gereichen mochte.

Vergebens bat jezt der Bischoff von Ermeland um Waffenruhe, denn gegen ihn waren die Gemüther, seines Abfalls wegen, am heftigsten erbittert.

Danzig entrann abermals in diesem Jahre der Gefahr eines blutigen Aufruhrs. Als Bootsknechte und Lastträger verkleidet, hatten des Ordens Knechte sich in die Stadt geschlichen, um, vereint mit einem gewonnenen Pöbelhaufen, dem Hochmeister die Thore zu öffnen. Ein Rechtsgelehrter, kürzlich von der hohen Schule aus Welschland zurück gekehrt, vermeinte hier, nach Studenten Weise, mit jugendlicher Keckheit eine glänzende Rolle zu spielen. Aus dem Rathe und der Bürgerschaft war eine große Zahl zu blutigen Opfern bestimmt. Allein Gewissensbisse eines Verschwornen entdeckten den Anschlag am Abend vor der Ausführung. Drey und zwanzig Bürger mußten die Verrätherey mit ihrem Leben büßen. Die ertappten Ordensknechte wurden im Flusse ertränkt oder verschmachteten im Kerker.

Unter den Kriegsbegebenheiten dieses Jahres zeichnet sich die Niederlage aus, welche der Orden an Volk und Schiffen auf dem Haff erlitt, als er das belagerte Mewe entsetzen wollte. Seine ganze Flotte, Tausende von Kriegern und zahlreiches Geschütz büßte der Hochmeister ein. Die Liefländer eilten herbey den Verlust zu ersetzen, mehrten ihn aber nur, von den Elbingern geschlagen.

Die wankelmüthigen Bürger von Holland benuzten einen Augenblick der Abwesenheit ihrer Besatzung, um Heinrich Reuß von Plauen die Thore zu öffnen. Er, zum Dank, zündete die Stadt an allen vier Ecken an, weil er nicht hoffen durfte, ihrer mächtig zu bleiben.

Fast

Fast wäre Ludwig selbst, auf einer frommen Wallfahrt zur Kirche des heiligen Adalbert begriffen, in des Feindes Hände gerathen, und hätte nicht der Burgemeister von Königsberg ihm eilig auf ein Roß geholfen, so würde er mehr als sein Gepäck verloren haben.

Ihm blieb ohnehin, außer seiner Freyheit, wenig zu verlieren übrig; denn auch das herbe Schicksal mußte er noch erleben, daß Berndt von Schomberg, sein treuster Freund, dem er Culm, Strasburg und Althaus verpfändet hatte, jezt ihm abfiel. Der einfache Söldnerhauptmann schloß förmlich Frieden mit drey unumschränkten Fürsten, Masovien, Stolpe und dem Könige, der ihm den ruhigen Besitz jener Pfänder auch dann noch zusicherte, wenn Polen Herr im Lande bleiben würde. Dagegen gelobte Schomberg, nicht allein dem Orden keine Hülfe zu leisten, sondern auch die Schlösser ihm selbst dann nicht auszuliefern, wenn er seine Schuld bezahlen könne und wolle. So weit waren die berüchtigten Verkäufer von Marienburg nicht gegangen; die wollten doch am liebsten Geld vom Orden nehmen, und nur nach mancher Täuschung machte Noth sie endlich hart. Dennoch zeigte Ludwig den seltsamen Folgemangel, diesem Schomberg nach wie vor, seine Freundschaft, sein Vertrauen zu erhalten.

Fast scheint es, minder drückend sey der Kreuzherren Regiment für die Bauern gewesen, oder sie haben treuherziger glänzenden Versprechungen vertraut, denn noch immer verließen sie den Pflug, um mit ungeübter Faust für den Orden zu kämpfen, und so verwandelten sich die vormals blühenden Gefilde immer mehr und mehr in eine Wüste von hungrigen Räuberscharen durchzogen.

Sechs

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Friedensunterhandlungen.

Auch das eilfte Kriegesjahr brachte dem Orden weder 1463
Lorbeerkronen noch Palmenzweige. Mewe mußte sich ergeben. Schrecklich mordeten und plünderten die Polen in der Stadt, trotz heiliger Zusage. Der König, nur zu gelinde, entsezte ihren Befehlshaber. — Aus Friedland zogen des Ordens unbezahlte Söldner, nachdem sie zuvor die Stadt geplündert und in Brand gesteckt. — Der Bischoff von Ermeland unterwarf sich dem Könige. — Alle Anschläge des thätigen Reuß von Plauen mißlangen.

In dieser mißlichen Lage fuhren dennoch die Ordensbeamten fort, die wenigen noch getreuen Unterthanen zu drücken. Der Hauscomthur zu Ragnit schrieb an den Hochmeister: „die Schalauer wollen nicht scharwerken (frohnen), sondern halten mir Ew. Gnaden Verschreibung vor Augen.“ Da er jedoch ihrer Frohndienste nicht entbehren könne, so bitte er, die Verschreibung ihnen wieder abzunehmen. Es findet sich zwar nicht, daß Ludwig in dieß unkluge, boshafte Begehren gewilligt, aber schon die bloße Zumuthung zeigt genugsam, daß eilf kummervolle Jahre den Geist dieser Regierung noch nicht gedämpft hatten.

Damals brach am Rhein eine fürchterliche Pest aus, verbreitete sich schnell, wütete in Lübeck, überzog Dänemark, Schweden, Liefland, Litthauen, Preußen, Pommern. Das Geld- und Menschenreiche Danzig konnte dieser schweren Plage zwanzig tausend Einwohner

ner opfern, und dennoch unentvölkert zu Wasser und zu Lande dem Feinde merklichen Abbruch thun; ja es heißt sogar, Carl Canutson sey mit Kriegsvolk der Danziger und Polen in sein Reich zurückgekehrt.

Nicht allein durch ihre mähende Sichel wurde die Pest für Preußen verderblich; auch der Schrecken in ihrem Gefolge hinderte manche friedliche Zusammenkunft. Auf einer Ebene bey Marienburg wollte man den Frieden unter Zelte laden, aber Niemand getraute sich den erwünschten Gast zu empfangen.

Der Orden litt so großen Mangel, daß er seine eigenen hungrigen Flüchtlinge zurückweisen mußte. In Danzig hingegen herrschte Ueberfluß an polnischem Getreide, man überließ es fremden Seefahrern gegen Salz.

Der im vorigen Jahre getroffenen Uebereinkunft gemäß, wurde zu Thorn wirklich von den Lübeckern, in Gemeinschaft mit Dänemark und mehrern Hansestädten, eine Friedensunterhandlung eröffnet, von beyden Theilen durch stattliche Gesandten beschickt. Nicht mehr als sechszig Pferde durften des Ordens Machtboten in ihrem Gefolge führen, und wurden streng verwarnt, Aeckern und Gärten keinen Schaden zuzufügen. War ein solches Mißtrauen gerecht, so brachte es dem Orden wenig Ehre.

In des Königs Namen empfing man die Vermittler herrlich und mit großem Dank für die weite beschwerliche Reise. „Wir haben sie gern unternommen," sprach der Bischoff von Lübeck, „weil der Orden eine Stiftung unserer Vorfahren, und der Jammer dieses Landes so gar kläglich ist; denn wir sind daher gezogen manche Meile, und haben kein Dorf, Menschen noch Thier gesehn."

Die Volkserbitterung äußerte sich durch Verhöhnung der Ordensgesandten, indem ein Narr sich erdreistete, im weißen Mantel mit schwarzem Kreuz, von

sechs

sechs Buben mit Fliegenwedeln begleitet, das Rathhaus zu umkreisen. Aber laut wurde dieser Pöbelwitz von den Polen mißbilligt.

Casimir nahm, in seiner ausgestellten Vollmacht, bereits den Titel eines Erbelings von Preußen an. Das machte die Feinde stutzig; man schob jedoch vor der Hand diese Beschwerde still aus dem Wege.

Um gegenseitige Rechte zu begründen, huben die Polen ihre Rede mit Lechus, die Kreuzherren sogar von Adam an. Unsere Vorfahren, sprachen jene, haben Culm und Michelau bevölkert; das beweisen die polnischen Namen der Städte und Dörfer, die noch heute üblich sind; darum stehen sie unter dem Kirchsprengel polnischer Bischöffe; darum entrichten sie Zehnten und Peterspfennig gleich andern Polen.

Bloße Namen, erwiederten die Kreuzherren, Kirchsprengel und Zehnten beweisen keine Herrschaft. Wie manche Länder entrichten den Peterspfennig, die nimmer zu Polen gehörten.

Viel Altes, wenig Neues wurde vorgetragen, aber nichts dem Ziele näher bringendes, denn beyde Theile spannten ihre Foderungen noch zu hoch. Die Polen ließen sich verlauten: „ihr König sey ein gütiger Herr, der dem Orden wohl eine Strecke Landes an der Heidenschaft gelegen räumen würde; da möchte er hinziehen und fechten als ihm gebühre.“

Heinrich Reuß von Plauen erwiederte: „wir wollen lieber Alle sterben, ehe denn wir ein Solches gedenken anzugehn.“

Der stolze Mann, erbittert durch solche Zumuthungen, mehr noch vielleicht durch die von den Thornern erlittene Schmach, zog von dannen und weigerte sich umzukehren. Seine Gefährten wurden noch durch Bitten zurück gehalten, ihnen das hintere Land als Friedenspreis geboten; aber sie bestanden auf Marienburg,

burg, Dirschau, Mewe, aus welchen sie künftig die Städte Danzig, Elbing, Thorn, leicht bedrohen konnten. Darum mußten die Vermittler abermals vom Schauplatz treten, um den Schwertern Raum zu machen.

1465. Doch beyde Kämpfer waren schon ermüdet, am meisten der Orden; und als Marienburg fiel, Stargard belagert wurde, der bleiche Hunger durch das wüste Land schritt, Verzweiflung den samländischen Adel sammt den Königsbergern zur Empörung trieb, und Bürgerblut vergossen werden mußte: da baten die Kreuzherren selber, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Sie suchten nur Zeit zu gewinnen, behaupten des Ordens Feinde, doch daß es ihnen Ernst war, beweisen ihre Vorschläge.

In drey Zusammenkünften äußerte Stibor von Baysen der Statthalter: es möge der Orden in Preußen, wie in andern Ländern, Güter besitzen, doch dem Könige huldigen und nur Eingeborne in den Orden kleiden, damit nicht alles Geld wie vormals aus dem Lande geführt würde.

Das schien der Ritter Ehre unzulässig. Ihre Antwort war: ohne Zustimmung der beyden Landmeister stehe nicht in ihrer Macht solches zu bewilligen.

Man bot ihnen Samland, das noch unverwüstet sey.

Ist nicht Samland ohnehin in unserer Gewalt? erwiederten sie.

Manchen bittern Vorwurf sollte die Entschuldigung entkräften: der Hochmeister habe gehandelt als ein beklommener Fürst und vertriebener Herr.

Aus Hochmuth seyd ihr von Thorn weggezogen, meinten jene.

Mit nichten, behaupteten diese, sondern um des Schimpfes willen, uns vom Pöbel zugefügt, und hat der

der Burgemeister nicht sogar erklärt: wenn auch nur eine Kuh ihm wegkäme, so wolle er uns alle verhaften?

Stibor von Baysen versicherte, dem ungestümen Manne sey die trotzige Rede streng verwiesen worden. „Laßt uns," sprach er einlenkend, „laßt uns alle Einem Herrn huldigen, so wird der König dem Orden etliche Dörfer und Höfe, oder ein Stück Land in der Heidenschaft verleihen, ihn auch in seinen Rath nehmen, wie das in Spanien üblich, wo ein Meister in des Königs Rathe sizt. Dann werden nicht, wie sonst geschehn, die Gebietiger ihn überwältigen können."

„Welches Land wollt ihr uns geben?" fragten die Kreuzherren, „wie weit? wie breit? wie lang? wie viel?" und fast beweglich fügten sie hinzu: Liebe Herren, wir sind allzumal Landsleute und Einzöglinge, so bitten wir Euch, daß Ihr unsern Ehren nicht zu nahe greift. Gern wollen wir Frieden schließen, so fern es etwas der Vernunft ähnlich ist. Was Ihr begehrt, das können wir mit Ehren nimmer eingehn, wollen lieber gutlos und leiblos werden. Bietet Ihr doch Samland mit Ausschluß der Städte, Schlösser, Mannschaft, gleich als ein Brot zur Hälfte durchgeschnitten. Ihr wollt den Orden ganz vertreiben, aber gedenkt, das Glück ist wandelbar. Ihr meint Euch gut berathen zu haben, so steht zu wissen, ob es Euch und Eure Kinder nicht gereuen werde. Schon hat sich Königsberg dem Orden unterworfen, weil die Polen Undeutsche zu Regenten sezten. Wir wollen uns nicht mischen mit Windischen Nationen, denn es in dem Lande nimmer wohl steht, wo der Undeutsche das Regiment führt. Doch damit ihr unsern Ernst gewahrt, so bieten wir Euch Culm, Mi-

chelau und Pomerellen, obwohl wir noch vierzehn Städte und Schlösser darin besitzen."

„Die sind in der Söldner Gewalt," erwiederte Bayfen, „die werden es machen wie Berndt von Schomberg."

„Wir wollen ferner," so fuhr des Ordens Sprecher fort, „den König für unsern Beschirmer aufnehmen; doch daß wir künftig keine neue Glieder dem Orden einverleiben sollen, das zu geloben steht nicht in unserer Macht, sintemal der Orden bestätigt ist von der heiligen Kirche."

Aus Unwissenheit oder Jähzorn wurde diese leztere Behauptung von den Verbündeten geläugnet. „Ich sage Euch fürwahr," rief Otto Machwitz, „daß der deutsche Orden nie ist bestätiget, Ihr mögt vorgeben was ihr wollt."

„Papst und Kaiser," fügte ein Anderer hinzu, „nehmen immer Geld und lassen uns zanken."

Jezt erbot der hart bedrängte Orden sich zu einem Opfer, dessen Größe Niemand läugnen wird, den die Geschichte mit dem Geist des Ordens vertraut gemacht. „Gebt uns das Entzogene wieder, so sollt ihr mächtig seyn, Einzöglinge dieses Landes, die es begehren und tüchtig dazu sind, in den Orden zu kleiden, die dann vollkommene Macht haben sollen, gleich deutschen Herren, alle diese Lande zu regieren. Einmal um das Andere soll künftig der Hochmeister aus Einzöglingen gewählt, der König als Schutzherr anerkannt werden."

Dieser Vorschlag, dem Stolze peinlich, der Mach gefährlich, hätte sicher, zwölf Jahre früher, den Frieden herbey geführt. Jezt war es zu spät.

Als

Als man zum Drittenmal in einer Kirche sich versammelte, geschah es mit frommer Feyerlichkeit, um den feindlichen Gemüthern Versöhnlichkeit einzuflößen. Vor dem Altare in der Mitte saß der Bischoff von Ermeland, ihm zu beyden Seiten die Gesandten. Da wurde mit großem Ernst noch Einmal versucht, den Frieden in die geheiligten Ringmauern zu rufen. Die Verbündeten fügten älteren Anerbietungen noch ein Stück vom Elbingschen, Christburgischen und Osterrodischen bey, erklärten aber auch zugleich, daß sie lieber Leib und Leben als Marienburg lassen wollten.

So zerschlug sich Alles. Ein Waffenstillstand auf mehrere Jahre, vom Orden begehrt, wurde klüglich abgelehnt; denn blieb ihm keine Zeit sich zu erholen, so mußte bald der blutige Kampf sich zum Ende neigen.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Friede.

1466. Die Verbündeten irrten nicht. Nach zwölf bangen Jahren errang endlich im dreyzehnten ihre Beharrlichkeit den Oelzweig; doch nur erst dann, als neue Unglücksfälle des erschöpften Ordens lezte Hoffnungen vernichtet hatten.

Der Bischoff von Ermeland, ein zweydeutiger Freund, der wenigstens lange durch Unthätigkeit nüzte, verband sich jezt mit Polen zu offenem Angriff. — Ein Söldnerhauptmann schloß eigenmächtig Waffenstillstand mit dem Feinde. — Vierzig Schiffe der Liefländer strandeten. — Siebenhundert ihrer Reiter eilten landwärts herbey; die Samayten sperrten ihnen den Weg durch Verhäcke in den Wäldern. Flugs zogen sie hinab an's Meeresufer. Da geriethen sie in tiefe Gruben mit Zweigen und Erde bedeckt. Die meisten wurden erschlagen. Was in die Wälder floh, tödteten Hunger und Kälte. Andere suchten Rettung auf einem schwach gefrornen See, der sie verschlang. Nur zwey entrannen, ihres Unglücks Boten.

Stargard ging verloren; Königsberg wurde bedroht; Conitz belagert und erobert, trotz vergifteter Pfeile, mit welchen ehrlose Verzweiflung aus der Feste schoß.

Jenseit

Jenseit der Weichsel blieb dem Orden nichts mehr übrig. Von Deutschland war er abgeschnitten, keiner Hülfe mehr gewärtig. Da demüthigte sich endlich der stolze Hochmeister, bat schriftlich den König um Frieden, die Litthauer um Verwendung, und foderte sogar seinen Feind, den gehaßten Bischoff von Ermeland, dazu auf.

Casimirs lezte, mit Erfolg gekrönte Anstrengungen, wurden durch eine männliche Vorstellung der Verbündeten bewirkt. „Wir sind so verarmt," sprachen sie, „daß wir nur noch die rothen Mauern um uns haben. Wollt Ihr uns eine gute Antwort geben, so haltet auch was Ihr verheißt; denn wir werden daheim von den Unsrigen verspottet, weil selten erfolgt, was wir in Eurem Namen zugesagt. Marienburg habt Ihr einem Fremdling übergeben, gleich als dürftet Ihr uns, Euren geschwornen Mannen, nicht vertrauen. Schon gleicht das Schloß einem Stalle, kein Ziegel auf den Dächern, die Brücken ungebessert. Das Volk murrt: „Thut unser Herr König also im Kriege, da er unser noch bedarf, was wird geschehn im Frieden?" — Unsere Rechte habt Ihr zu mehren gelobt, nicht zu mindern. Nun aber müssen wir von Knechtes Knechten mancherley Uebermuth dulden. Polen und Preußen sollen Brüder seyn. Um der Sklaverey zu entrinnen, haben wir den schweren Krieg begonnen, und sind nun Sklaven mehr als je zuvor. Der Gast verzehrt was dem Wirthe gebührt. Jener ist Herr, dieser Knecht. Der Burggraf achtet nicht einmal des Statthalters Geleite. Der Unsern Armuth ist so groß, daß sie keine Klage an Euch bringen können, weil es ihnen gebricht an Reisezehrung. — Wir fodern Gerechtigkeit, denn wo die mangelt, da werden Könige und Fürsten aus ihren Ländern vertrieben. —

Nicht

Nicht ohne Bewilligung der preußischen Räthe Güter zu verleihen, hat Eure Gnade uns zugesagt, doch seyd Ihr so leichtfertig, fremden Gästen Städte und Schlösser einzuräumen, davon zu besorgen, daß ewige Raubschlösser im Lande bleiben werden. — Die armen Leute im Werder gehn zu Grunde, durch ungebührliche Frohndienste gedrückt, und weil die Dämme, gegen Eure Verheißung, ungebessert liegen. Wollt Ihr alles das nicht wandeln, so müssen wir selber helfen."

Auf diese harten, von Verzweiflung ausgepreßten Vorwürfe, antwortete Casimir persönlich mit großer Milde; versprach seine Gegenwart in Preußen, Endigung des Krieges, Abhülfe aller Beschwerden. Die bitterste derselben — das Regiment der Fremdlinge in Schlössern mit preußischem Blut und Geld erkauft — hatte er schon früher zu beseitigen versucht, indem er zu Elbing schriftlich erklärte: nur Kriegesnoth habe ihn dazu vermocht, und es solle für die Zukunft ohne Folgen bleiben.

Dem Papste mochte seines Eretenser Bischoffs unkluger Eifer zu Ohren gekommen seyn, denn Hieronymus wurde abgelöst von einem andern Legaten, der seinen Beruf zu diesem Geschäft durch parteylose Unterhandlung zwischen Ungarn und dem Kaiser schon beurkundet hatte, jezt aber seine Ankunft zu Breslau dem Könige meldete.

„Wollt Ihr als Mittler ihn zulassen?" befragte Casimir die Verbündeten.

„Will er, versezten sie, gleich seinem Vorgänger in der Sache handeln, so däucht uns nicht gerather, daß man ihn zulasse. Wollte jener doch sogar von dem Euch geschwornen Eide uns entbinden. Will aber

dieser

dieſer billigen Frieden ſtiften, ſo ſey er willkommen."

Rudolph Biſchoff von Lavante kam, und zeigte alſobald, daß ihn ein anderer Geiſt beſeelte, oder eine andere Vorſchrift leitete. Pius II, Caſimirs Feind, war nicht mehr. Paul II. wollte Georg Podiebrad, als einen huſſitiſchen Ketzer, des Thrones berauben. Er bot die böhmiſche Krone faſt allen Nachbarn an, und ſtellte ſeine Hoffnung beſonders auf Polen, wenn nur Preußen erſt beruhigt wäre. Darum vielleicht verſprach der Legat ſogleich, uneingedenk des Bannes, in Gegenwart der Preußen Gottesdienſt zu halten, und hub zu Thorn damit an, daß er den König bat: „er wolle dem Orden Frieden ſchenken, ſich gnädiglich und handelig finden laſſen, nicht anſehn Macht oder Glück; und zwar allein um Ehre willen des päpſtlichen Stuhles und fleißiger Bitte ſeiner einfältigen Perſon. Er, der Legat, ein wahrer Friedensbote, wollte mit lauterem Herzen, keinem Theile zu Liebe oder Gunſt, das fromme Werk betreiben."

Das gute Wort fand Eingang. Caſimir bezeigte ſich freundlich und willig, wartete, trotz der herrſchenden Peſt, auf den zögernden Hochmeiſter, und als Ludwig vorſchlug, die Friedensunterhandlung von Thorn nach einem andern Orte zu verlegen, gab er augenblicklich nach. Berndt von Schomberg, der abgefallene Söldner, war Ludwigs Machtbote bey dieſem Zwiſchenhandel.

Zu Neſſau verſammelten ſich nunmehr die Bevollmächtigten. „Es iſt unſere Meinung nicht," ſprach der König, „den Orden gänzlich aus dem Lande zu vertreiben. Er möge Samland behalten, ſo fern er ſich in unſere Gnade fügen will."

„Habt

„Habt Ihr doch," entgegnete der Legat, „vormals schon ein Mehreres geboten; so vertraue ich, daß Ihr, um des heiligen Vaters willen, dessen Person ich vorstelle, den Kreuzherren lassen werdet, was sie nun besitzen, auch dem Hochmeister vergönnen, daß er sich persönlich vor Euch demüthige."

Da fügte der König, aus Achtung für den Papst, noch die drey Städte Königsberg und mehrere Gebiete hinzu, doch bedingend, daß der Orden ihm huldigen solle. Im Verfolg der Unterhandlung mehrte er abermals die Zahl der Ländereyen, nur die Uebergabe von Marienburg schlug er beharrlich ab.

Der fromme Orden bestand wenigstens auf die Zurückgabe der köstlichen Reliquien von St. Barbara und des heiligen Kreuzes, — allein was jezt dem Sieger römische und griechische Kunstwerke, das waren ihm damals heilige Ueberreste modernder Gebeine. Des Königs erschöpfte Geduld drohte den Handel abzubrechen. Nur vergönnte er dem Legaten noch, selbst zum Hochmeister zu ziehen, damit nichts unversucht bliebe.

Der Orden wandte ein: er sey unmittelbar dem Papste unterworfen, folglich nicht befugt, dem Könige zu huldigen. Diese Bedenklichkeit hob der Mittler durch Beyspiele anderer, die auf ähnliche Weise dem Papste sowohl als einem weltlichen Oberherrn pflichtig waren. Seufzend gaben die Ritter nach.

Der Legat kehrte zurück. Von der heiligen Barbara war nicht mehr die Rede: nur hatte sich Ludwig noch einige zeitliche Vortheile ausbedungen. Gleichsam kniend bat der Bischoff jezt, dem Blutvergießen ein Ende zu machen; nicht länger noch, um eines Schlosses oder Gebietes willen den Frieden zu verzögern;

gern; dafür zum Lohn den ewigen Frieden zu erwerben. Casimir gab nach.

Der Hochmeister kam nun selbst nach Thorn. Die Preußen mußten den Verarmten zu diesem Zuge nothdürftig ausrüsten, denn, nach dem Zeugniß eines gleichzeitigen Schriftstellers, konnte er nur mit Lumpen sich noch bedecken, und die Chronik fügt die drollige Bemerkung hinzu: er habe nicht einmal einen Narren mehr besolden können, da doch zuvor jeder Comthur seinen eigenen Narren gehalten. — Vornehme Polen ritten ihm entgegen, wollten ihm den sauren Gang durch einen stattlichen Empfang versüßen.

So wurde endlich, nach dreyzehn blutigen Jahren, der ersehnte Friede geschlossen am 19ten October 1466. Die Preußen murrten dagegen, denn sie hätten gern den Orden ganz vertrieben. Auch der Bischoff von Ermeland und einige von des Königs Räthen murrten, denn nach ihrer Meinung würde Casimir, nach der Einnahme von Conitz, mit leichter Mühe ganz Preußen erobert haben; allein die Polen erklärten ihre Zufriedenheit, denn ihr alter, gefährlicher Feind war vernichtet; sie erhielten das culmische Land, Michelau und Pomerellen, sammt den vornehmsten Städten, Thorn, Danzig, Elbing, Marienburg, die Bisthümer Culm und Ermeland. Der Orden mußte huldigen. Dagegen verblieb ihm der übrige Theil von Preußen. Der Hochmeister wurde polnischer Fürst und Reichsrath, mit Bestimmung eines Ehrenplatzes dem Könige zur Linken. Auch die Gebietiger, von ihm empfohlen, sollten aufgenommen werden in den Rath. Unterhandlungen mit fremden Fürsten, ohne Zustimmung des Lehnsherren, blieben dem Orden untersagt. Die Hälfte der Kreuzherren und

Ordens-

Ordensbeamten sollte künftig aus Polen bestehn. Das Recht den Hochmeister abzusetzen ging verloren. Der Neuerwählte sollte den Huldigungseid nach sechs Wochen leisten; in jedem Kriege des Ordens Fahne unter dem polnischen Heere wehn. Allen Ungehorsamen ward verziehen; alle Flüchtlinge und Verbannte durften zurückkehren in ihr Eigenthum.

„Was die Kreuzherren besitzen," hieß es unter andern, „oder künftig erobern mögen, alles soll mit unserm Reiche Einen Körper bilden, Ein Geschlecht, Ein Volk, durch enge Bande verknüpft, keinen andern Herrn über sich erkennend, als nur den Papst in geistlichen Dingen. Wir wollen keine Bündnisse schließen, ohne des Hochmeisters Rath und Willen; er aber soll, uns unbewußt, keinen Krieg gegen Rechtgläubige beginnen. Neuer Zölle oder Auflagen soll er sich enthalten, so wie wir ein Gleiches geloben. Diesen Frieden zu vernichten, soll keine Macht auf Erden vermögen, weder Papst, Kaiser noch Concilium."

So lauteten die wichtigsten Puncte eines harten Friedens, der, ohne des Legaten sanfte Vermittlung, schwerlich dem Orden ein kraftloses Daseyn würde gefristet haben. Auch Wilhelm von Eppingen, jener wackere Mann, den Conrad von Erlichshausen sterbend zu seinem Nachfolger empfahl, befand sich unter den Ordensgesandten, und unterzeichnete eine schimpfliche Urkunde, die er, das Ruder führend, wohl nie veranlaßt haben würde.

Auf dem Wege nach Thorn mußte der gebeugte Hochmeister noch den Schimpf ertragen, daß die Braunsberger, auf ihres Bischoffs Befehl, ihm die Thore verschlossen. Kaum seine Wagen ließ man durch die Stadt, er selbst mußte durch den Fluß reiten. Bey

seiner

seiner Ankunft zu Thorn reichten ihm der König und alle Hofleute die Hand; dasselbe that auch jener Bischoff, doch Ludwig zog die seinige unwillig zurück, bis der König beyder Hände selbst vereinigte. „Aber,“ sezt die Chronik hinzu, „wie ihre Herzen gesinnt waren, das weiß Gott!“

Nach unterzeichnetem Frieden nahte sich der Hochmeister dem Könige das Knie beugend. Casimir hob ihn schnell auf und weinte.

Der Friede wurde in deutscher und polnischer Sprache verlesen. Der König wie der Hochmeister wiederholten mit lauten Worten ihre Zustimmung. Dann knieten beyde vor dem Legaten, und schwuren auf das Kreuz ihn unverbrüchlich zu halten. Dasselbe thaten die gegenwärtigen Bischöffe, Räthe, Woywoden und Comthure. Dann umarmte der gerührte König den Hochmeister zu mehreren Malen, und ging mit ihm in die Kirche unserer lieben Frauen. Der Legat hielt das Hochamt. Der ambrosianische Lobgesang ward angestimmt. Ein Gastmahl auf dem Rathhaus beschloß die Feyerlichkeit.

Bewegt durch Ludwigs Armuth, schenkte ihm der König, Rosse, Marderpelze, Silbergeräth, auch 15000 Gulden, war aber selbst so dürftig, daß er von dieser Summe nicht mehr als 150 baar entrichten konnte.

Wohl mochten Thränen die Urkunde benetzen, denn sie war theuer erkauft. Bey des Krieges Anfang zählte Preußen 21000 Dörfer, jezt nur noch 3000, und auch diese Menschenleer. Viele Städte lagen in der Asche, die Felder wüst, 119 Kirchen in Trümmern, die übrigen verödet. Die erschlagenen Polen wurden nicht aufgezeichnet, aber 85000 Söldner bluteten

für

für den König. Das Ordensheer, in seiner größten Stärke, betrug 71000 Mann, jezt nur noch 1700. Die Tausende der geopferten Bauern wurden nicht einmal gezählt. Von 15000 durch die Danziger besoldeten Kriegern waren noch 161 übrig. Fast 2000 Bürger oder Bauern aus dem Sadtgebiet wurden von ihren Familien beweint. Der Elbinger Söldner, 5800 an der Zahl, waren geschmolzen bis auf 700. Die übrigen Städte und Dörfer zählten 90000 Erschlagene. Doch blieb der Pest, wie dem Hunger, noch viel zu morden übrig, und ungezählt flohen Tausende über die rauchende Gränze. Alle Hausthiere waren verschwunden; Bären, Wölfe, hatten sich furchtbar vermehrt.

Fast eine Million Ducaten wandte der König auf; der Orden mehr als 700000. Die Danziger erlegten über 700000 Mark; ihre minder mächtigen Bundesgenossen zusammen gegen anderthalb Millionen.

„Ach Gott!“ rief Casimir, als man dieß Alles ihm vorlegte, „ist auch das Land so viel Christenblutes und Geldes werth zu achten?“ — Durch reiche Zufuhr von polnischem Getreide verschafte er seinen neuen Staaten wohlfeile Zeit, aber Menschen konnte er nicht erwecken. Feldarbeiter, Handwerker, waren selbst um hohe Preise nicht zu finden.

Gesandte von beyden Theilen erhuben sich nach Rom, die päpstliche Bestätigung und einen Cardinalshut für den Friedensmittler auszuwirken. Auch sollte der Orden erklären: freywillig sey Alles geschehn, und was etwa den Ordensgesetzen zuwider möchte befunden werden, das sollte ein päpstliches Machtwort ausgleichen. Paul II. gewährte das Erbetene.

Der

Der klaren Friedensbedingung zum Trotz, weigerten sich die übermüthigen Danziger, ihren Verbannten die Thore der Vaterstadt wiederum zu öffnen. Nicht der Krieg, gaben sie vor, sondern Verbrechen gegen die Gesetze und den hanseatischen Bund, zog ihnen die gerechte Strafe der Verbannung zu. Zwey und zwanzig Unglückliche mußten der Hoffnung entsagen, ihr Vaterland wieder zu sehn. Weit eher betrug sich der König. Manche Polen flüsterten ihm zu, er solle schreckliche Rache an Conitz nehmen, um der Treue willen, die es dem Orden bewiesen; aber Casimir verwarf die niedrige Eingebung, denn Treue wußte er auch am Feinde zu schätzen.

Wie sehr der schimpfliche Friede den Rittern am Herzen nagte, bewies eine Unbesonnenheit des klugen Heinrich Reuß, der kurz darauf, durch Elbing ziehend, daselbst ein Nachtlager hielt. Das Volk lief zusammen, um seinen alten Comthur zu sehn, denn es ging ein Gerücht, er habe im Kriege ein Auge eingebüßt. Da trat er unter die Thür der Herberge, mit lauter Stimme rufend: „Seht mich nur an, ihr Ungetreuen unserer lieben Frauen! Hier stehe ich, manchem guten Herzen zur Freude, manchem Bösewicht zum Stachel, daß sie uns nicht vertreiben können. Warlich! wenn einst Christus wird zu Gericht kommen, da werden Hans und Gabriel von Bayfen das Feldpanier der Verräther tragen.“

Diese eben so unkluge als ohnmächtige Rache veranlaßte einen Volksauflauf, der vom Bischoff und dem Rathe nur mit Mühe gestillt wurde.

Der bekümmerte Hochmeister überlebte den Frieden nur kurze Zeit. Zum Regenten war er nicht geboren, wie sein wackerer Vetter wohl voraus sah. Trunk

und

Digitized by Google

und Wollust hatten ihn entnervt, und als ein blindes Werkzeug in seines Oheims Hand gegeben. Was man in jenen Zeiten sorgfältige Erziehung nannte, hatte er genossen, denn er verstand ein wenig Latein, und seine Höflichkeit wird gerühmt. In ruhigen Zeiten, in besseren Händen, würde er vielleicht in die Reihe der ungepriesenen, doch ungetadelten Regenten getreten seyn, denen weder Fluch noch Segen folgt, weil ihr günstiges Schicksal sie ungeprüft vorüber führte. Dann würde die Geschichte von ihm nichts weiter melden, als daß er, löblich fromm, ein Fest vom heiligen Speer und Nagel eingeführt.

Preußen hatte nun seine Selbstständigkeit verloren, wurde polnische, dann brandenburgische Provinz, und — um jenes großen Verlustes gleichsam zu spotten — ward ihm von des Glückes Eigensinn die Ehre zugetheilt, allen Besitzungen des Hauses Brandenburg seinen Namen zu leihen, ja sogar die Königswürde an ihn zu knüpfen.

Vor diesem vernichtenden Frieden behauptete Preußen einen hohen Rang unter den europäischen Staaten, errungen durch langes Zusammenwirken physischer und moralischer Kräfte. Papst und Kaiser bezeigten Achtung für den Orden, dessen Kreuz die edelsten Geschlechter schmückte; dessen Tapferkeit, wie sein romantischer Ursprung, die Gemüther mit Ehrfurcht, die Phantasie mit wunderbaren Bildern füllte; dessen Besitzungen von der Narova bis zum atlantischen Meere in allen Ländern Europens zerstreut lagen; der die Frommen durch seiner Stiftung Zweck, die Tapferen durch seinen Ruhm bestach. Preußen war das Land, wo, Jahrhunderte hindurch, jeder Krieger Ehre, jeder Abenteurer Glück suchte; wo das Erworbene durch kein Faustrecht verkümmert wurde,

während

während Deutschland unter der Herrschaft adlicher Raubschlösser seufzte. Auch unter den Handelsstaaten behauptete Preußen einen Ehrenplatz. Reichthümer gewährte ihm der nordische Handel, Schutz die mächtige Hanse. Daher der Strom von Einzöglingen, der nach Preußen immerwährend sich ergoß, als in ein gelobtes Land.

Und was wurde nun aus diesem schönen Lande? — eine Wüste, mit zerstörten oder entvölkerten Wohnungen besäet; eine Wüste, wo noch Jahrhunderte später, in dicken Wäldern, auf unfruchtbaren Haiden, das Auge Spuren der gesegneten Fluren fand, deren Früchte einst des Landmanns Scheuren füllten.

Wahr ist freylich, des Ordens Uebermuth und Zügellosigkeit hatten dem Bunde gerechten Vorwand geliehen; doch im Gefühl seiner Stärke, überschritt er bald mit gleichem Uebermuth die zarten Gränzen der Selbstvertheidigung; kannte kein Maß mehr für seine Foderungen; trachtete die Herrschaft zu theilen; würde auch dann noch, unbefriedigt, nach Alleinherrschaft gestrebt haben; und wäre ihm das gelungen, so läßt der Geist, der ihn beseelte, wohl mit Recht vermuthen, daß die Regenten nur zu bald an verhaßter Willkür selbst die Kreuzherren würden übertroffen haben.

Große Lehre für die Nachwelt! Was der Unglückliche tugendhaft anhebt, das endigt der Glückliche mit Frevel; denn jede Stunde wandelt des Menschen Gemüth. Darum soll ein rechtliches Volk zögern so lange es vermag, ehe es zu Gewalt schreitet. Die Frucht schimmert, der Geschmack ist bitter, die Wirkung Gift.

Was

Was errangen die Preußen?

Dreyzehnjährigen Jammer — kurzen Siegestaumel — das Joch einer fremden Nation — Zerrüttung ihres Vaterlandes — den Fluch ihrer Nachkommen! denn die Geißel, dem Orden entrissen, wurde in der Hand der Polen zu Skorpionen!

Ende des vierten Theiles.

Digitized by Google

Historische
Belege und Erläuterungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zum ersten Kapitel.

Zwist im Innern des Ordens.

Zahlreiche Urkunden sind die Quellen dieses Kapitels. Ich übergehe die der Schloßbibliothek, vom Professor Kreuzfeld aufgefunden, und vom Herrn v. Baczko in seiner Geschichte benuzt. Hieher gehören vorzüglich die Nummern 1003, 1663, 1683, 1789 der Briefsammlung, wie auch Fasc. Fol. II. Pars III. n. 34.

Die Urkunde, durch welche Paul den Deutschmeister förmlich seines Amtes entsezte, befindet sich im geheimen Archiv, n. 163. Die angeführten Gründe: er sey ungehorsam auf des Hochmeisters Ladung nicht erschienen, obgleich der leztere kein Mittel unversucht gelassen, die Schelung beyzulegen. Darum erklärt er ihn, kraft päpstlicher Macht und erster Einsetzung des Ordens, seines Amtes verlustig; befiehlt allen Brüdern, Pfarrern u. s. w. ihm nicht mehr zu gehorchen; schickt den Comthur von Graudenz und den Pfarrer zu Thorn, sie ihres Eides zu entbinden, gleichwie er und sein Kapitel sie dessen schon entbunden haben. Er gebietet, zur neuen Wahl zu schreiten, worauf er, aus zwey Gekohrenen, Einen bestätigen wolle. Die Urkunde ist im Jahr 1438 ausgestellt, doch sehr von Moder angegriffen.

Besonders wichtig und von keinem Schriftsteller gekannt, sind zwey römische Urkunden in dieser Sache, von welchen hier ein Auszug folgt. Die Erste (n. 1080 des geh. Archivs) hebt also an:

Eugenius etc. Dudum siquidem ad notitiam nostram deducto, quod dilectus filius Eberhardus de Sanlsheim preceptor Alemannie dicti ordinis, qui-

busdam exquisitis coloribus et litteris a centum annis et ultra anno habentibus potestate editis nec unquam quod in memoria hominum extet effectum sortitis jurisdicionem habere pretendens in dilectum filium Paulum generalem magistrum dicti ordinis, ipsum citari fecisset ut infra tres menses nonnulla ad salutem et pacem dicti ordinis per dictum magistrum cum suis preceptoribus prelatis nobilibus et communitatibus (also die drey Landstände erkennt der Papst hier an) edita revocaret ceteraque alia faceret, que in litteris hujusmodi citationis possunt clarius apparere; que paterno considerantes affectu et ex hujusmodi controversia multa mala, dissensiones et scandala in ipso ordine provenire posse formidantes, scripsimus prefato Eberhardo omni cum caritate ipsum exhortantes ac monentes, ut ab hujusmodi nouitatibus, que possunt multorum et grauium malorum et discordiarum materiam et originem preparare, prorsus abstinere vellet, et si qua in parte se grauatum putaret, ad nos et sedem apostolicam, cui omnis anima subesse dinoscitur, pro justitia recursum haberet, prout in litteris nostris, quas ad ipsum destinauimus, et quarum tibi (dem Hochmeister) copiam presentibus mittimus alligatam, latius continetur. Quibus litteris prefatus Eberhardus minime obtemperandi occasionem querens, dixit litteras hujusmodi preter scientiam et intentionem nostram emanasse, quod cum ad nostram notitiam euenisset, eidem alias litteras dedimus etc.

Nun kommt er auf die Liefländer, die sich erdreistet, den Heinrich Notleben zu verwerfen, in ipsius religionis non parum scandalum ac Constitutionum vilipendium et contemptum. Das sey gefährlich nisi matura seueritate animaduersione prefatas rebelliones comprimere cura nobis sit. Noch Einmal soll der Hochmeister die Güte versuchen. Im Fall sie fruchtlos bliebe, trägt der Papst ihm auf, ut omni solennitate juris omissa ac sola facti veritate inspecta, diebus feriatis et non feriatis, mit größter Strenge ver-

verfahre, und den Liefländern einen Termin vorschreibe, binnen welchem sie den Heinrich Notleben (den er immer Natleben nennt) als ihren rechten Meister anerkennen sollen. Wer sich dagegen sezt, etiam si archiepiscopali episcopali uel alia quacunque prefulgeat dignitate, (man sieht hieraus auf welche Seite die liefländischen Prälaten sich neigten) der soll per censuram ecclesiasticam u. s. w. gezwungen werden, und kein privilegirtes forum ihm zu statten kommen. Alle Verbindungen zwischen Eberhard und dem Meister von Liefland, die auf Ungehorsam und Schmälerung des hochmeisterlichen Ansehens abzwecken, soll Paul vernichten, selbst wenn sie eidlich eingegangen wären, indem ein solcher Eid nur in detrimentum religionis predicte geleistet worden sey. Zulezt macht der Papst sich anheischig, Alles zu genehmigen, was der Hochmeister in der Sache thun und beschließen werde. Gegeben zu Florenz 1438 den 17ten Kal. Aprilis, seines Papstthums im 9ten Jahr.

Die zweyte Urkunde befindet sich im geh. Archiv n. 992 und enthält den richterlichen Ausspruch, den Antonius Bischoff von Ostia, und Nicolaus presbyter cardinalis, kraft päpstlicher Vollmacht in der Sache gefällt. Wenn Sanesheim nicht binnen zwanzig Tagen zu seiner Pflicht zurückkehrt; so sollen die deutschen Ordensgüter eingezogen und 1000 Mark reines Silbers an die päpstliche Kammer erlegt werden, von welcher Geldbuße auch dem Hochmeister ein Theil zugesprochen wird. Allen Anhängern des Empörers wird mit Excommunication und Confiscirung ihrer Güter gedroht. Datum et actum Florencie in conuentu omnium sanctorum ord. humiliatorum. (Das Datum ist unleserlich, die Jahrzahl vermuthlich 1438.)

Die merkwürdigen Klagen der Liefländer enthält der Anhang einer handschriftlichen plattdeutschen Chronik, welche mir vom Herrn Secretair Justus Riesenkampf zu Reval mitgetheilt, und schon verschiedenemal von mir angeführt worden. Ich liefere daraus noch folgendes zur Erläuterung:

Zugleich

Zugleich mit Cziso von Rutenberg sey Goswyn von Welmede, ein Westphälinger, gekohren worden, der auch der tüchtigste und weiseste gewesen; allein man habe aus des verstorbenen Meisters Kammern ein Kästchen mit Geld, und aus seinem Stalle zwey der schönsten Hengste genommen, um sie dem Hochmeister zu bringen, worauf dieser den Cziso bestätigt. Arndts liefländische Chronik weiß nichts von dieser zwiespältigen Wahl. Nur Einmal (p. 129) nennt er einen Goswyn von Veldmede als Revalschen Comthur, doch nur als Zeuge bey einem Vertrage mit dem Erzbischoff.

Höchst auffallend ist die Behauptung der Riesenkampfischen Chronik, Franke Kersdorp sey von Geburt kein Edelmann gewesen. Vergleiche Arndt p. 131. not. a. — Dessen Habsucht wird mit folgenden Thatsachen belegt: Es starb ein Comthur zu Velyn, der hinterließ 30000 Mark an Golde, 600 löthige Mark Silbers, und Tafelgeschmeide, dat all in des Meisters Kammer quam to Ryge. Dasselbe geschah mit dem Nachlaß eines Vogts zu Jerwen, eine Tonne voll Geld und mehr als 100000 Mark. Solche Reichthümer konnten die Edelmönche trotz ihres Armuthgelübdes erwerben. Arndt meint (p. 132. not. e.), Paul habe sich nicht getraut, die fette Erbschaft den rechten Erben zu entziehen. Arndt vergaß, daß eines der strengsten Ordensgelübde den Rittern alles Eigenthum untersagte. Die Liefländer hatten ganz Recht, diesen Schatz als dey Ordenscasse gehörig zu betrachten. Aber freylich sagt schon der naive Russow: „mancher ließ seinen Finken nach Hause fliegen."

Ueber den Tod des Franke Kersdorff sind die Geschichtschreiber getheilter Meinung. Diese Chronik entscheidet, indem sie, bey Erwähnung des Vorwandes, dessen Paul sich bedient, nemlich der Unsicherheit von ihres Meisters Tode, also spricht: wowoll dat apenbar waß dat he todt bleff.

Pauls Antwort wegen der Statuten ist also ausgedrückt: se weren undochtig und erdacht, und he en welde der nicht achten. Von der Zwietracht, die Paul in Liefland stiften wollen, heißt es: dat

dat doch mit der Hulpe Gades wedderstanden warth. Darauf habe er beschlossen die Liefländer zu bekriegen wedder Godt, syne ere, syner selen salicheit und wedder unsirn Orden. Den Hauptmann zu Samayten soll Paul haben warnen lassen durch den Comthur zu Memel, Johann Reibnitz, dat he sic darna wyste to richten.

Am Schluß jener harten Klagen foderten die Liefländer von Paul 150000 Gulden und 3000 Mark Silbers, wodurch zwey Bestätigungen von ihm erkauft worden; ferner eine geliehene Summe von 27000 Mark und Schloß Memel, wofür sie dem Bischoff von Curland Schloß Nyggehuß (Neuhaus) mit vielen Dörfern abgetreten. Endlich noch 20000 rigische Mark, Unkosten in allerley Händeln, die, ohne ihr Verschulden, er ihnen zugezogen.

Die Ladung des Deutschmeisters nahmen die Liefländer für eine Suspension vom Amte, denn sie erklärten, sie wollten des Hochmeisters Bestätigung nicht upnehmen der wyle dat he stunde in Ladinge des Meisters von duzschen Landen.

N. 156 des geh. Archivs ist ein Transsumpt des Bischoffs von Pomesan, einer, im Kloster Oliva 1439 ausgestellten Urkunde, welche die friedlichen Bemühungen der Sendeboten zu Mergentheim und Frankfurt erzählt. An der Spitze der Friedensstifter, von Seiten des Ordens, stand Heinrich Reuß von Plauen, und unter den übrigen ragt Conrad von Erlichshausen hervor, damals noch Comthur zu Thorn. Der Gebietiger waren überhaupt sechs, sammt dem Pfarrer Ruperti aus Danzig. Ueber diese große Anzahl, heißt es, sey Eberhard erschrocken. In dem Geleitsbrief, von ihm selbst entworfen, verlangte er: daß man ihm seine Würdigkeit nicht abbrechen sollte, wie bisher geschehn. Der Hochmeister müsse erklären, wofern das Geleite gebrochen werde, aller Würden und Ehren verlustig zu gehn, und nie wieder dazu gelangen zu können. So beleidigend dieses Mißtrauen eines Bruders gegen Brüder war, so sezten doch die Abgeordneten den Brief nach seinem Willen auf, (ich besitze davon eine gleichzeitige Abschrift)

Abschrift) der unter andern enthielt: „Wir gelobn, das wir in gütlich wellen uffnemen, halden und frundlich handeln, als einen obersten Gebietiger tzu deutschen Landen" und wenn das Geleite gebrochen würde „und wir das ungestraft ließen, so wollen wir, mit sammt unsern Gebietigern als Uebertreter von ere und treue verwirkt und gehalten werden." Am Ende war noch die Versicherung angehängt, ein großes Kapitel zu halten, und eine gemeine Visitation anzuordnen. Den lezten Punct strich Eberhard durch.

N. 518 des geh. Archivs begreift die Verhandlung zum Sunde, wo Pauls Machtboten mit den Worten schieden: „Das ir uns ein regiment alleyne zu Prewssen setzen weldet, das deuchte uns gar unbillich, sindemale wir allesampts ir mit uns eynes ordens under eyner regel eyn Kreuze tragen, und vielleichte semliche (manche) andere wol so aber mer gebrechlich und strefflich sien, als euch bedeucht das wir sien."

Von Sansheims Vorschlägen besitze ich selbst eine gleichzeitige Abschrift. Sie sind merkwürdig wegen verschiedener Ausdrücke, die Verhältnisse des Ordens zu Papst und Kaiser betreffend, welchen die Hochmeister selbst so gern und oft eine schwankende, beliebige Deutung gaben. Hier ladet Sansheim vor das Concilium zu Basel, „das die heilige Kirche bedeutet von der unsers Ordens Bestetigung hergeht, und da wir und unser Widerpart incorporirt sind, und darinne von beyden Theilen geschworen haben." Oder vor den römischen König Albrecht „dieweil denn unser Orden dem heiligen römischen Reich mannichfaltig gewidempt begabt gefreyt und ausgezezt ist, und sunderlich dazu gehört." — Sonst schlägt er noch als Schiedsrichter folgende vor: Maynz, Trier, Cöln, Pfalzgraf bey Rhein, Herzog von Sachsen, Marggraf von Brandenburg, Bischöffe von Bamberg, Worms, Eichstädt, Augsburg, Speyer, Straßburg, Doctoren der Rechte, Städte Lübeck, Sunde, Wismar, Hamburg, Lüneburg.

N. 160 und 162 des geh. Archivs enthalten die Citationen des Conciliums zu Basel. In der ersten heißt es: decentissimum erit ut vos filii ecclesie in gremio

gremio matris vestre que per hanc sanctam synodum representatur, gratissimos pacis amplexus subeatis. Rußdorff wird ermahnt, sich dieser mütterlichen Einladung willig zu fügen. Gegeben zu Basel am VIX Idus Augusti 1439 apostolica sede vacante. Die zweyte Citation ist vom Moder zerfressen, und die Jahrzahl unleserlich. Sie ladet die Streitenden gen Nürnberg sub poena excommunicationis.

Eberhards kühne Auffoderung an die Comthure ist zu finden in n. 484 des geh. Archivs.

Daß mehrere Balleyen, und welche, ihm abtrünnig wurden, soll in der Geschichte der folgenden Regierung durch Urkunden bewiesen werden.

Den lezten Vermittlungsversuch erzählen die Schiedsrichter selbst, zu welchen Paul sich endlich doch bequemt haben muß, in n. 207 des geh. Archivs. Die Urkunde ist vom Jahr 1440, allein das Datum unleserlich geworden.

Auf der Schloßbibliothek befindet sich unter den Briefen und Berichten an den Hochmeister ⊙ 3 ein Schreiben des Großcomthurs von 1440, welches von des Ordens Zwietracht in Preußen selbst, ein Beyspiel liefert. Der Comthur zu Christburg war auf dem Hause Tauchel vom Kellermeister verrathen worden, an den Comthur zu Slochau, der Jenen am frühen Morgen überfallen, ihm alles Geld und Silberwerk geraubt, so daß er nichts davon brachte, als einige Pferde. Doch bittet der Großcomthur den Hochmeister, sich nicht zu sehr darum zu bekümmern, denn Gott werde Alles zum Besten fügen.

Es ist seltsam, daß die Histoire de l'Ordre Teutonique von allen diesen, so laut gewordenen Zwistigkeiten, gar nichts weiß, oder wissen will. Nur wenn es darauf ankommt, die Preußen zu verleumden, dann weiß sie Alles. T. V. p. 444 nennt sie Schützens Behauptung unrichtig, daß die Liefländer sich geweigert, in den ewigen Frieden eingeschlossen zu werden, und

und sagt: ils l'observerent très fidélement. Der Beweis: die Polen würden sonst nicht ermangelt haben, in ihrer Kriegserklärung 1454, wo sie alle nur erdenklichen Beschwerden zusammenrafften, auch diese mit aufzustellen. Dennoch hat Schütz sich nicht geirrt. Denn unter den Klagen der Liefländer in der Riesenkampfischen Chronik ist auch folgende, schon zum Theil erwähnte: Auf die Vorwürfe beyder Landmeister, wegen des Friedens mit Polen, habe Paul versprochen, trotz dieses Friedens, Volk gegen die Polen zu schicken, damit sie daheim blieben, während der Meister von Liefland sich zur Heerfarth rüstete, um Swidrigallen Hülfe zu leisten. Er habe aber nicht Wort gehalten, sondern es dem Hauptmann von Samayten verrathen u. s. w. Darum, fügen sie hinzu, ist unser Meister erschlagen worden. Jene Schlacht ist also nicht am 1sten September 1435, sondern erst nach dem ewigen Frieden geliefert worden, und die Liefländer, die so großes Aergerniß an Pauls Wortbrüchigkeit gegen Swidrigall nahmen, fuhren fort, diesem unglücklichen Fürsten beyzustehn, so lange sie selbst vermochten.

Ihre Foderung, das Schloß Nyggehuß oder Neuhaus betreffend, findet sich auch in einer Urkunde im Verzeichniß der von Dregerschen Urkunden zur Fortsetzung des Cod. Pom. p. 109. n. 7. wo der Bischoff von Curland dem Hochmeister Wallenrod einen ansehnlichen Theil seiner Diöces gegen dieses Neuhaus abtritt.

Zum

Zum zweyten Kapitel.

Entſtehung des Preußiſchen Bundes.

Mancherley noch unbekanntes, was auch hier der mit Preußens Geſchichte Vertraute finden wird, iſt aus Urkunden und Regiſtranden des geheimen Archivs, der Schloßbibliothek, und mehreren Handſchriften geſchöpft.

In dem Briefcopeybuche des geh. Archivs, welches anhebt 1433, aber, ſo wie die meiſten übrigen, keine Seitenzahlen hat, ſteht ein Schreiben des Hochmeiſters an den Großcomthur, worin er dieſem meldet: die Bauern verkauften ihre Pflugpferde an die Roßtäuſcher, woraus leider zu erkennen ſey die merkliche Verterbung und Abnahme der armen Leute.

Ebendaſelbſt das ängſtliche Schreiben an die Städte Culm und Thorn um der böſen Gerüchte willen. — S. Grunau erzählt (tr. XV. c. 19. §. 1.): die Brüder aus Thüringen und Oeſtreich, unzufrieden mit ihren geringen Aemtern, hätten, beym Einſammeln des Schoſſes, der Preußen Klagen alſo beantwortet: „wir haben es dem Comthur auch geſagt, er will uns nicht hören; wollt ihr es länger leiden, das ſteht zu euch.“

Die erſte muthige Auffoderung, nicht länger zu dulden, 1439 in Culm geſprochen, hat Dionys Runaw in der Vorrede zu ſeiner Beſchreibung des dreyzehnjährigen Krieges, (einem ſelten gewordenen Büchlein) aufbehalten.

Der Band A des geh. Archivs enthält faſt wörtlich die angeführte glühende Rede der Stände vor dem Hochmeiſter, wie auch ſein fruchtloſes Erbieten, ſich Schiedsrichtern zu unterwerfen.

Die Schilderung der Gräuel im Innern des Ordens, liefert die Chronik des geh. Archivs p. 173 u. folg. An alle dem, heißt es daſelbſt, waren die hogen Zungen Schuld.

Schuld. (Nemlich Schwaben, Franken, Bayern.) Durch dieſe erwuchs dem Lande ſo viel Spilles, (Unkraut) p. 180. Rheinländer hießen alleſammt Thüringer, Heſſen, Sachſen, Meißner, die aus Geldern und Brabant, die Holländer, Fläminger, Lothringer, Lauenburger, Mecklenburger, auch aus andern Landen. Dieſe Stelle ſcheint zu beweiſen, daß der Orden ſich eben nicht ſtrenge an Eines ſeiner Grundgeſetze band: nur edle Deutſche aufzunehmen. Die Erbitterung ging ſo weit, daß man auf den Häuſern ſchlechte Verſe an die Wand geſchrieben las:

Hier mag Niemand Gebietiger ſeyn,
Er ſey denn Schwab, Beyer oder Frankein.

Man ſagt, nach vollendeter Staatsumwälzung ſey noch folgendes hinzu gefügt worden:

Wir haben einander wol geheit,
Und ſind eines guten Landes queit,
Haben's Niemand zu danken,
Dann Beyer, Schwab und Franken.

Von dem Wüten der Edelmönche zu Marienburg erzählt S. Grunau (tr. XV. c. 19. §. 3.), es ſey daher entſtanden, daß Paul für die gerechte Sache der Unterthanen geſprochen, und die vom niedern Adel ihm Beyfall gegeben. Man habe nicht allein die Schwerter gezogen, ſondern ſich auch der verſchiedenen Abtheilungen der Feſtung bemächtigt, um ſich gleichſam unter einander zu belagern. Paul ſey auf einem Jagdſchlitten zu dem alten Hochmeiſter (Küchmeiſter) geflohen. — Ich habe nicht gefunden, warum der Adel von Harrien und Wierland (in Ehſtland) damals gegen Paul aufgebracht war. Allein daß ſie ihm wirklich drohten, beweiſt ein Originalbrief des Vogts Heinrich Notleben (Notkeue) worin er meldet, Ritter und Knechte wären zu ihm gekommen, ſich verbittend allen Schaden und Verdruß von Seiten des Hochmeiſters und der Seinigen, ſonſt wollten ſie ſich dagegen ſetzen, und wären dazu im ganzen Lande überein gekommen. Käme es zu etwas, ſage Notleben, da Gott vor ſey, ſo könne er ſich nicht von ihnen abſondern, ſondern müſſe ihnen beyſtehen mit aller Macht und Vermögen. Deshalb bittet er um eine gute Antwort, und hat den

den Brief zweymal, zu Wasser und zu Lande abgeschickt. Am Tage Lamberti 1438. Schütz und Andere erzählen, der Hochmeister sey zu Danzig in der Kirche selbst erschienen. Allein die Chronik des geh. Archivs, Waissel, und mehrere behaupten, er habe bloß den Hauscomthur gesandt, und „nach vielen scharfen Worten" seyen etliche aus dem Rath und der Gemeine mit diesem auf das Haus gegangen. Bey Begebenheiten, in Danzig vorgefallen, ist wohl Schütz der sicherste Führer. S. Grunau sagt: der Comthur habe die Bürger grobe Esel genannt, weil sie ihm nicht auf das Haus folgen wollen, ihm sey aber im gleichen Tone geantwortet, und er gezwungen worden, für jeden Rathsherrn zwey Ritter als Bürgen zu stellen.

Herr v. Baczko meint, Hans von Bayfen habe, nach seines Gönners Fall, entweder geglaubt, die Bahn der Ehre sey für ihn im Vaterlande verschlossen, oder für klug gehalten, dem Sturm eine Zeitlang auszuweichen. Er wußte nicht, daß Bayfen erst fünf Jahre später nach Portugal ging, und daß er nach wie vor in der Gunst des Ordens stand, wie das Empfehlungsschreiben beweist, welches der Hochmeister 1419 an den König von Portugal für ihn ausfertigen ließ. (Geh. Archiv. Buch welches anhebt 1419) Darin wird er unter andern mit folgenden Worten gerühmt: sincera fidelitate, eleganti moralitate et strenuitate, ex utraque parentela de militari prosapia procreatum; welche zugleich ein Zeugniß für seine alte ritterliche Herkunft ablegen. Ob aber Conrad von Zallingen sein Ahnherr war, ist zweifelhaft, denn schon 1412 führte er den Namen Bayfen, (Briefsammlung der Schloßbibl. n. 2004) ja bereits im Jahr 1399, unter Conrad von Jungingen, war Festus von Bayfen ein einsässiger Ritter im Lande. (Siehe Lucas David.)

Daß Abenteuer, in so weiter Ferne gegen ein Volk bestanden, welches wohl kaum ein Preuße dem Namen nach kannte, Stoff zu Mährchen gaben, ist begreiflich. Treterus de episcopatu Varmiensi, p. 41 et 42, und sein Ausschreiber Leo, hist. Pruss. L. V. p. 260, erzählen: die Portugiesen wären mit den Mauren über-

ein-

eingekommen, (ungefähr wie einst die Römer mit den Albanern) daß man die Fehde durch einen Zweykampf schlichten, und der Besiegte dem Ueberwinder zinsbar werden solle. Da sey Hans von Bayßen gegen einen gewaltigen Mauren aufgetreten, habe den bekämpft, und dessen ganzes Volk durch diesen Sieg dem Könige von Aragonien unterworfen. Herr v. Baczko rühmt dessen Tapferkeit beym Sturm von Ceuta in Africa, und in einer Schlacht bey Abaul. Die Quelle dieser Nachrichten ist nicht angegeben.

Daß, nach seiner Zurückkunft, Michael Küchmeister sich in Staatsgeschäften seiner bediente, beweist Baczko durch des Ritters Unterschrift unter einem mit dem Bischoff von Cujavien geschlossenen Vertrage. Daß er auch später dasselbe Vertrauen genoß, erhellt aus einem von ihm mit unterzeichneten Beyfrieden 1433 (geh Archiv Regisstrande welche 1433 anhebt). Paul Rußdorff wählte ihn sogar zu einem der Gesandten, die 1439 zwischen ihm und Sansheim Frieden vermitteln sollten. (Geh. Archiv n. 220.) Auch das warme Zeugniß des Königs von Portugal ist noch im Original vorhanden in der Briefsamml. der Schloßbibl. n. 2310.

Das Geschlecht von Bayßen verdiente nicht bloß um dieses Einen Zweiges willen des Geschichtforschers Aufmerksamkeit; denn Mehrere dieses Namens, Stibor, Gabriel, Sander, Nicolas, Alle gleichzeitig mit Hans, thaten sich als Bundesstützen, und noch ihre späteren Nachkommen als wackere Patrioten in Westpreußen hervor.

Es ist die hist. de l'O. T., welche an mehrern Stellen des 5ten, 6ten und 7ten Bandes, den Leser zu überreden sucht, aus der bösen Hussiten Ketzerey sey der böse Bund entsprungen. Der Verfasser (selbst deutscher Herr) ist ein eben so eifriger Katholik als Ordensfreund. Auch die Zwietracht im Orden selbst leitet er aus eben dieser Quelle. Nach der Tanneberger Schlacht wären Unordnungen eingerissen, als Folge der neuen Lehre, welche Heinrich Reuß von Plauen beschützt.

Ich würde vielleicht dem Verfasser beypflichten, wenn es nöthig wäre, so weit zu suchen was so nahe liegt.

liegt. Die Beweiſe von des Ordens Tyranney ſind unwiderſprechlich, ſogar von deſſen Freunden geliefert, wie ich in der Folge zeigen werde. Das Kreuz, welches ſie zum Ruhme Chriſti tragen ſollten, ſchien ihnen nur gegeben, um Allen ein Kreuz zu werden, ſagt Titius in Prussia a tyrannide Cruciferorum liberata. Act. Bor. t. II. p. 176 sq. und ſchließt ſeine Schilderung mit den Worten: et ne quid impietati deesset, debellabant amicos si hostem non haberent. Ja er wendet ſogar den Vers des Dichters auf ſie an, wo es vom Cyclopen heißt:

Visceribus miserorum et sanguine pascitur atro.

Mit eben ſo dunkeln Farben iſt das Gemälde von Strubicz entworfen (Arndt p. 151.). Ex opum et otii abundantia deciderunt hae familiae, et ordo equestris militiae sacrae a pietate, integritate, virtute et fortitudine in Epicuream securitatem, luxum, mollitiem et ignauiam; et nimio studio suarum voluptatum prorsus abjecerunt curam ecclesiae, religionis et disciplinae etc. Daher ſagt auch Titius am angeführten Orte p. 175: Non nos illos, sed illi nos, et fas omne deseruerunt. Non a fide nos defecimus, sed illi ab omni, quod est inter homines, jure.

Pauli erklärt (p. 302) „dieſes Bündniß, über deſſen Rechtmäßigkeit ich nicht urtheilen mag, welches „aber der Orden den Unterthanen faſt abgedrungen" u. ſ. w. Wurde es ihnen wirklich abgedrungen, ſo iſt die Rechtmäßigkeit entſchieden. Aber nur die Nothwehr darf man gelten laſſen; denn was Manche von uralten Rechten Preußiſcher Stände träumen, iſt unerweislich. (Preuß. Samml. t. III. p. 539.) Wenn hier und dort die Edlen des Landes als Geiſſeln ausgehoben, oder von einem Caſtellan ein Vertrag mit beſchworen worden u. ſ. w., ſo ſetzt das immer noch keine eigentlichen Stände voraus, das iſt: Stellvertreter der Nation, mit welchen der Fürſt in Landesangelegenheiten ſich zu berathen verbunden ſey. Man beruft ſich auf Beyſpiele, daß ſchon in den Jahren 1307, 1309, 1383 u. ſ. w. allerley Polizeygegenſtände mit den Unterthanen

thanen berathen worden; allein das geschah nicht, weil es hätte geschehen müssen; sondern weil ein Fürst sehr natürlich, wenn er eine Bäckerordnung, oder etwas dergleichen machen will, gern Leute um Rath fragt, die Bescheid wissen, und dadurch den Gehorchenden Vertrauen einflößt. Bey dem Bündniß mit Pommern, 1386, haben zwar Ritter und Städte mit unterschrieben und besiegelt, sagen auch, es sey mit ihrem Rath und Vollwort geschehn; allein der Hochmeister sagt nicht ein Wort davon, sondern vielmehr ausdrücklich: Mit reifem Rath meiner Mitgebietiger, ohne irgend eines andern Rathes zu erwähnen. Wo bliebe denn auch die Geistlichkeit, die ja überall unter den Ständen der Erste ist? in Preußen war sie überdieß sehr mächtig, besaß feste Schlösser und zahlreiche Vasallen, die unter des Hochmeisters Fahnen fochten; dennoch werden immer nur Land und Städte genannt.

Aus einer Stelle der culmischen Handfeste: „Wir befreyen die Bürger ab omnibus collectis injustis et hospitationibus coactivis aliisque exactionibus indebitis" will man schließen, daß sie das Recht gehabt, Auflagen zu billigen oder zu verwerfen, weil sonst dieser Punkt leeres Geschwätz enthalten würde, indem ja stets der Orden sagen könne: diese Auflagen sind gerecht, obgleich ihr Preußen sie nicht dafür haltet. Die Auslegung ist sinnreich aber unbefriedigend. Ein Recht zu Gegenvorstellungen mag allenfalls aus jenen Worten gedeutet werden; sonst nichts. Hingegen zu Tagefahrten — zu Versammlungen, wo über gemeinschaftliche Noth oder Vortheil gerathschlagt wird — wäre ihr Ursprung auch nicht so alt, als Ammelung de Prussorum Comitiis in Act. Boruss. t. II. p. 566 zu erweisen sucht — haben die Unterthanen ein natürliches Recht; und dieses Recht ist auch erst dann von den Kreuzherren angefochten worden, als es in Mißbrauch überging.

Lächerlich scheint vollends, wenn man sogar Spuren sucht und zu finden vermeint, daß die Preußischen Stände sich in die Hochmeisterwahlen gemischt. Die Beschwerde über des von Plauen Entsetzung war eine bloße Anmaßung.

Mit

Mit Einem Worte: unwiderſprechlich hatte der Orden die Befugniß, alle Souveränitätsrechte uneingeſchränkt auszuüben, wenn ſie nur nicht der culmiſchen Handfeſte, oder andern verwilligten Ausnahmen zuwider liefen. Hierüber iſt noch nachzuleſen Hartknoch diss. XIX. de rep. vet. Pruss. §. 18. 19. Hist. de l'O. T. T. V. p. 463 sq. T. VI. p. 259 sq. In Pommern hingegen haben ſchon in frühern Zeiten die Stände viel gegolten, wie aus einer Urkunde bey Dreger zu erſehen, (Verzeichniß der von Dregerſchen Urkunden als Fortſetzung des Cod. Pom. p. 17.) wo im Jahr 1287 Universitas Pomeranorum oder ſämmtliche Stände der Lande Herzog Meſtwins II. geloben, den Frieden, den er mit dem Biſchoff von Camin gemacht, nicht allein zu halten, ſondern ſich auch, nach Meſtwins Tode, keinem neuen Fürſten zu unterwerfen, bevor er dieſen Frieden nicht beſtätigt habe.

Faſt unzählig ſind die Tagefahrten, welche, von dieſem und den folgenden Jahren, in den Büchern des geh. Archivs höchſt weitſchweifig verzeichnet ſtehn, doch ſie enthalten größtentheils nur langweilige Wiederholungen alter Klagen. Unter den gedruckten, hier benutzten Büchern war Schütz die Hauptquelle. Allein dankbar muß ich noch der ungedruckten Papiere des ſel. Profeſſor Kreuzfeld erwähnen, eines klugen, fleißigen Mannes, der, bey dieſem und einigen der folgenden Kapitel, mir treulich vorgearbeitet, und ſicher mehr noch geleiſtet haben würde, wäre ihm der Zutritt zu dem geheimen Archiv verſtattet geweſen. Man wird bisweilen auf Wendungen ſtoßen, die dem Hrn. v. Baczko abgeborgt zu ſeyn ſcheinen, wo aber nur wir beyde aus einerley Quelle ſchöpften, nemlich aus den Kreuzfeldiſchen Papieren.

Zum dritten Kapitel.

Des Bundes nächste Folgen.

Die hist. de l'O. T. t. V. p. 523. läugnet sogar, daß Paul mit 39 Comthuren den Bund gebilligt habe, doch ohne einen andern Grund anzuführen, als diesen: on ne se persuadera jamais, que le Grandmaitre ni aucun des Chevaliers ait été assez borné pour approuver une pareille ligue. Der Verfasser gibt zwar zu, daß mehrere Urkunden im Cod. dipl. Pol. diesen Umstand enthalten; allein diese wären theils von Preußen, theils von Polen aufgesetzt, folglich unbeweisend. Man könnte antworten: mit jenen Urkunden stimmen alle Schriftsteller überein. Auch die Chronik des geh. Arch. sagt: „Viele billigten den Bund und hätten es gern gut gesehn." (p. 174.) Allein vollkommen wird jener bedeutende Umstand bewiesen, durch den vor dem Kaiser geführten und vom Kaiser selbst urkundlich erzählten Rechtsstreit, wo die Verbündeten, unwidersprochen, sich auf die Zustimmung des Hochmeisters ausdrücklich beriefen. Von dieser wichtigen Urkunde ein Mehreres unter dem Jahr 1453.

Leo L. V. p. 265. erzählt noch weitläuftiger die Unthat der ergrimmten Ritter, als sie in einer Nacht 17 Edle ermordeten. Die übrigen, sagt er, flohen in die Städte. Da berief der Orden die Ritterschaft unter dem Vorwand einer Heerschau, eigentlich um sie zu fangen. Als sie aber klüglich ausblieb, wurden ihre Dörfer eingezogen, doch nicht die Höfe, um sie dort zu ergreifen, wenn sie etwa dahin zurückkehren möchte. Allein der Adel zündete in Einer Nacht seine eigenen Besitzungen an, und floh aus Preußen. Dieser Nachricht scheint nicht zu trauen, da Leo kurz zuvor p. 264 (ob zwar übereinstimmend mit Treterus) noch eine andere liefert, die

die offenbar falsch ist: Hans von Bayſen sey als Rebell aller Güter beraubt, bey seinen Brüdern eine Zeitlang herum geritten, und endlich, in äußerster Noth, mit zwölf Reitern zum König von Polen geflohen, dem er einen Plan entworfen, Preußen an sich zu bringen.

Die hist. de l'O. T., wie gewöhnlich alle Gräuel des Ordens sehr glimpflich vortragend, erwähnt jener Missethat, als von Privatpersonen verübt (par des particuliers).

Wahr ist, die Namen der Thäter blieben verborgen; aber daß ein solcher Ueberfall von *siebenzehn* Höfen in Einer Nacht, nicht von wenigen Privatpersonen geschehen konnte, liegt klar vor Augen. Die Edlen waren auf ihren Höfen doch sicher nicht ohne allen Schutz? auch sie hatten bewehrte Knechte, und vermuthlich, in einer solchen stürmischen Zeit, deren nicht wenige. Mich dünkt, man müsse, gering gerechnet, annehmen, daß jeder Edelhof von 25 Mann überfallen worden. Das gibt eine Zahl von mehr als 400; folglich konnte diese schimpfliche Expedition nicht ohne Mitwissen vieler Gebietiger vollbracht seyn. Wenn man sich nun erinnert, daß nicht der Hochmeister, sondern der ganze Orden Landesherr war; so ist die Beschuldigung gewiß nicht ungegründet: daß der *Landesherr selbst* diese That an seinen Unterthanen verübte.

Ein bloßer Irrthum ist es wohl, wenn in dem nemlichen Werke, p. 528, gesagt wird: die Richter bey dem großen Landgericht hätten diejenigen Klagen *nicht* untersuchen wollen, die *während* der Regierung des jetzigen Hochmeisters begründet worden. Es verhielt sich gerade umgekehrt.

Bey Gelegenheit des Handels über den See, den Hans von Bayſen trotzig foderte und gewann, sagt Leo: palamque dicebatur, Episcopum propter differentiam, quae ei occasione cujusdam lacus cum Ioanne Baseno equite intercesserat, *praecipuam causam huic bello dedisse*. L. V. p. 260. Die Erbitterung mag dadurch vermehrt worden seyn, allein praecipua causa war sie schwerlich.

Welche Gründe eigentlich die drey Convente zur Empörung bewogen, geht nirgend aus der Geschichte hervor. Selbst die Hist. de l'O. T., wohin diese Erörterung doch vorzüglich gehörte, schlüpft darüber hinweg, wie über Alles, was dem Orden keine Ehre bringt. In ihrem Schreiben an die Städte sagen die Convente blos: auch sie würden an ihren wohlhergebrachten Freyheiten gekränkt. Es ist auffallend, daß das geheime Archiv gar nichts davon enthält. Vielleicht hat man das Andenken an eine so gehäßige Begebenheit ganz vertilgen wollen.

Paul war gesonnen, in Rastenburg seine Tage ruhig zu beschließen, auch waren bereits mehrere Wagen mit seinen Habseligkeiten dahin vorausgegangen; allein der Kummer hatte seine Gesundheit ganz zerrüttet, und ein Schlagfluß war die Folge.

Daß die Bestätigung des Bundes durch den römischen König, welche die meisten Schriftsteller, (doch Pauli ausgenommen) in das Jahr 1452 setzen, wirklich schon 1441 erfolgte, wird weiter unten erwiesen werden.

Alle Geschichtschreiber Preußens stimmen darin überein, daß die Nachricht von Pauls Tode die beyden Landmeister noch auf der Heimreise ereilt, worauf sie alsobald zurück gekehrt wären. Doch dem ist nicht also. Die Schloßbibliothek bewahrt, n. 957, ein Schreiben von Heydenrich Vincke an den Obermarschall Conrad von Erlichshausen, der ihn zur neuen Wahl gen Marienburg geladen hatte, des Inhalts: er könne so gradezu nicht kommen, zweifle auch, daß der Deutschmeister erscheinen werde, wenn die Sachen nicht anders stünden, und ihnen kein gutes Geleit zugesichert werde. In diesem Schreiben erwähnt er auch der Städte in Liefland, die einen Tag unter sich aufgenommen hätten. Was sie da handeln wollen, wisse er nicht, aber mit Gottes und der Gebietiger Hülfe wolle er wohl steuern.

Daraus ist zu ersehen, daß derselbe Geist, der den Preußischen Bund belebte, auch schon in Liefland sich zu regen begann. Arndt weiß davon nichts.

Zum

Zum vierten Kapitel.

Conrad von Erlichshausen.

Ueber den eigentlichen Wahltag dieses Hochmeisters hat man viel gestritten, aber es verlohnt nicht der Mühe, zu untersuchen, ob er ein paar Tage früher oder später gewählt worden. Seine treuherzige Rede, dieser Abglanz seines biedern Characters, findet sich in dem Buche A des geh. Archivs; die Beschreibung seiner Gestalt, in der Chronik daselbst.

Durch welche Wohlthaten er auf seiner Huldigungsreise die Herzen zu gewinnen suchte, mag unter andern folgende Urkunde der Schloßbibliothek n. 1660 beweisen:

„Wir B. C. von Erlichshuwsen, Homeister deutsches Ordens, thun kunt und offenbar, bekennen Allen den desse schriffte werden vorbracht, das vor uns und unser Gebitiger gekommen seyn unser lieben getruwen Ritter und Knechte der Gebiete Elbing und Chrißburg, demuticlich bittende, das wir sie nach dem wir en czugesagt und gelobet hetten, bey iren Brieffen lassen geruchten, konden wir en die nicht bessern, das wir en die ouch nicht ergerten, und das wir en ouch, als wir en czugesagt hetten, die Pommersche Bank als man die von Alders gehalden hette, vordann halden ließen. Des so haben wir angesehen ir fleißige bete und getruwe Dienste, die sie uns und unserm Orden manch stund gethan haben und noch thun sullen in zukunftigen czeiten und haben en czugesagt und czusagen en in crafft disses Briffes, sie bey iren Brieffen czu halden in der maaße und weise, als wir das unsern landen und stedten vor der Holdung czugesagt haben. Darczu gonnen wir en nach rathe unser Gebitiger, die Pommersche Bank als man sie von alders gehalden hat-

hat, vordann czu halden, doch also bescheidentlich, das sie nach aldhergekommener Gewonheith, so das keine newkeite oder einigerley newfunde dorin getragen oder gemacht werden, werde gehalden. Von sunderlicher gonst uff den artikel irer beger, ab ymand in erbrechte sesse und dorinne verstoerbe, was her gehabt hette, das her das seinen soenen und toechtern erben möchte. Wenn der Kynder nynre were, das wir denn mit den gutern teten was wir welden. Thun wir en sulche gnade, ab eynigerley Gutter czu erbrechte von den berurten rittern und knechten der egenannten Gebiete an uns vorstürbe, dorynne alleyne Juncfrauwen bleben, so das eyne davon manbar were, welchen erbaren Knecht von unsern Dienern wir denn die gutter mit der manbaren Juncfrawen geben wollen, dowider sulle nymand sprechen und dobey sal es bleiben. Derselbe denn die andern Juncfrawen nach vormögen der Gutter und nach irkenntnisse der Herrschafft und der neisten eldisten Frunde eyme uszrichten sulle. Weren aber sulche Juncfrawen alle noch unmanbar, so sulle der Herre des Gebiets dorunder solche Gutter gelegen seyn, der neisten frunde eynen dorczu nemen, em die Gutter beuelen, der mit wissen der Herrschafft vor semliche Gutter rathen und dovon alle jar vor dem Herrn des Gebiets rechnunge thun sulle, so lange das die Juncfrawen manbar werden, so man sie denn in obengeschrebener weise mit eynen manne besorgen sulle. Were ymande hy aber in seynen Brieffen, die czu erbrechte luwten sunderliche begnadunge gescheen, der sulle her genyssen. Vnd damit sulle allerley czweytracht, Unwille, czusproche und schelungen, wie sich die bisher zwischen uns, unserm Orden von eyme, und den berurten unsern lieben und getruwen vom andern teyle irlouffen und gemacht haben, guttlich und fruntlich seyn hengeleget und endscheiden, der forder und ewiclich nicht nich zugedenken. Disse hie oben geschrebene Artikel haben wir mit unsern Gebietigern, die wir uff dismal bey uns haben gehat, uffgenommen, ganz vor-

vorwillet und vorliebet, desgleichen die oben geschreben unser lieben getruwen ouch getan haben. Gescheen zum Prewschmarkt am Sonnabend nach Nativitatis Marie virg. Im xiiij C und xlj Jare.

N. 2198 enthält ähnliche Verwilligungen. Vorher wurden alle, vom Orden schlechtweg auf Erbrecht verschriebene Lehne, eingezogen, wenn männliche Erben fehlten, obgleich die Besitzer, außer Ritterdiensten, auch Zehnten von Wachs, Korn und Waizen liefern mußten. Dieß drückende Recht hatte längst schon dem Lande fruchtlose Klagen abgenöthigt, indem Ritter und Knechte entweder Befreyung von jenen Abgaben, oder billigere Erbfolge begehrten. Das leztere bewilligte Conrad jezt den Gebieten Elbing und Christburg, auch den pomerellischen Knechten, sammt der Befugniß, ihren Frauen einfache Leibgedinge zu verschreiben. Ein gleiches wurde Samland versprochen, wiewohl später gehalten. Von der verwilligten Gerichtsbarkeit nahm der Hochmeister blos die Straßengerichte aus. — Die Zusage, den Handel zu schützen, gründete sich auf eine bittere Klage der Kaufmannschaft, (Buch A des geh. Archiv) worin es unter andern hieß: „In allen Landen wird der Kaufmann dieses Landes beschädiget und betrübet.“

Die Geschichte des Baurenaufruhrs erzählen Tretterus (p. 40) und sein Abschreiber Leo (p. 259). Bemerkenswerth ist beyder Ausdruck, daß die Bauern aliquamdiu fame macerati se mitius gerere coeperunt. Die nähern Umstände hat Baczko (B. III. p. 220) aus Handschriften angeführt.

In Ansehung der Zölle gelang es dem Hochmeister, den Papst Eugen ganz für den Orden zu stimmen, wie ein merkwürdiges Schreiben dieses Papstes an die Preußischen Bischöffe beweist. (Geh. Arch. n. 59.) Eugen erzählt darin: vor Zeiten habe zwar der Orden das culmische Land von Zöllen befreyt, damals sey jedoch das Herzogthum Pommern für sich bestehend gewesen, und später erst mit Preußen vereinigt worden. Dennoch beriefen sich die Einwohner von Pommern auf das culmische

Privi-

Privilegium, und hätten es durch Laici von Magdeburg zu ihrem Vortheil auslegen lassen. Darum sollen die Bischöffe sie versammeln und ihnen andeuten: jenes Privilegium könne nicht auf sie bezogen werden, und die Auslegung der Magdeburger sey kraftlos. Gegeben 1447 im 15ten Jahre seines Pontificats.

Wie Geld bedürftig der Orden war, erhellt unter andern aus dem Zustand der Hospitäler, (siehe geh. Archiv, ein Buch in Pergament gebunden, mit 21 bezeichnet, welches Verzeichnisse der verschiedenen Geräthschaften auf den Häusern enthält.) Das Hospital zu St. Elisabeth in Danzig besaß damals nicht mehr als zwey Federbetten und Eine englische Decke.

Zum fünften Kapitel.

Verhältnisse mit Brandenburg.

Das meiste, bis jezt unbekannte, ist hier aus der Registrande Conrads von Erlichshausen im geh. Archiv geschöpft, die aus einer Sammlung von mehreren tausend Briefen besteht. Wo es irgend lehrreich oder bezeichnend schien, habe ich die eigenen Worte beybehalten. Gegen den Vogt der Neumark äußerte der Marggraf zuerst den Wunsch eines Bündnisses mit dem Hochmeister (1441). Allein dieser schrieb dem Vogt ausdrücklich: er solle zwar Gränzhändel und dergleichen freundlich abthun, jedoch in keinen Bund sich einlassen.

Nach beygelegtem Zwist (1443) kam dennoch ein Freundschaftsbund zu Stande, den Pauli nicht gekannt, und dessen Baczko nicht erwähnt. Er steht im Cod. Brand. t. 5. p. 314. Es wird darin, unter andern, wiederholt, was schon in dem Vertrage über die Neumark stand, daß nemlich der Orden keinem Feinde des Churfürsten den Durchzug verstatten solle. Allein der Hochmeister nahm hier ausdrücklich davon aus: Papst, Kaiser,

Kaiſer, das Reich, Polen, Litthauen und Pommern, denen er ſich nicht widerſetzen wolle. Das klingt ſeltſam. Weſſen Durchzug wollte er denn hindern?

Noch im Jahr 1448 liefert ein Schreiben Conrads an den Marggrafen ein Zeugniß von ihrem freundſchaftlichen Verhältniß. Er äußert in demſelben eine herzliche Freude, daß Friedrich die Ungehorſamen zu Berlin und Cöln zu Paaren getrieben', „denn wäre ſolches nicht geſchehn, möchte viel Arges daraus entſtanden ſeyn."

Zum ſechsten Kapitel.

Verhältniſſe mit Rußland, Litthauen, Polen.

Dieſes Kapitel enthält, aus der ſchon angeführten Regiſtrande des geh. Archivs, faſt lauter bisher unbekannte Dinge, die um ſo willkommner ſeyn müſſen, da ſie den oft verleumdeten Charakter Caſimirs, der nun bald eine ſo große Rolle in der Preußiſchen Geſchichte ſpielt, in ein helles Licht ſetzen.

Arndts liefländiſche Chronik (p. 135) erhält hier mehrere Berichtigungen. Das Bündniß mit Dänemark führt ſie richtig an, weiß aber nicht, daß alle Puncte deſſelben von dem Hochmeiſter entworfen und vorgeſchrieben worden. Der König ſollte helfen mit ſeiner ganzen Macht, kein Theil ohne den Andern Frieden ſchließen u. ſ. w.

Der Landmeiſter ließ die Litthauer nicht in Ruhe, wie Arndt fälſchlich meint. Häufige Ermahnungen des Hochmeiſters, Vorwürfe von Gränzverletzungen, Mordthaten und Bruch des ewigen Friedens, beweiſen das. Bisweilen ſchob Liefland die Schuld auf ſeine Abenteurer, unter andern Einmal auf den Junker von Cleve, der, ohne des Meiſters Wiſſen, im Nowogorodiſchen geheert und gebrannt habe. — Daß lüderliche Ordensbrüder, um Zucht und Beſſerung willen, häufig nach Lief-

Liefland gesandt wurden, erzählen viele Briefe der Registrande, und ich könnte mehrere Namen aus jezt noch blühenden Geschlechtern nennen. Von den Kriegsbegebenheiten mit den Russen weiß Arndt wenig oder nichts. Sie waren für die Liefländer selten erfreulich. 1447 nahmen die Russen drey Schiffe mit Gütern, Volk und Ordensbrüdern, erschlugen alle Mannschaft. In demselben Jahre fuhren des Ordens Schiffe die Narowa hinauf bis Narva, wo sie, von den Feinden angegriffen, nach tapferer Gegenwehr auf den Sand geriethen und viele Ordensbrüder getödtet und gefangen wurden. Raum und Zweck erlauben mir nicht, die Berichtigungen und Zusätze zu vermehren, welche Lieflands Geschichte fast auf allen Seiten aus dem Archiv zu Königsberg erhalten könnte.

In dem Archiv des Kapitels zu Löwen befindet sich noch ein Leihbrief über 20000 Gulden, welche Conrad mit der Erklärung borgte, daß er die bedrängten Liefländer damit unterstützen wolle.

Das Zeugniß des Conciliums, wegen der ausgesprengten Verleumdungen, und der erneuerte Friedensschwur, finden sich im Cod. dipl. Pol. T. IV. p. 139. 141.

Die Nachrichten von den Abenteuern des geächteten Herzog Michael, stehn mit denen des Kojalowicz in seltsamen Widerspruch. Dieser meldet: (p. 201) Michael sey im Jahr 1447 zu den Wallachen, und von diesen zu den crimmischen Tatarn geflohen, die er zu Einfällen in Podolien gereizt habe. Meine Urkunden sind echt, und weiteres Nachforschen über diese Begebenheit ist meinem Zwecke fremd.

Zum

Zum siebenten Kapitel.

Verhältnisse mit Dänemark.

Dieselbe Quelle, wie im vorigen Kapitel. Die persönliche Zusammenkunft des Oheims und des Neffen auf Gothland, erzählt der Hochmeister seinem Freunde, dem Marggrafen Hans, in einem langen Schreiben. Erich beschenkte seinen Nebenbuhler mit „dreyßig fetten Ochsen und Fisch genug."

Den damaligen Ertrag der Insel Gothland erfährt man aus Erichs Erbieten, es dem Orden abzutreten für ein Stück in Pommern, welches eine gleiche Summe jährlich abwarf, nemlich 15000 Gulden.

Den Bericht des Henrich Hattenik an den Hochmeister, besitze ich selbst in einer gleichzeitigen Abschrift.

Zum achten Kapitel.

Verhältnisse mit Holland und England.

Hier sind meine Bürgen: das Buch A des geh. Archivs, Conrads Registrande eben daselbst, und der Bericht der Ordensgesandten aus Copenhagen, den ich selbst in einer gleichzeitigen Abschrift besitze.

Herr v. Baczko sagt in seiner Geschichte (B. III. p. 234) Conrad habe durch angedrohte Zwangsmittel und Reichsacht die Genugthuung erlangt. Seine Quelle ist Schütz (p. 155), sonst finde ich nirgend etwas davon. Vielmehr beweist der Briefwechsel zwischen Conrad und dem Herzog von Burgund, daß Alles freundlich und anständig abgethan wurde.

Eine

Eine herzliche Höflichkeit leuchtet besonders hervor aus dem Schreiben, in welchem er den Herzog um Sendung eines Mannes bittet, der bey Einhebung des Zolles gegenwärtig seyn solle.

Der Friedenstractat wurde geschlossen zu Copenhagen am 6ten September 1441 und ist abgedruckt bey Lünig T. XIV. auch in Dumont Corps dipl. T. III. P. I. p. 106. u. a. m. O.

Ueber die Händel mit England ist die Hist. de l'O. T. t. VI. p. 34 nachzusehn, die auf verschiedene gewährleistende Schriftsteller sich bezieht. Rymer T. V. P. I. p. 72 führt eine lange Reihe von Beschwerden an, die König Heinrich VI. im Jahr 1440 über Mißhandlungen seiner Unterthanen in Preußen laut werden lassen. Siehe auch Sartorius Gesch. des hans. Bundes Th. II. p. 309. Das gute Vernehmen zwischen den Häuptern beyder Nationen, beweist ein Empfehlungsschreiben, welches um dieselbe Zeit der König von England einem Kaufmann aus Bristol an den Hochmeister mitgab. (Rymer T. V. P. 2. p. 8. Auch p. 4 und 24 finden sich hieher gehörige Urkunden.) Aus Conrads Registrande erhellt, daß, nach dem drohenden Beschluß des Parlaments, die Lübecker foderten, der Hochmeister solle die Schiffe der Engländer mit Arrest belegen. Es waren der Pfarrer zu Thorn und der Burgemeister von Danzig, die er nach England schickte. Was sie ausgerichtet, wird nicht gemeldet, doch ist zu vermuthen, daß sie die ansehnliche Schuld von 20000 Nobeln mögen beygetrieben haben, da sonst Conrads Nachfolger, in seiner großen Geldnoth, gewiß auf diese Zahlung gedrungen hätte. (Um nicht den Lauf der Erzählung künftig unterbrechen zu müssen, erinnere ich jezt, daß auch nach Conrads Tode diese Art von Händeln mit England immer fortdauerten, wie aus Briefen und Vollmachten zu ersehen, welche Rymer T. V. P. 2. p. 26. 29. 30. 39. 41. 131 geliefert hat.)

Auch an den König von Schottland erging zugleich ein Mahnungsbrief, wegen unbezahlten Eichenholzes, von Danziger Bürgern geliefert. Preußen hatte also damals

damals noch so viele Eichenwälder, daß es im Stande wor, fremde Länder mit diesem Holze zu versorgen. Vielleicht wurde es ihm auch zum Theil aus Polen geliefert.

Zum neunten Kapitel.

Verhältnisse mit kleineren Fürsten und Herren.

Außer jener oft erwähnten Regiſtrande, habe ich, den Zwiſt mit Meklenburg betreffend, einen Bericht des Comthurs von Elbing an den Hochmeiſter benuzt, deſſen Original in meinen Händen iſt. Heinrich Reuß ſchreibt aus Königsberg in der Neumark, Sonnabend vor Martini 1443. Der Marggraf hatte ihm durch ſeinen Kämmerer Jörgen Waldenfelſer ſagen laſſen, er könne Herzog Heinrich zu Ehre und Recht nicht vermögen, darum möge der Orden thun, was ihm gut dünke. Alſobald ließ der Comthur eine Brücke über die Oder ſchlagen, ging mit 5000 Mann und einer Wagenburg hinüber und rückte ſchnell vor. Da beſchickte der Marggraf ihn zum zweytenmal, durch ſeinen Rath, Graf Adolph von Anhalt, und ſeinen Marſchall, Bernhard von der Schulenburg, zum Frieden ermahnend. Der Comthur ſchlug es rund ab, und ſezte ſeinen Zug fort. Auf dringendes Verlangen der Abgeordneten entſchloß er ſich endlich, einen Tag ſtill zu liegen, und ſelbſt zum Marggrafen zu reiten, den er in Prenzlow fand. Hier ſagte Fridrich unter andern: „Was wir darin getan haben, das haben wir meh getan umb des Ordens denn umb Herzog Henrichs willen, wenn wir haben Herzog Henrich nicht alſo lieb, daß wir des Ordens Schade dorinne begehrt haben.“ Dann äußerte er die angeführten Beſorgniſſe und bot den Friedebrief. Der war nur auf Papier geſchrieben und alſo nicht gewerlichen. Pergament und Inſiegel heiſchte der Comthur. Doch weil der Marggraf ſchriftlich gelobte, binnen ſechs Tagen einen ſolchen zu ſchaffen, ſo verſtand ſich Heinrich Reuß dazu,

dazu, den papiernen Brief einstweilen dem Heere vorzulegen; würde das ihn billigen, gut; wo nicht, so wolle er ihn zurück senden.

Der Brief wurde vorgetragen, dem Vogt der Neumark, dessen Räthen, Mannschaft und Städten, ja auch den Hauptleuten der Gäste (Söldner). Sie überlegten: Der Marggraf habe freylich versprochen, im Fall kein Friede zu Stande käme, möchte der Orden, mit Schlössern, Städten, Höfen und Leuten, die er in Meklenburg gewönne, nach Belieben schalten. Nun aber hätte er gesagt: Meklenburg wäre sein geholdetes Land und ihm ansterblich. Ferner sey zu bedenken: der Marggraf habe zwar gelobt, den Feind nicht durch sein Land zu lassen, um den Orden zu beschädigen; doch wohl nur auf den Fall, daß Herzog Heinrich den Frieden weigere. Jezt, da dieser sich dazu verstehe, werde der Marggraf sich an jenes Wort nicht mehr gebunden achten; ein langer, kostspieliger Krieg könne daraus entspringen. Ferner waren die Gäste, besonders die Böhmen, unbändig, „daß ihre Hauptleute noch wir keine Macht nicht hatten." Sie nahmen nicht blos Futter, sondern Alles was sie fanden, verwundeten und ermordeten die Eigenthümer obendrein, sowohl im Herzogthum Stettin als in der Churmark. Daher würde, wenn man weiter zöge, in Freundes Lande mehr zu bezahlen seyn, als man in Feindes Lande wieder gewönne. Endlich, möchten die Leute sagen: „wir trieben nur unsern Hochmuth, daß wir Ehre und Recht ausschlügen." — Aus allen diesen Gründen erfolgte der Rückzug. — Auffallend ist hiebey, daß der Orden sich verpflichtet glaubte, auch seinen Söldnern die Sache vorzulegen und auf deren Einwilligung Rücksicht zu nehmen.

Daß Heinrich von Meklenburg in der Neumark ohne Fehdebrief geraubt und gemordet, bezeugt förmlich der Rath zu Arnswalde, auf Verlangen des Vogts Egloffstein. (Siehe im geh. Archiv n. 250.) Den Friedebrief mit denen von Mandüwel hat das geh. Archiv n. 161 aufbewahrt. Sie erklären: man wolle nichts weiter davon erwähnen, daß Eggerd gefangen im Thurme zu Schievelbein gesessen, und künftig dem Orden helfen wo es Noth thue.

Zum

Zum zehnten Kapitel.

Verhältniſſe mit dem Kaiſer und dem Könige von Ungarn.

Die Begebenheit mit dem Landcomthur zu Botzen genügend aufzuklären, vermag ich nicht. Dieſe Thatſache, ſo wie die meiſten folgenden, gehn aus Conrads handſchriftlichem Briefwechſel hervor. Der Ordensprocurator zu Rom war damals Jacob Plesker, von dem noch zahlreiche Berichte vorhanden ſind.

Des römiſchen Königes Beſtätigung der Ordensprivilegien geſchah zu Frankfurt am Mayn 1442, alſo kaum ein Jahr nach Gutheißung des Bundes. Ein Tranſſumpt derſelben iſt im geheimen Archiv unter dem Zeichen ך befindlich.

Schon Pauli vermuthet, nur des Ordens Beſitzungen in Deutſchland ſeyn dem Kaiſer unterworfen geweſen; die hist. de l'O. T. hingegen (T. VI. p. 99) erkennt auch Preußen dem Reiche als unterthänig. Der angeführte Grund iſt allerdings beweiſend. Auf dem Reichstage zu Nürnberg nemlich, 1431, wurde der Hochmeiſter angewieſen, gegen die Huſſiten 400 Gleffner zu ſtellen, der Deutſchmeiſter aber 50. Aus dieſen Widerſprüchen geht am Ende abermals das Reſultat hervor: daß zwar der Kaiſer den Orden jederzeit als Reichsvaſallen betrachtete, dieſer aber nur, je nachdem ſeine Lage beſchaffen war, ſich als ſolchen erkannte, und insgeheim ſtets den Wunſch und Vorſatz nährte, ſich dem läſtigen Reichsverbande gänzlich zu entziehen.

Es iſt Dlugoſſ, welcher dem Orden bitter vorwirft, daß er der Auffoderung gegen die Türken kein Genüge geleiſtet. Daß Preußen zur Ausrüſtung der päpſtlichen Flotte beytrug, erhellt aus einem Breve an die Hauptpfarrkirche zu Danzig, (Raynald. annal. ad ann. 1444. n. 1. p. 290) worin Eugen befiehlt, das zu dieſem Zwecke

Zwecke gesammelte Geld zu übersenden, und auch dasjenige beyzutreiben, welches vormals vom Concilium zu Basel, zur Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche, gefodert worden.

Welche Rolle die verschenkten Falken in der Geschichte Preußens spielten, davon gibt der Hochmeister selbst Zeugniß in einem Briefe an den Comthur zu Memel (geh. Archiv altes Formularbuch auf Pergament geschrieben) „Als ir denne wisset, wie wir jerlich etzlicher fürsten, herrn und andere gute Gönner unsers Ordens mit etzlichen falcken und federspiel pflegen zu begoben, uff das wir sie damit zihen und halden an guter Gunst unsers Ordens u. s. w." Die jährlichen Namensverzeichnisse der Beschenkten sind noch im geh. Archiv vorhanden; es fehlt darin kein bedeutender Fürst. Auch des römischen Königs Räthe befinden sich darunter. Besonders suchte man des Kanzlers Freundschaft zu erhalten. Auch Baczko führt davon das Beyspiel an, daß dem Kanzler Schlick ein vollwachsener Hengst übersandt wurde.

Zum eilften Kapitel.

Benehmen der Geistlichkeit in Preußen.

Des Bischoffs von Ermeland Klage über Hans von Bayfen's ungebührliche Worte und Anmaßungen, findet sich in der Briefsammlung der Schloßbibliothek n. 324.

Die Erlangung des Rechtes, ermländische Pfründen zu besetzen, stellen die preußischen Geschichtschreiber, und selbst Herr von Baczko, gewöhnlich so dar, als habe sie der Orden blos der Politik des Bischoffs verdankt. Allein Conrads Briefwechsel mit seinem Anwald zu Rom beweist, daß er vermuthlich mehr dabey gewirkt hat, als der Bischoff.

Ueber-

Ueberhaupt ließ der Orden keine Gelegenheit entschlüpfen, seine geistliche Macht auszubreiten; Schutz und Hülfe durften nur unterworfene Klöster hoffen; darum wurden Manche, durch Armuth getrieben, dem Orden einverleibt. Ein Beyspiel liefert das geh. Archiv n. 863; die Prämonstratenser Nonnen des Klosters Suckow klagten 1445 dem Papste, ihr Kloster, auf 60 Nonnen decenter gegründet, sey durch die Hussiten so gräulich verwüstet, daß Regen und Schnee in die Zellen liefen, und man in der Kirche kaum Gottesdienst halten könne. Schon hätten sie Kelche, goldene Kreuze und andere Kleinodien versetzen müssen, und ihr Untergang sey nahe, wenn ihnen nicht der Papst erlaube, zu der Regel des deutschen Ordens überzutreten, (unter welcher auch bereits andere Nonnenklöster löblich existirten,) denn nur das werde den Orden bewegen, ihr Kloster auszubessern und zu beschirmen. Der Papst gewährte ihre Bitte, übertrug die Gerichtsbarkeit dem Orden, verbot dem Abt alle Visitationen; und die Prämonstratenserinnen wurden Deutsch-Ordensschwestern.

So freywillig ergaben die ermländischen Thumherren sich in ihr Schicksal nicht. Sie hatten den Papst ersucht, ihnen freye Wahl und Nachfolge in den Pfründen, mit Verzichtleistung auf seine Rechte, zu verwilligen. Sie waren dem Ziele ihrer Wünsche nahe, der Papst entsagte wirklich seinem Rechte; allein er übertrug es dem Orden. Die Thumherren appellirten (Teterus de episcopatu Varmiensi p. 39) und erlangten wirklich im Jahr 1453 einen Widerruf. (Preußische Sammlungen t. III. p. 34.)

Zum zwölften Kapitel.

Versuch, den Bund aufzulösen.

Ich habe geglaubt, des Hochmeisters Rede aus dem Buche A. des geh. Archivs vollständig anführen zu müssen, da Schütz (p. 154) sie nur auszugsweise mittheilt, und gerade die wichtigsten Stellen nicht gekannt hat. Diese betreffen nemlich die freywillige, damals von Niemand gefoderte Billigung vom Ursprung des Bundes, das Erkennen seiner Nothwendigkeit aus des Hochmeisters eigenem Munde; ein Umstand, den die hist. de l' O. T. so gern abstreiten möchte, und der auf Beurtheilung der folgenden Begebenheiten so großen Einfluß hat.

Hans von Baysen's Schreiben an den Hochmeister besitze ich im Original. Es ist datirt Hezel am Tage Visit. Virg. 1446. Es heißt darin: „die Sache die Ew. Gnaden mir zu Elbing befohlen." Also hatte Conrad Verabredung mit ihm getroffen. In welchem freundschaftlichen Verhältnisse er mit diesem Volksfreunde stand, beweist auch des letztern Dank für Wein und ein übersandtes Kleinod.

Der Burgemeister der Neustadt Thorn, dessen Hans von Baysen erwähnt, hieß Andreä, und den Comthur, der mit diesem herum zog, nennt er von der Golow. Des unnützen Geschwätzes halber klagt er einen Wilhelm von der Kemnat an, berührt auch, daß Marienburg sich aus dem Bunde gezogen, trotz des Hochmeisters eigner Erklärung: er habe ihnen den Bund nicht verdacht. Ueber alles dieses bezeigt er sich sehr erschrocken.

Zum

Zum dreyzehnten Kapitel.

Das Erzbisthum zu Riga.

Arndt weiß von allen diesen Händeln nichts. Aus seinem Berichte sollte man schließen, das Kapitel habe den Kapellan Sylvester freywillig erwählt. Auch weder die Riesenkampfische plattdeutsche, noch Fabricii lateinische Chronik, (beyde handschriftlich) erwähnen etwas davon. Conrads Briefwechsel gibt Aufschluß über alles.

In der Appellation, welche Kapitel und Ritterschaft an die Kirchenthüren schlagen ließen, wurde Eugen nicht Papst genannt, sondern blos der Ausdruck gebraucht: quondam Eugenio defunto; welches Conrad in Rom sehr gehässig darstellte und zu seinem Vortheil geltend machte.

Zum vierzehnten Kapitel.

Vom Ablaßgeld und Peterspfennig.

Den cracauischen Doktor nennt der Hochmeister Nicolaus Pitzemeier. Aus Conrads Briefwechsel sind alle die näheren, bisher unbekannten Einzelheiten, diesen Gegenstand betreffend, geschöpft.

Aber es befindet sich auch im geheimen Archiv noch ein Verzeichniß, aus welchem man die Summen kennen lernt, die der Ablaßkram aus einzelnen preußischen Städten saugte. Es läßt daraus ein Ueberschlag sich machen, wie viel ungefähr das ganze Land durch dieses unverschämte Beutelfegen einbüßte.

In Marienburg wurden gesammelt 740 Mark 7 Schock Groschen 2 Nobeln 5 Kronen 10 Arlamsche Gulden 11 Ducaten 10 rheinische Gulden. In deutsch Eylau 48½ Mark 4 Schilling. In Preußisch Holland 103 Mark. In Soldau 15 Mark 3 Schilling. In Königsberg 96 gute Mark 7 Mark klein Geld, 26 alte preußische Schillinge Conrader und Winricher, 3 halbe Scoter 6 Fierchen 6 holländische Placken 3 liefländische Schillinge, 4 Schock und 19 böhmische Groschen, 4 ungarische Gulden, 2 halbe Nobeln, 3 Ducaten, 2 holländische Schilde, 17 leichte Gulden, 4 Postulat-Gulden, 7 rheinische Gulden 1 bayrischer Gulden, 1 Katzengulden, 4 Bischoffsgulden, 1 Arlamisch Gulden, 3 Scoter, an Silber in Knoffeln (Knöpfen) 100 Mark, und 18 Pfennige gutes Geldes. In Marienwerder 107½ Mark. In Riesenburg 77 Mark. — Was mag im reichen Danzig eingekommen seyn?

Aus diesem Verzeichniß erhellt zugleich, welch' eine große Verschiedenheit von Münzsorten damals in Preußen gefunden wurde. Der Handel mit den Hansestädten und die vielen Söldner, brachten Münzen aus allen europäischen Ländern dahin. Auffallend ist, bey der sichtbaren Genauigkeit dieses Verzeichnisses, daß Ungarische Gulden von Ducaten unterschieden werden, da man sonst gewöhnlich diese Benennung für gleichbedeutend hält.

Auch auf andern frommen Wegen wußte Rom die armen Preußen auszusaugen, besonders in Ehesachen. Zum Beweise diene ein Schreiben des Hochmeisters, durch welches er einem jungen Paare Dispensation zu bewirken sucht, weil — die Mutter des Bräutigams die Braut aus der Taufe gehoben.

Zum

Zum funfzehnten Kapitel.

Die Vehmgerichte.

Hans Parenbeck hieß der Mann, der zwey Edelleute, Dietrich Firckes und Hans Treyden, am kaiserlichen Hofe verklagte. Die Geschichte nennt ihn zwar einen Preußen, allein er focht seine Händel in Ehstland aus; denn ein Schreiber Conrads 1446 ermahnt sehr ernstlich die Räthe in Harrien und Wierland, sich wegen eines ungerechten Urtheils mit Hans Parenbeck zu vergleichen. Der Vorwurf des Herzogs von Mecklenburg war also doch nicht ungegründet, in sofern er den Orden und nicht den Hochmeister traf; denn Ehstland lag zu fern, um auch dort jede Ungerechtigkeit verhüten zu können. Indessen beweist Conrads hartes Schreiben, wie schnell er half, sobald die Klage nur zu seinen Ohren gelangte.

Man muß aber auch bekennen, daß, besonders die Criminaljustiz, noch sehr mangelhaft war. Ein Bürger von Königsberg, Breydebeke, ein überwiesener Mörder, empfing vom Hochmeister einen Geleitsbrief, der ihm in Preußen auf vier Wochen Sicherheit verschaffte, um zu versuchen, ob er mit seinen Widersachern sich vertragen könne. (Urkundensamml. der Schloßbibl. Membran. sign. F. S. K. fasc. I. n. 87.)

Das geheime Archiv enthält eine große Menge Urkunden in Hans Davids Sache, unter andern n. 317 eine Copie des Schuldbriefes von Paul Rußdorff (nicht von Küchmeister) unterzeichnet, welchen dieser abgefeimte Gauner geschmiedet hatte. n. 50 und 216 ein Zeugenverhör zu Elbing aufgenommen 1440, welches beweist, daß ein Elbingscher Schüler, Namens Rothhose, auf Davids Verlangen, in ein altes Pergament voll zerkratzter Stellen, vieles eingeschrieben. n. 793

Abhd-

Abhörung eines Zeugen, Helfricus de Tra, der den Schuldbrief 1422 als Comthur zu Balga soll unterschrieben haben, allein betheuert, daß er ihn nie mit Augen gesehen. n. 318, der Kaiser verweist die Parteyen 1449 an den Papst u. s. w. Wer die Sache erschöpfen will, den verweise ich auf die Nummern 230. 245. 269. 293. 298. 307. 585. 933. 1060. 1104. Nur den Ausspruch der Freygrafen, (dessen Original sich im geh. Archiv n. 39 und ein Transsumpt desselben eben daselbst n. 381 befindet) durch welchen der Orden von Mangolts Gerichtsbarkeit freygesprochen wird, liefere ich hier ganz, weil er Licht verbreitet, und auch als ein Denkmal jener längst vernichteten Gerichtsform merkwürdig ist.

Wyr Conradt von Lyndenhorst Erffgreue zo Dortmunde vnd Hinrich van wymelhusen beyde frygreuen des hilghen Rychs der keyserlichen kameren zo dortmunde Heyncke van voirde vnd herman Hakenbergh frigreuen des Hogebornen furſten vnd herren herren Adolphs herczogen zo Cleve vnd Greue zo der marcke zo volmensteyne Coirt Hake Wonemar vnd Wyncke paſkendaill vnd arndt kleynſmyt Frygreuen des Hogheboren Junckhern Junckhern Gerharts van Cleue Greue zo der marcke der fryengraſchopen Haine Vnna Loen vnd Bouckhem Johan Gardennech frygreue des Edeln Junckhern Junckhern Wilhelms Greue zo lymburgh vnd herre zo Retbur der fryengraſchopp zo lymburgh Diderich ploigher frygreue der krumengraſchoft vnd des fryenſtoils zu Brunythuſen vnd hinrich van lynne frygreue der fryengraſchopp zo Bodelſwirghe vnd weſthuſen, Doin kunt vnd bekennen dem allirdurchluchtigiſten furſten vnd hern dem Romiſchen ꝛc. kunige vnſem allirgnedigiſten leyuen herren vnd vort allen furſten Greuen, herren, vryen, Rittern, knechten, vnd ſus allen anderen echten rechten fryenſchepen vnd guden mannen den deſſe breiff vurkomende vnd den ſehen vnd leſende werden, dat wir upp dagh datum dyſſ brieffs den vurgenanten freyenſtoill zo Brunynchuſen van des hilghen Rychs vnd des Romiſchen konigs fryengerichts vnd vnſer ampte wegen

myt

myt rechten ordelen myt ghegendem gherichte vnd gespannender banck becledt vnd besetten hebben jn dem offenbaren fryengerichte aldar zo richten na fryenstouls rechte. Dar vor vnss quam die Erber vnd geistliche mann Her Euerhart Thyn van Slenderhaen Coñenduyr dess dudeschen ordens des huyss bynnen Colne vnd toghede vnss dar durch synen gewunnen vorsprechen so recht is eynen laide vnd verbotzbreiff van Mangolde dem frygreuen tom fryenhaghen vtgesant, jnneholden dat her van Claghe wegen Johan Dauits vnd pawel frenckelins den Erwurden herren hern Pawell van Roestorff homeistern dess dudeschen ordens zo Pruwtzen seligher gedechtnisse vnd sus vort alle dey gene dey dess dudeschen ordens vurgenant syn vnd ouch die Burgermeistere Rad vnd gemeynde der Stadt Dantzke Thorne Eluynge vnd Colmen verbott hedde an den fryenstoill zom fryenhaghen gelegen vnder der lynden vnd asdan dey vorscreuen verboitzbreiff also vur vnd in gerichte vurschreuen, gelesen vnd gehoirt wass doe beclagede sich dey ergnante Her Euerhart durch synen vursprechen vurscreuen dat dem ergnanten orden vnd Steden an sulicher verbodinghe vngutlichen vnd vnrecht gescheyn were vnd geschee Want sey to sulichem wertlichen gerichte nicht gehorich noch dyngplychtig en syn vnd bat darvmb eynes rechten ordels durch synen vorsprechen vurscrevenen Na dem dey herren des vurscreuen dudeschen ordens van paeser (päpstlicher) vnd keyserlicher gewalt vnd macht vur geistliche geordende lude gevryet geconfirmiret vnd bestediget synt vnd erem Orden vnd ouersten professio gedaen hauen Offinen sey dan also yñe rechten. soile oder moghe laden verboden adir eischen vor den vurscreuen fryenstoill, adir enyghen andern fryenstoill, wat darvmb recht sy dat ordell satten wy frygreuen vurscreuen An eynen echten rechten fryenscheppen to dem wapen geboren die sich darupp bereit mit vill Ersamer Ritterschopp fryenscheppen vnd Dingkplichtigen vnd vmstendern dess gerichtes vnd qvam wedir in gerichte vurscreuenen vnd wysede dar vpp vor recht Na dem dey herren dess vorscreuenen dudeschen ordens also van paeser vnd keiserlicher gewalt geweyet confirmiret vnd bestediget synt vur geistliche geordende lude vnd

ire

ire professio erem ouerſten gedaen hebben So en ſolle noch en moighe men yme rechten dey vurſcreuenen herren des Dudeſchen Ordens vurſcreuen vor den vurſcreuen fryenſtoil zom fryenhagen noch vor geynen andern fryenſtoil nicht eiſchen, laden nach verboden, jd en were ſache dat dey vorſchreuen herrer er eyme eff mer myt rechte verwolget vnd verwunnen weren myt geiſtlichem gerichte vnd rechte als ſich dat na rechte geburde vnd darinne dem geiſtlichen rechte freuelden vnd vngehorſam weren ouer Jaer vnd dagh vnd den dat werltliche gerichte darvmb van dem geiſtlichen gerichte angeropen wurde ſo dar to recht is, So ſolde vnd mochte dat werltliche gerichte vnd ſwert dem geiſtlichen rechten to hulpe vnd to bote komen aſdan dar to recht were. Doch hirinne utgenomen Off ſich der vurſcreuen heren willich to der heymlichen achte ergeuen vnd verbunden hette vnd des gebruchen wolde, den ſolde men to ſulichem gerichte wynnen vnd verbeden als eynen echten rechten fryenſcheppen ya vme ſuliche punte vnd oyueldait als ter hemelichen achte vurſcreuen gehorent. Dar na ſo vragede aſdan dey vurſcreuen her Euerhart durch ſynen vurſprechen vurſcreuen eyns rechten Ordels Want die ergnante verbotzbrieff alſo Int gmeyne ſtonde vnd darinne neymand mit ſyme Criſtligem namen oder tonamen genoempt enwere off dan dey vurſcreuen verbodinghen Jme rechten acht vmbundich vnd van geynen werde ſyn enſoile off wat dar recht vme ſy dar wart in vurſchreuenen maite vur recht upp ghewyſet Dat men jm rechten nummande verbeden enſoile dan by ſyme Criſtlighen namen vnd tonamen, vnd dat darvmb dey vorgeſcreuen verbodinghe van Mangolde vurſchreuen alſo an dey dudeſche herren vurſchreuen geſcheen van geynen werde ſunder vmbundich vnd machtloiſſ ſy. Darna ſo vraghe dey vorſchreuenen Her Euerhart durch ſynen vorſpreken vurſchreuenen eyns rechten ordels Nadem dat mit rechten ordeln gewyſet vnd erkant ſy dat dey vurſchreuenen herren deſſ dudeſchen ordens vurſchreuenen to ſulichen gerichten nicht ghehorich nach Dynckplichtich enſyn vnd ok ſulichen verbodinghe van Mangolde frygrewen vurſchreuen an ſey gedan vnrecht vnd machtloiſſ gewyſet ſy, Off dan van der ſache wegen vurſchreuenen

enich

enich gerichte vor Mangolt frygreuen vurcreuen oder vor enigen andern frygreuen oeuer dey vurſchreuenen herren des dudeſchen ordens vurſchreuenen geſcheen ſy oder noch geſchee oeuer ſie all oder oeuer er eyn deel Off dat icht yme rechten eyn vngerichte machtloiſſ vnd ane ſoile ſyn Jd were in offenbaren ader heymlichen gerichten geſcheyn wat dar recht vme ſy. Dat ordeill ſcalte wy frigreuen vurſcreuenen oeuer an eynem echten rechten fryenſcheppen vnd Rittermetigen man die ſich in vurſcreuenen maten darupp bereit mit der Ritterſchopp vnd vmſtendigern deſſ gerichts qwam wie der in gerichte vorſchreuen vnd wyſede darupp vor recht Na vor Ordelen vnd gelegenheit der ſache vurſchreuenen. Wer dan enich gerichte geſtheyn oeuer dey vurſchreuenen heren deſſ dudeſchens ordens vurſchreuenen oeuer ſie all ader oeuer ſie eyndels vor mangolte frygreuen dem fryenſtoile tom fryenhaghen vurſcreuenen ader vor enygen andern frygreuen adir fryenſtoile in offenbaren adir heymlichen gerichten dat were eyn vngerichte, vnd ſoile jm rechten gentzlich ane vnd machtlois ſyn vnd bliuen. Vort ſo fragede dey vorſcreuen her Euerhart durch ſynen vurſprechen vurſcreuen Eyns rechten ordeils Nadem dat deſſ vurſcreuen Johans Dauits vnd pawel frenckelins claghe vnd ſache ſich treffe an ſchult, houe, weſe, erſtall vnd liggende grunde na Jnhalte eyns ſchultbriffs den ſey darouer meynen zo hauen, off dan ſulichen ſache vnd clage ſich jm rechten gebore zo richten vor den fryenſtoilen anders dan men ſoile ſy richten zu den gerichten dar die Eruen vnd gude vorſcreuen gelegen vnd ouch dey ſchult gehandelt ſy, want ſich der cleger vurſcreuen vermetten jn erem ſchultbriff vorſcreuen dat dat aldar richtlich geſcheyn ſoile ſyn, Wat dar recht vme ſy. Dar wart in vurſcreuen maiſſe vor recht upp gewyſet Na dem ſich dey ſache vnd clage treffe an erue, weſe, acker, liggende grunde vnd ſchult as dan vorgeroirt is na inneholt eyn ſchultbrieffe vorſchreuen ſo enſoile men die ſache anders nirgent richten dan in den gerichten vnd ſteden dar dey erue vnd gude gelegen vnd dynckplichtich ſyn vnd dey ſchult alſo verhandelt iſt, dey cleger vorgeſcreuen enbrochten dan by ſo recht iſt dat en dar rechts geweygert

vnd

vnd dey beilageden en des aldar vtgegangen weren Off dat dey vorſcreuen herren dudeſchen ordens vort darvmb mit rechte emolgt vnd verwunnen ſyn up den ſteden dar in dat mit rechte geboret. Darna vraghede aſdo dey vorſcreuen her Euerhart durch ſynen vurſprechen vurſcreuen eyns rechten vnd gemeynen ordeils. Na deme dan dey vorſcreuen herren des dudeſchen ordens zo pruyßen alſo to vnrechte van dem vorſcreuen hanns dauitz pawel frenckelyn Mangolde dem frygreuen vorſcreuen vnd anderen eren mytholderen vnd helpern an dem fryenſtoile vorſcreuen angelanget ſyn, deſſ ſoe dey orden vurſcreuen vnd ſey zo gwiſſen koſten vnd ſchaden komen ſyn off ſin jn die icht yme rechten darvmb ſchuldig ſeyn wedir zurichten vnd zo bezalen vnd bote vnd wandel darvmb zo doen na irre wirdicheit ers ordens wat dar recht vme ſy dar wart in vurſcreuen maſſen vur recht upp gewyſet want dey vurſcreuen herren alſo to vnrechte van den vurſcreuen clegeren dem frygreuen vnd andern vorſcreuen beſweret vnd angelanget ſint wurden als dat mit ordele vnd rechte gewiſet vnd oeuen geſcreuen is, So ſyn en dey vorſcreuen Johanns pawel Cleghere (Kläger) partyen vurſcreuen yme rechten ſchuldich to richtene vnd to betalene ire koſte vnd ſchaden den dey vurſcreuen Orden vnd dudeſchen herren vurſcreuen deſſ gehalt vnd geleden hauen vnd moghen en den wal myt rechte affmanen in den gerichten vnd dar en dat mit recht geburt mit dem wandel vnd bote vurſcreuen ers ordens vurſcreuen. Alle deſſe vorſcreuen ordeln ſynt ſementliche vnd yder beſunder ouer gerichte vorſcreuen gefraiget geuolget beorkundet ſo recht is deſſ gerichtes vurſcreuen vnd want ſich alle deſſe vurſcreuen ſachen vnd Ordeln alſus vor vnſſ frygreuen oeuen geſcreuen In gerichte vurſcreuen ergangen hauen So hebben wie Conrat von lyndenhorſt Hinrich von Wymelhuſen Heyneke van voirde Herman Hakenbergh Coirt Hake Weinemar vnd Wyneke paſkendaile Arndt Cleynſmyt Johan Gardenwech Diderich ploigher vnd Hinrich van Lynne Erffgreue vnd frygreuen vurſcreuen des to Orkunde vnd gethuge der warheit vm deſſ heilghen Rychs deſſ gerichts vnd rechten wegen voerſcreuen vnſe Ingeſiegeln an deſſen briff gehans

gehangen vnd wy wilhelm van lymberg worhafftich to Stirhem Diderich van Wickede als eyn mit ſoilcher des fryen ſtoiles to Bruninckhuſen vurſcreuen Diderich vnd Rotgher van dem vytinckhoue genañt Nortkerken gebroider frederich van Laere Euert vnd Hinrich van wickede gebroider Johan von Slenderhaen Otto van hetterſcheit Wilhelm van Wele genant van heze knapen to dem wapen geboren vnd Heinrich Akenſchorke Burgermeiſter to kamen als echte rechte fryeſcheppen deſſ hilghen richs mit oeuer vnd an deſem gerichte vnd ſachen vuerſcreuen geweſet hebn Soe hebn wie deſſ to noch noch mereren getughe der warheit vnſe Ingeſiegele by der frygreue Ingeſiegele vurſcreuen mede an deſſen briff gehangen. Hir waren vortmer oeuer vnd ane Erſame fryeſcheppen vnd konixfreven deſſ gerichts mit namen Bernt vnd Hinrich Ouelacker Ernſt vnd Johan van nie Oeſthoue gebroider Hanns vryman dey alde Hanns vryman dey Junghe Hinrich pothoff Bertolt vnd Diderich Greueken Hinrich ter Oeſten vryvrone (Freyfrohn) deſſ gerichts vurſcreuen Hinrich von Ludynckhuſen, Tydeman van brakele Johan mellynckhuſſ Arndt lemborgh vnd anderer fryeſcheppen genoich Gegeuen in den Jaren vnſſ Herren duſent vierhundert vnd twe vnd veretich Jare up den Neſten Gudenſdagh Na ſent philipps vnd ſentt Jacobs daghe der hilghen Apoſteln.

(Am Original hängen 21 Siegel.)

Was man in jener Zeit zu Rom durch Beſtechungen ausrichten konnte, davon enthält das geh. Archiv Beyſpiele zu Hunderten. 1447 ſchrieb der Geſchäfftsträger des Ordens in Wien, Bartholomäus Liebenwaldt, es werde ein Legat nach Wien kommen: „Hätte ich 60 Gulden, ich wollte mir damit bey dem Legaten und ſeinen doctoribus Kundſchaft, Gunſt und Freundſchaft machen, und verhindern daß Hans David aus dem Banne käme.“ Die 60 Gulden wurden ihm geſchickt. Doch das war nur wenig. Folgendes Verzeichniß der Unkoſten, welche der Orden in dieſer Sache aufgewandt, beweiſt, daß die ihm zuerkannte Schadloshaltung von 6000 Gulden noch viel zu geringe war.

Bäge-

Vßgigeben in Hans Davids Sache.

Item zum aſten als Hans David unſere Vorfahren hatte geladen ins heymliche Gerichte, do brachte der Compſtur zu Couelenz zuſampne XXIII Freygrafen, und ſprachen ins los, frey und queit von ſolchem Gerichte, ſint wir weren geiſtliche Lewte, und gaben uns ober ſolchen Vßſproch eynen Brief, der koſtet mit ſampt der tzerung vc Rhein. Gulden (500)

Item den Herrn von Cöln ſeyn auch von derſelben ſachen wegen gegeben xic Gulden (1100)

Item ſo haben wir geſandt dem Herrn zu Cöln iii Hengſte die achten wir ſo gut als iiic — — (300)

und dazu auch einen obirguldten Kop, geachtet xxx — — (30)

Item hat der Comptur zu Couelenz in derſelben ſachen vertzert und uns berechnet xviiic — — (1800)

Item von denſelben xviiic Gulden ſtehen noch tauſent Gulden uff ſchaden zu Mecheln, daruff iſt itzund gelaufen ſchadegeldt (Zins) iiic — — (300)

Item dem Werner Ouerſtolz auch in Hans Davids Sache gegeben iiiic — — (400)

Item der Landcomthur zum Brieſſen hat auch in derſelben ſache uſſgegeben xc — — (1000)

Item uſſgegeben zu Wien in derſelben ſache vc — — (500)

Item dem Bartholomäus Liebenwaldt xiic ung. Guld. (1200 Ducaten)

und im Hofe zu Rom uff ij Jahr Zehrung ijc ung. Guld. (200 Ducaten)

und dazu ij Pferde geachtet uff xxx — — (30 Ducaten)

(Dieſe

(Dieſe bekam der Cardinal Firmanus, denn der Procurator ſchrieb an den Hochmeiſter: er möchte dieſem Ordens-Protector, der es wohl verdient, ein Paar ſchöne, wo möglich graue Pferde ſenden.)

Item dem Nicolao Weiſſenberg uff zwey Jahr Zerung uffs Jahr lx Gulden ıcxx — — (120 Ducaten)

und dazu ij Pferde geachtet uff xxx — — (30 Ducaten)

Alſo 1580 Ducaten und über 7000 Gulden hatte der Orden aufwenden müſſen, um einen Betrüger los zu werden. Dieß Verzeichniß iſt aus einer Handſchrift der Schloßbibliothek entlehnt.

Ich ſelbſt beſitze noch einen Originalbericht des Obermarſchalls an den Hochmeiſter vom Jahr 1445 aus Königsberg, aus welchem zu erſehen, daß Conrad befohlen hatte, die alten Bücher durchzugehn, und Alles, was Hans David betraf, auszuziehen. Der Obermarſchall ſendet auch Einiges, allein die Bücher müſſen wohl in ſchlechter Ordnung ſeyn gehalten worden, denn er klagt, man könne nicht einmal finden, wer zu der Zeit Großſcheffer geweſen. Und es waren doch nicht viel über zwanzig Jahre verfloſſen.

Daß Hans David ſeine abenteuerliche Laufbahn als Wahrſager geendigt, ſcheint ein Zettel vom Jahr 1457 Monat Juny zu beweiſen, wo derſelbe ſich Meiſter von Dolete nennt, und prophezeyt: „In dem nächſten Monden September wird die Sonne ausſehn wie ein ſchwarzer Drache, es werden grauſame Winde wehen, das Meer wird brauſen, und vom Winde werden die Menſchen zubrochen werden. Die Sonne wird ſich hernach in Blut verwandeln, das bedeutet Krieg in Orient und Occident. Ein mächtiger Kaiſer wird ſterben, das Erdreich wird erbeben, und wenig Menſchen werden leben bleiben. Darum verſichert Eure Häuſer und Kammern,

mern, verwahrt Speise auf 30 Tage in Höhlen u. s. w. — Darum wir und unsere Gesellen von Dolete Euch das zu wissen thun durch den applaß und derlosunge ewer Zelen." (Ablaß und Erlösung eurer Seelen.) —

Man sieht, es lief wieder auf Beutelschneiderey hinaus, und man muß zum wenigsten diesem Abenteurer nachrühmen, daß er seinem Character treu blieb bis an's Ende. Folgende Nummern im geh. Archiv betreffen ihn sämmtlich: 39. 79. 216. 230. 245. 269. 293. 298. 307. 317. 318. 381. 551. 569. 573. 574. 585. 587. 597. 683. 750. 793. 827. 933. 1060. 1104.

Es scheint, daß Conrad im lezten Jahre seines Lebens den männlichen Vorsatz gefaßt hatte, den Vehmgerichten zu trotzen, denn er ließ einen Freyschöppen, Tidemann Hille genannt, der vermuthlich gekommen war, um Ladungen zu überbringen, beym Kopf nehmen und zu Schlochow ins Gefängniß werfen. Ich besitze noch zwey Originalbriefe eines Freygrafen Diederich Plougher und eines Freygrafen Johann Kruse, (der lezt ere bey dem Herzog von Cleve) beyde vom Jahr 1449 in welchen sie, im Namen des Reichs, für diesen Hille sich verwenden, weil er ein Freyschöppe und frommer Gesell sey.

Die Bulle, welche den Orden gegen die Vehmgerichte in Schutz nahm, ist vom 2ten September 1448. (Siehe Gadebusch liefl. Annalen p. 127.) Im Jahr 1452 befahl auch der Kaiser dem Bischoff zu Kamin, daß er Land und Städte in Preußen wider das heimliche Gericht schützen solle. (Preuß. Samml. Th. 2. p. 373.)

Ich kann mich nicht enthalten hier aus Vitriarii institut. jur. publ. von Pfeffinger illustrirt, noch ein belustigendes Beyspiel zum Beweise anzuführen, welch' eine verworrene Rechtspflege diese Vehmgerichte gewährten. 1429 wurden einem osnabrückschen Bürger, Gerhard Blom, Nachts drey Kühe von der Weide gestohlen. Er erfährt, daß sie bey dem Freyschöppen Conrad von Langen sind, und klagt bey dem Gogreuen von Osnabrück. Ein Tag wird angesizt; Lange entflieht. Das Gericht wird darauf vor den Hause des Beklagten gehalten, dessen Frau vernommen, und, da sie nichts von ihrem

ihrem Manne wissen will, so werden die Kühe dem Blom zugesprochen, sammt dem Bescheid, er habe weitere Klage bey den Vehmgerichten anzubringen. Da er die Kühe wieder hatte, so schwieg er. Aber nun citirte ihn Lange vor das limburgische Vehmgericht. Nach den osnabrückschen Privilegien brauchte sich Blom dort nicht zu stellen, citirte hingegen den Lange vor das Freygericht zu Müddendorf. Als der Beklagte, auf dreymalige Ladung, nicht erscheint, wird er für ehrlos erklärt und verfämet, (verfehmt).

Lange appellirt an den Kaiser, der eine Commission auf die Stadt Dortmund ertheilt. Der Freygraf von Dortmund mit 24 Beysitzern bestätigt das Urtheil des Freygrafen von Müddendorf. Lange appellirt wieder an den Kaiser, und erhält (immer wegen der drey gestohlenen Kühe) eine Commission auf den Marggrafen von Brandenburg, Pfalzgrafen am Rhein und Herzogen zu Bayern, die sich aber in den Handel nicht finden können. Der Kaiser erkennt eine andere Commission auf Churcöln. Darauf nimmt der Freystuhl zu Soest, im Beysein des Churfürsten, die Sache nochmals vor, und bestätigt das Urtheil abermals. Nun appellirt Lange an das Concilium zu Basel. Kaiser Sigismund nimmt ihn unterdessen zu seinem Diener an, damit er in Westphalen nicht aufgeknüpft werde. Wie die Sache geendigt, ist unbekannt. (L. c. L. IV. Tit. IV. p. 486.)

Ich erinnere nochmals, daß überall, wo es scheinen möchte, als hätte ich dem Herrn v. Baczko Wendungen abgeborgt, wir beyde blos aus Einer Quelle, nemlich aus den Kreuzfeldischen Papieren geschöpft haben.

Zum

Zum sechszehnten Kapitel.

Sitten und Gesetze unter Conrads Regierung.

Ich verweise hier auf des Herrn v. Baczko Geschichte 3ter Band, 9tes Buch, Beylage XX und XXI. Auch das geh. Archiv und die Schloßbibliothek enthalten noch vieles über diesen Gegenstand. Die Chronik der Wallenrodschen Bibliothek, und die Chronik eines Ungenannten, eben daselbst, erzählen von einer sonderbaren Gesellschaft, die man Bierschöppen genannt, weil sie, viel Unfug treibend, im Lande umher gezogen, und allen Bieren eigne Namen gegeben, worunter sich freylich manche leichtfertige befanden, als z. B. das eylauische Bier hieß: wo ist der Magd Bett? Indessen müssen doch noch andere schlimme Dinge dabey vorgefallen seyn, sonst wäre wohl die Strafe, da man ihnen ein Kreuz mit glühendem Eisen auf die Stirn brannte, allzuhart gewesen. Kleinhandel der Ausländer duldete Conrad nicht. Die Litthauer klagten, daß ihnen nicht mehr, wie zu Witolds Zeiten, vergönnt werde, im Kleinen zu kaufen und zu verkaufen. Sie brachten Pelzwerk, Salz, Mützen, Hosen, Spitzerey, (Specerey?) Kessel, und holten dagegen lebendiges Vieh, Ochsenhäute, Asche, Wachs. (Geh. Archiv. Buch ohne Titel, welches anhebt mit der Wahl Conrads von Erlichshausen) — Samland muß damals arm an Vieh gewesen seyn, denn den Fleischern wurde verstattet, Vieh zu kaufen so weit das Land ist, ausgenommen Samland. (Geh. Arch. Buch A.)

1447 verbot, aus Furcht vor Theurung, Conrad die Ausschiffung des Getreides, doch freylich auch nicht eher bis schon die meisten Bürger in Königsberg den Winter hindurch nur Gerstenbrot gebacken hatten. (Schloßbibl. Briefe und Berichte an den Hochmeister O. 2.)

Schon

Schon 1442 ersuchten die Städte, den Nürnbergern zu verbieten, daß sie Spezereyen in's Land brächten, als Pfeffer, Saffran und dergl. „denn durch solche Waare verderbten sie die Handwerker in den Städten, die schwerlich darüber klagten.“ Auch sollte man kein weiß Gewand im Lande färben, wie besonders zu Danzig geschehe, wodurch das gemeine Volk betrogen werde. Der Hochmeister willigte in ihr Begehren. (Buch A. des geh. Arch.)

Wie sehr der Geschmack an Gewürzen überhand nahm, beweist ein Vorrath, den des Hochmeisters Koch seinem Nachfolger übergab: 3 Stein und 8 Pfund Pfeffer, 8 Pfund Saffran, 12 Pfund Ingwer, 1 Pfund Zimmt, 2 Pfund Nelken, und, außer andern Leckereyen jenes Zeitalters, 3 Körbe Rosinen, 5 Körbe Feigen, 6 Tonnen Mandeln, 12 Tonnen Reiß. (Siehe Baczko 3ter Band p. 276.)

Ein altes Buch des geh. Archivs, betitelt Zinsregister aus dem XV. Jahrhundert, enthält vieles hieher gehörige.

Der Hochmeister brauchte jährlich, blos für seine Tafel, 31 Hut Zucker, 3 Stein Ingwer, 1 Pfund Nelken, 1 Pf. Muscatenblumen, 1 Pf. Pfeyfencanel, 200 Laden Crude, 2 Steine Muscaten, 1 Stein Datteln, 1 Pf. Paryskörner. In der Küche 3 Tonnen Mandeln, 2 Tonnen Reiß, 3 Körbe Feigen, 6 Pf. Negleken (Nägelein), 3 Pf. Pfeyfencanel, 300 Stockfisch, 2 Körbe Rosinen, 1 Stein Ingwer, 100 Ellen gebleichte Leinwand. „Dieß ist die Nothdurft des Hauses zu Marienburg.“

In die Conventsküche wurde geliefert: 4 Tonnen Mandeln, 3 Tonnen Reis, 1 Tonne Kümmel, 6 Körbe Feigen, 4 Körbe Rosinen, 500 Stockfisch, 11 Last Salz, jede Last zu 16 Tonnen.

Zur Bekleidung war vonnöthen: 6 mechlische weiße Laken und 2 grobe Laken den Herren, 4 mechlische Laken den Herren zu Kogeln (Mützen). 6 dito Dienerbekleidung, 1 dito zu Beinkleidern für die Knechte, 16 halbenglisch Laken vor die Eistelischen (?) 2 Harras den Priesterherren um das andere Jahr, 3 Hunt-

schob (?) 6 Comische Laken den Halbbrüdern, 18 Poperische den Jungen und Wytingern, 6 Hutten czihen (?) 2 Banir-Tücher (zu Fahnen), 2 Ballen Erich (?) 6 Parcham, 2000 Ellen westphälische Leinwand, 2500 Ellen Osterleinwand, 1500 Sackleinwand, 600 Smoschin (?) 4 Knylinge (?)

Die Schmiede verbrauchte jährlich 6 Last ungarisch Eisen, 60 Stein lübisch Stoll (?) 2 Faß Osemundt (?)

Das Schnitzhaus: 800 Bockshörner, 180 Schock Odern (?) 2500 Leyenleder (?)

Die Glocknerey: 3 Faß Tranys (Thran?) 6 Pfund Weyhrauch.

Die Firmarie (Krankenzimmer) 30 Stockfisch, 1 Pf. Saffran, 8 Pf. Pfeffer (muß wohl Arzeney gewesen seyn), 1 Korb Feigen, 1 Korb Rosinen, 2 Stein Mandeln, 2 Stein Reis.

Ich bekenne, daß hier viele Ausdrücke mir unerklärbar sind. Theils habe ich aber geglaubt, Sprachkundigern einen Dienst zu leisten; theils wollte ich zeigen, wie mancherley Waaren der Orden aus fremden Ländern mußte kommen lassen. Nicht einmal die Leinwand ließ er selbst verfertigen, obgleich Preußen für Flachs und Hanf einen ergiebigen Boden hatte.

Die Zinsregister, welche Conrad sich jährlich überreichen ließ, geben einen Begriff von des Ordens Einkünften. Zum Beyspiel Elbing, die Comthurey, trug jährlich ein an deutschen-preußischen Mühlzinsen, Wartgeld, Dienstgut und sonst allerley Zins 5009 Mark. An Getreide, Pflugkorn u. s. w. 3116 Scheffel Weizen, 72 Last Roggen, 1845 Scheffel Gerste, 4909 Scheffel Haber. Es waren daselbst 28 culmische Dienste, 233 Freydienste, 626 preußische Bauerdienste, 110 Schulzendienste, die magdeburgischen Dienste ungerechnet.

Unter Königsberg finde ich: 2 Haken geben auf das meiste Zehnten 2 Scheffel Weizen, 2 Scheffel Haber, auf das mindeste 1 Scheffel Korn, 1 Scheffel Gerste, „und das verwandelt sich alle Jar, ein Jar giebt man das meiste, das andere das wegenste.“

Wart-

Wartgeld gab ein Freyer 4 Schilling, von jeder Zinshube 1 Scoter, von jeder preußischen Hube 3 Scoter, von jedem Korczem (Kruge) 1 Firding, von einer guten Mühle 1 Firding, von einer geringen Mühle mit Einem Rade 2 Scoter.

Von der Pfaffen Gierigkeit liefert ein Bericht des Comthurs zu Elbing, den ich im Original besitze, 1448 ein auffallendes Beyspiel. Der Prior des Klosters zu Elbing nahm einen kranken Ordensbruder, der lange Nickel genannt, zu sich ins Kloster mit all seiner Habe. Der Hauscomthur war wachsam. Der Prior läugnete, Geld empfangen zu haben, allein des Kranken Knecht verrieth es. Noch immer stellte der Mönch sich unwissend; da drohte man, ihm das Terminiren im ganzen Lande zu verbieten. Jezt bekannte er, anfangs nur 10 Mark, endlich 50. Wenn die Mönche solche Schelmerey sogar gegen den Orden wagten, wie mögen sie mit dem Volke umgesprungen seyn? Die Urkundensammlung der Schloßbibliothek stellt eine Probe davon auf, die von mir mit + 9 bezeichnet worden. Johann, Bischoff von Pomesan, meldet dem Hochmeister, er habe den Schulzen von Postlin in den Bann gethan, weil er einem Pfarrer zu Tyfenau vier Mark wegen eines Pferdes schuldig verblieben! — Die Gesetze des Bischoffs von Culm liefert Hartknoch in seiner Kirchengeschichte p. 210. Sonst kann vom üppigen Leben der Mönche auch Henneberger nachgelesen werden.

Zum siebenzehnten Kapitel.

Ordenszucht unter Conrads Regierung.

Das Unbekannte in diesem Kapitel ist aus Conrads Registrande im geh. Archiv und aus den Ordensstatuten geschöpft. Das übrige enthalten die Kreuzfeldischen Papiere, und, aus ihnen, Baczko's Geschichte.

Limnäus in jur. publ. L. VI. c. 2. §. 59 führt folgendes Sprüchlein von den damaligen Sitten des deutschen Ordens an:

Kleider aus, Kleider an,
Essen, trinken, schlafen gahn,
Ist die Arbeit so die deutschen Herren han.

und Wolff in lection. memorabil. Centenar. XII sagt:

Wer ein schön Weib hat, wo deutsche Herren sind, eine Metze Korn und eine Hinterthür, der hat ein Jahr daran zu essen.

Das Gelübde, kein Eigenthum zu hegen, oder darüber zu schalten, wurde besonders von Sterbenden übertreten, die, dem Gesetz zuwider, Testamente machten. Wie sehr dieser Mißbrauch eingerissen, beweist ein Brief des Hochmeisters an den kranken Vogt zu Schievelbein, der um Verwilligung dazu gebeten hatte. Der gutmüthige Conrad verspricht, ihm seinen Arzt zu senden, obgleich er selbst schwach sey, und schon lange an der Hutzen (?) leide. Das Testament betreffend fügt er hinzu: „solche Testament in unsirm Orden gar groblichen irstanden und gepflogen werden" doch will er es ihm vergönnen, nur heimlich.

Wegen des obenerwähnten langen Nickels, der sein Geld den Mönchen zu Elbing vermachen wollte, fragte der Comthur bey dem Hochmeister an: wohin man den Unge-

Ungehorsamen begraben solle wenn er sterbe? ob auf das Feld? wie das Strafgesetz mit sich brachte.

Die Tauleristen gedachten nicht einer Bulle Papst Honorius III. (geh. Archiv. n. 1111), welche verbietet, daß kein Bruder mehr Abstinenz oder Observanz halten solle, als die Regeln des Hauses gewöhnlich vorschreiben. Gegeben im fünften Jahre des Pontificats.

Von der Unzufriedenheit der des Zwanges ungewohnten Brüder, ist ein Beyspiel in einem Schreiben des Obermarschalls enthalten, dessen Original ich besitze. Ein Bruder Feylscher zu Ragnit, wird darin gemeldet, habe schon zweymal ein Kapitel begehrt, weil er aus dem Orden treten wolle, und wenn man ihm solches nicht bald verwillige, so wolle er „den Mantel über die Ohren werfen" und sehn, was der Hochmeister dabey thun könne?

N. 316 des geh. Archivs enthält eine Instruction, welche Conrad den Visitatoren ertheilt, in welcher es unter andern heißt: „man solle Phileschestern halten auf Häusern wo sie sonst gehalten worden." Ich kenne die Bedeutung dieses Wortes nicht.

Zum achtzehnten Kapitel.

Conrads Verhältnisse mit dem Deutschmeister.

Ob Conrad wirklich, gleich beym Antritt seiner Regierung, Werners Statuten bestätigen müssen, war bis jezt zweifelhaft, erhellt aber klar aus einer Urkunde des geh. Archivs n. 190. Daselbst erklärt er feyerlich sammt allen Gebietigern: sie seyen mit dem Deutschmeister auf dem Haupthause zu Marienburg zusammen gekommen, und haben erwogen

„was Schadens, Verterbung und Unraths unserm Orden in vorgangnen Zeiten bis hieher erstanden seyn

seyn und in künftigen Zeiten erstehen mochten, von etzlicher Spänne und Zwietracht wegen, die sich gemacht und verlaufen haben von einer versiegelten Statut wegen u. s. w."

Das Statut selbst ist wörtlich eingerückt. Sie haben, um solches zu vermeiden,

„vorliebet, verwilliget und gutlichen uffgenommen, verheissen und geloben vor uns und unsere Nachkommen, die Statuten fürbas zu unserm Orden zu zulassen, zu halten und zu hanthaben und dem genzlich nachzukommen zu ewigen Zeiten."

Es wäre denn, daß sämmtliche Meister und Gebietiger, (nicht die Mehrzahl derselben) einstimmig beschlössen:

„solche zu mindern, zu mehren, oder anders damit zu bestellen und zu halten." Gegeben am Montag nach Visitationis Mariä 1441.

Da dieser Tag auf den 2ten July fällt, so läßt sich fast zweifeln, daß Conrad schon am 12ten April erwählt worden, (Siehe Bachem Versuch einer Chronologie der Hochmeister p. 44. und Hist. de l'O. T. T. VI. p. 1.) denn es ist nicht wahrscheinlich, daß der Deutschmeister sich so lange in Preußen sollte aufgehalten haben. Doch ich übergehe diesen, und mehrere dergleichen chronologische Zweifel, deren Lösung nur dann von Werth seyn kann, wenn sie auf die Seele der Geschichte Einfluß haben.

Ich besitze die Original-Entwürfe von drey Urkunden, welche Conrads aufrichtige Versöhnung oder ungewöhnliche Verstellung noch auffallender beweisen. In der ersten erzählt er: schon ehe er zum Hochmeister gekohren worden, habe man sechs Gebietiger aus Preußen, Deutsch- und Liefland bevollmächtigt, allen Zwist beyzulegen; diesen Vertrag habe er damals selbst, als oberster Marschall, unterzeichnet, und verspreche nun als Hochmeister, sich gänzlich darein zu fügen, bey Verlust von Ehren, Würden und seines Amtes. Gegeben Asserade am Sonntage Cantate 1441. (Also auf einer Reise in Liefland.)

Conrad mag wohl gefühlt haben, daß jeder heimliche Schritt gegen eine solche Zusicherung mit Ehre und

Redlichkeit nicht bestehen könne, denn über dem Entwurfe steht von anderer Hand geschrieben: Dieser Brief ist nicht geregistrirt.

Die zweyte Urkunde ist eine Erklärung des Hochmeisters, daß die Balleyen Marpurg, Biessen, Utrecht, Westphalen, welche sich dem Gehorsam Eberhards entzogen, und zu Paul gewendet hatten, künftig dem Deutschmeister wieder unterworfen, und alle ihre, in dieser Sache erhaltenen Briefe und Vollmachten unkräftig seyn sollen. — Die dritte Urkunde ist ein Formular gleiches Inhalts, wie an jede dieser Balleyen insbesondere geschrieben werden solle.

Man hatte ferner beschlossen: (geh. Archiv n. 190.)

„Nachdem die Ordensbücher ungleich befunden worden, daß man der drey rechtfertige mit allen Gesetzen schreiben und versiegeln solle."

Eines dieser Bücher sollte zu Marienburg aufbewahrt werden, das andere zu Horneck in Deutschland, das dritte zu Riga. Das Original des zu Marienburg verwahrten Exemplars ist im geheimen Archiv von mir aufgefunden, und vor kurzem, durch den Herrn Archivarius zu Königsberg dem Druck übergeben worden. Ob die andern beyden Bücher noch vorhanden, ist mir unbekannt.

Trotz aller dieser feyerlichen Bestätigungen, bewies mir schon Conrads Briefwechsel, daß er alles versucht hatte, um die lästigen Statuten zu vernichten. Ich forschte nach, ob es ihm gelungen. Die erste Spur fand ich in der Urkunde des geh. Archivs n. 204, auf welcher, von einer alten Hand, von außen geschrieben steht: citatio super reuocatione Constitut. Werneri de Ursula. Sie ist zu Elbing ausgefertigt, aber leider so sehr von Moder zerfressen, daß wenig mehr davon zu lesen; auch die Jahrzahl ist verlöscht. Nur so viel ist noch deutlich, daß die Bischöffe von Pomesanien und Ermeland specialiter deputati zu diesem Geschäft gewesen; und das war genug um alles aufzuklären, da ich die folgende Urkunde entdeckte, welche sich im geh. Archiv unter der gleichen Nummer befindet:

Nico-

Nicolaus Episcopus servus servorum dei Venerabilibus fratribus Pomezanien. et Varmien. Episcopis salutem et apostolicam benedictionem. Pro singulorum fidelium potissime sub religionis habitu militantium nostre cure divina providentia commissorum statu salubriter dirigendo prout ex injuncti nobis pastoralis officii debito tenemur sollicite consideratione intuitum extendentes ad ea per que illorum commodis et quieti consuli ac scandalis et dissidiis occurri valeat nostre sollicitudinis partes fauorabiliter adhibemus. Cum itaque sicut accepimus in statutis et ordinationibus fratrum hospitalis beate Marie Theotonicorum Ierosolymitani a primeva ipsius hospitalis fundatione editis ac diutius obseruatis in quodam volumine libro ordinis nuncupato nunc redactis inter alia caueri dicatur expresse quod fratres dicti hospitalis secundum constitutiones et statuta in illo descripta vivere debeant et se juxta illorum dispositionem regere ac pariter gubernare et si quid extra ea que in dicto libro continentur quolibet statuta reperirentur illa nullius essent roboris vel momenti nec eorum aliquem obligarent et ab ipsorum statutorum et ordinationum editione et publicatione ac deinde per multa tempora Magistri ac Commendatores ac fratres hospitalis ejusdem pro tempore existentes Secundum illa laudabiliter vixerint temporibus retractis nihilominus postquam bone memorie Vernerus de Urssella ipsius hospitalis generalis Magister in generali capitulo secundum morem fratrum dicti hospitalis celebrato nova quedam statuta et ordinationes que salubrem dicti hospitalis ac Magistri et fratrum eorumdem statum et reformationem ut ex ipsorum inspectione prima facie apparebat continere videbantur ediderat et proprio ac duorum aliorum sigillis ad certum futurum tempus publicanda signauerat illaque ex post publicata et intimata fuerunt plurima ex statutis et ordinationibus hujusmodi que inperatos et contrarios parturiere effectus damna dissensiones et scandala euenerunt et in futurum nisi eis peni-

Digitized by Google

penitus abrogetur aut in melius reformentur grauiora quod absit accidere formidantur Nos igitur qui ex nostre seruitutis officio cunctis fidelibus presertim voto religionis astrictis pacis et quietis commoda procurare ac pervigilis more pastoris comminatis scandalis et dissidiis quantum nobis ex alto permittitur obviare tenemur attendentes quod interdum sic fallitur incertitudo judicii ut quod utile verisimilis conjectura immo etiam attenta consideratio pollicetur non solum damnosum sed inutile reperiri contingat ac volentes hujusmodi scandalis dissidiis et damnis occurrere nec non Magistri et fratrum universorum dicti hospitalis commodis et tranquillitati utiliter providere motu proprio non ad alicujus nobis super hoc oblate petitionis instantiam sed de nostra mera deliberatione et voluntate fraternitati vestre per apostolica scripta committimus et mandamus quatinus de premissis omnibus et singulis autoritate nostra vos diligenter informetis et si per informationem hujusmodi ita esse ac que ante centum annos edita nunquam in usu nisi a pauco tempore citra fuerunt statuta et ordinationes predicta Magistro fratribus seu hospitali predictis minus utilia quin immo periculosa aut damnosa esse sive effectus contrarios in futurum producere posse noveritis super quo vestras conscientias oneramus illa etiam si per sedem apostolicam seu Concilium generale approbata ac Magistrum et fratres predictos etiam juramento firmata et approbata fuerint et quecunque inde secuta auctoritate apostolica tenore presentium cassare et annullare sive alias prout vobis secundum deum pro utilitate et quiete Magistri fratrum et hospitalis predictorum visum fuerit opportunum reformare emendare et modificare curetis statuentes ac etiam decernentes quod Magister et fratres predicti tam presentes quam etiam futuri secundum instituta libri predicti ac alia que ut prefertur duxeritis moderanda vel que ipsi imposterum docerent statuenda duntaxat perpetuis futuris temporibus vivere debeant seque illis per omnia conformare.

mare. Contradictores per censuram ecclesiasticam appellatione postposita compescendo Non obstantibus constitutionibus apostolicis ac statutis et consuetudinibus hospitalis predicti juramento confirmatione apostolica vel quavis alia firmitate roboratis contrariis quibuscunque aut si Magistro et fratribus prefatis vel quibusvis aliis communiter vel divisim a sede apostolica sit indultum quod interdici suspendi vel excommunicari non possint per litteras apostolicas non facientes plenam et expressam vel verbo ad verbum de indulto hujusmodi mentionem et quibuslibet aliis privilegiis indulgentiis et litteris apostolicis generalibus vel specialibus quorumcunque tenorum existant per que presentibus non expressa vel totaliter non inserta effectus earum impediri valeat quomodolibet vel differri et de quibus quorumque totis tenoribus habenda sit in nostris litteris mentio specialis. Dat. Rome apud Sanctum Petrum Anno Incarnationis dominice Millesimo Quadringentesimo Quadragesimo nono Pridie Kal. May. Pontificatus nostri Anno tertio.

Hieraus läßt sich wohl mit Gewißheit schließen, daß jene vermoderte Urkunde den Widerruf der Statuten selbst enthält, zu welchem die Bischöffe bevollmächtigt waren.

Zum neunzehnten Kapitel.

Conrads Tod.

Ich habe die Erzählungen mehrerer gedruckten und handschriftlichen Chroniken zusammen gestellt.

Einige behaupten, auch diesem Conrad hätten die Aerzte vergebens gerathen, das Gelübde der Keuschheit zu brechen, um sich Linderung in Steinschmerzen zu verschaffen. Auch Schütz und Pauli erwähnen dieses Umstandes, verwechseln jedoch wahrscheinlich Conrad von Jungingen mit Conrad von Erlichshausen. Dieser leztere hatte eine Fistel zuheilen lassen, welches ihm sehr übel bekam.

Zum

Zum zwanzigsten Kapitel.

Ludwig von Erlichshausen.

Wenn man sich sehr neuer Beyspiele von fremder Einquartierung vor den Thoren einer Stadt erinnert, und weiß welch Murren dadurch veranlaßt worden; so gewinnt der, von Andern übersehene, Umstand Wichtigkeit: daß der Orden seine Reiter, den Städten zu großer Beschwerde, in deren Nachbarschaft verlegt. Leo erzählt solches p. 265 mit den Worten: ac etiam ut Crucigeri magis ac magis ciuitates Prussiae ad relinquendam consoederationem compellerent, equitatus vel potius latrones in earum vicinia immiserunt. Er nennt Danzig, Thorn und Culm, besonders aber Elbing, als schwer belästigt, denn auf das leztere sey der Orden am höchsten erbittert gewesen, weil dort der Bund ausgedacht worden, und weil der gemißhandelte Adel dort eine Zuflucht gefunden.

Der Schmähbrief des Bischoffs von Ermeland an den von Leslau befindet sich auf der Schloßbibl. n. 817.

Das Creditiv des Papstes für den episcopum silvensem, den er nuntium et oratorem nennt, qui omnia quae circa hanc pestem extirpandam pertinere poterunt, tecum communicabit. Geh. Arch. n. 802.

Curike p. 23 nennt diesen Legaten einen portugiesischen Bischoff, also vermuthlich aus Algarbien, wo Silva oder Silves, eine kleine bischöffliche Stadt lag. Waissel nennt ihn p. 72 auch Portugalensis.

Nicht weniger als sechszehn Bullen gab nach und nach der Papst in dieser Sache, welche, laut Bericht des Ordensprocurators zu Rom, 135 Ducaten kosteten. (Schloßbibl. + 14.) Das waren aber blos Kanzeleygebühren. An Geschenken wandte der Orden weit mehr auf. In einer Rechnung des Procurators sind allein

tausend

tausend Ducaten angeführt, vor Ere geben unserm heiligen Vater. (Eben daselbst + 20.)

Des Papstes merkwürdiges Schreiben an den Erzbischoff zu Riga, wodurch die hist. de l'O. T. an unzähligen Stellen widerlegt wird, befindet sich im geh. Archiv n. 114. Seine die Kreuzherren betreffenden Worte sind: negligentiores hactenus extiterunt et adhuc in eadem negligentia persistunt, eorumque subditos, quos paterna caritate complecti deberent, diuersis oneribus atque molestiis affecerunt, ac modernis temporibus afficere non verentur. Das nennt er mit Recht ein malum regimen. Er schickt zugleich dem Erzbischoff die Instruction des Legaten, der Macht habe zu bannen oder loszusprechen, und fodert Jenen auf, ihm Beystand zu leisten. Auch gegen die Geistlichkeit in Preußen ist diese Bulle gerichtet.

Des Hochmeisters wohlgemeinter Rath, der Bischoff solle Hans von Bayfen die Ehre geben, befindet sich in dem Buche A. des geh. Archivs.

Zum ein und zwanzigsten Kapitel.

Neue Bundesanfechtungen.

Des Papstes christliche Ermahnungen, mit dem Schwerte drein zu schlagen, seine Drohungen, seine Wehklagen, befinden sich in dem Buche A. des geh. Archivs, ferner n. 644 und 668 der Urkundensammlung daselbst. Auch ein Schreiben ähnlichen Inhalts an den Erzbischoff von Culm n. 803.

Die Verhandlungen wegen Ludwigs angebotener Versicherungsschrift, die hier mit merkwürdigen neuen Umständen erzählt werden, hat gleichfalls das Buch A. des geh. Archivs aufbewahrt. Allein das auffallendste Actenstück ist das schriftliche Bedenken der Gebietiger, von welchem ich selbst eine gleichzeitige Abschrift besitze.

Aus

Aus dieser Bewegung wider den Bund und des Hochmeisters Verschreibung (wie sie ihr Gutachten nannten) schaut der Geist des Ordens klar hervor. „In dem Privilegio Friedrich II. (sprachen sie) ist dem Hochmeister, den Gebietigern und Brüdern vollkommene Macht verliehen, daß sie selbst in eignen Personen mögen allerley Sachen, die an Leib und Gut gehn, verhören und richten und bedürfen nicht Scheppen und Schulzen oder andere weltliche Richter dazu heischen, wiewohl das der Orden unter Zeiten getan hat von guten Willen, als da die Ritterbank zu Madenburg ward besessen, und die Leute enthauptet u. s. w."

Lieber soll der Hochmeister, wie vormals geschehn, Willkühr und Satzungen machen, um den Beschwerden abzuhelfen; allenfalls auch in der Willkühr alles dasselbe versprechen, nur keine Verschreibung von sich stellen; denn wenn man nachher gewahr würde, daß solche Willkühr Schaden thäte, so könnte man sie leichter abschaffen als eine Verschreibung.

(„ap hernach als der Herr Homeister mit den Herren Prälaten und Gebietigern irkennten, das sulche Willkor schaden wolde gebrengen, so hetten si di bas zu wandeln denn ap sie verschreben weren.")

Es solle auch in selbiger des Bundes gar nicht gedacht werden, damit die Nachkommen nicht etwa sprechen möchten: seht lieben Freunde, unsere Voreltern haben durch einen Bund große Freyheiten erworben, warum wollen wir uns nicht auch verbinden? — Darum müsse man die Willkühr so abfassen, daß nicht daraus zu merken sey, „daß der Bund ihnen gut gethan."

Die Art Recht zu sprechen, die der Hochmeister zusagen wolle, sey noch ärger als die, welche Land und Städte vormals begehrt; denn da hätten sie doch nur eine bestimmte Zahl von Richtern, unter denselben auch Prälaten, geheischt; aber auf diese Weise würden Richter ohne Zahl hervorgehn, unter ihnen Schuster und Pelzer, die etwa Burgemeister in kleinen Städten wären. Ob das wohl dem Orden füglich sey, daß, zum

Bey-

Beyspiel, ein Fischer, Burgemeister zu Tolkemite, einen Comthur zu Elbing verhöre?

Verschreibungen würden bald sehr willkührlich ausgedehnt, wie es mit der culmischen Handfeste ergangen, die man blos den Städten Culm und Thorn und den Pilgern verliehen. Nun meinten alle Einwohner, sie wären die Pilger; man habe jedoch blos die Kreuzfahrer darunter verstanden. Den Polanschen Rittern und Knechten im culmischen Lande habe man, wohl funfzig Jahr nachher, ein anderes Privilegium ertheilt; diese Polansche Handfeste werde von Land und Städten der Herrschaft verschwiegen, um alle in die culmische zu ziehen „und glossiren das Wort Pilgrim."

Der Hochmeister werde besser thun, in wichtigen Sachen, außer Gebietigern und Prälaten, noch einige Richter aus Land und Städten beyzuziehen, und zwar bald aus diesem Gebiete, bald aus jenem. Würde dann ein solches Urtheil angefochten, so möchte man es nach Magdeburg oder Lübeck senden, je nachdem das Recht wäre.

Zuletzt schlugen sie vor: die Meister von Liefs und Deutschland sollten in's Land kommen, ohne Beyseyn des Hochmeisters den Leuten die Sache glimpflich vorstellen, auch sie zu bewegen suchen, daß sie nicht blos dem Hochmeister, sondern dem ganzen Orden huldigten, weil das Land diesem zugehöre. —

Mit welchen bittern Klagen der Orden die deutschen Fürsten bestürmte, davon besitze ich gleichfalls Originalbeweise; nemlich ein Schreiben Hartungs von Egloffstein aus Nürnberg, worin er dem Hochmeister die Abschriften dieser, an Kaiser und Churfürsten ergangenen Klagen sendet, auch den Brief des Marggrafen von Brandenburg an die Danziger, als Hauptleute des Bundes. Der Marggraf ersucht den Hochmeister, diesen Brief nur aufzubrechen, und, nachdem er ihn gelesen, wieder zu versiegeln.

Die wahren oder verstellten Gesinnungen Hanns von Bayseu's enthält unter andern auch einer seiner Briefe an den Hochmeister, den ich im Original besitze. Er ist geschrieben Montags nach Oculi 1452. Bayseu verspricht

verspricht darin nach Marienwerder zu kommen, und dort „nach seinem höchsten Vermögen und Fleisse mit guter Freunde Hülfe und Rath sich zu bearbeiten," um die Eintracht wieder herzustellen.

Die versuchte Vermittelung der beyden Fridriche von Brandenburg und Sachsen steht im Buche A. des geh. Archivs.

Die Feindschaft zwischen Ludwig und seinem Bruder erhellt aus einer ernsten Abmahnung des Bischoffs von Braunsberg (Schloßbibl. + 15), worin er also zu dem Hochmeister redet: „Allen wirdigen Personen dieses Landes seyn die vorgedachten Kryge und Unwillen zwisschen Ewern Gnaden und Ewren irluchten bruder Fridrich eyn unendlich betrúpniß und peyn."

Wie es damals im Orden zuging, nachdem des redlichen Conrad wachsame Augen sich geschlossen hatten, mögen folgende Beyspiele beweisen, die, zwar nicht in der Geschichte, doch in der Reihe dieser Belege, wohl einen Platz verdienen.

Urkundensamml. der Schloßbibl. fasc. VIII. sig. K. n. 9. Der Comthur von Osterrode klagt, daß ihm der Hochmeister einen gewissen von der Heyde zugeschickt: „Ew. würdigen Gnaden weiß wohl das er gar ein unendlich Mensch ist." Er habe ohnehin schon so vile unreddeliche Brüder, und bittet, ihm keine solche mehr zu schicken.

Eben daselbst Briefsammlung n. 303. Der Comthur zu Reden beschwert sich über Unruhstifter und erzählt die Geschichte des Trunkenbolds, dem nicht einmal der Hochaltar in der Kirche heilig war.

Eben daselbst n. 300. Der Comthur zu Balga bekennt, keinen tauglichen Brüder in seinem Convente zu haben.

Eben daselbst Vol. I. L. 5. n. 14. Ein gewisser Borghardt meldet dem Hochmeister: „der Hauscomthur und Schenke sind als eyne Coppel, essen und trinken alleyne und leben wol sunderlich." Der Comthur sey ein Comthur wie alle Comthure. Dann erzählt er eine lange ärgerliche Geschichte. Ein Ordensbruder hat gesagt: „klage nur beym Hochmeister über mich,

mich, da beheye ich mich um. Wisse das ich das Krewze so breit und tief und langk trage als ir adder der Comthur."

Eben daselbst n. 38. Eine Beschwerde des Comthurs zu Osterrode über einen Dietrich von Oerz, der dem Sander von Bayſen, nach einem höchst unanständigen Wortwechsel, offene Fehde angekündigt.

Briefe und Berichte an den Hochmeister O. 5. Desſelben Comthurs angeführte Klage über Widerspenstigkeit.

Geh. Archiv Buch A. Häufige Beschwerden zu Stargard über die Ordensbeamten. Zum Beyspiel: „Ich Dietrich von Kossen klage, daß der Hauscomthur zu Schwetz meinem Weibe ihr väterliches Gut genommen, das ihr Vater warlich nicht um den Orden verdient hat, da er in schweren Gefängnissen um des Ordens willen gelegen."

„Ich Nuttus von Drosdau klage über Beeinträchtigung meiner Handfeste."

„Ich Jacob Stolin klage daß etliche verwayste Dirnen ihres väterlichen Gutes beraubt worden" u. s. w. Am angezeigten Orte ist eine ganze Litaney solcher Klagen nachzulesen. Trotz aller dieser Bereicherungen ließ man die dürftigen Brüder Noth leiden; denn unter den Wehklagen eines Kranken im Spital zu Straßburg befindet sich unter andern folgende: „Item vom Huse wird mir nichts nicht, wedder Speise noch Nothdurft, besunder so versagt man mir ein paar leinen Hosen auf die österliche Zeit."

Ich hoffe, der Verfasser der hist. de l' O. T. werde bekennen, daß ich der von ihm verlangte Gegner sey, der nicht mit leeren Declamationen, sondern nur mit Urkunden in der Hand gegen ihn auftritt. Eine derselben war ihm selbst bekannt genug, wenn er darauf hätte achten mögen, ich meine die angebotene Versicherungsschrift des Hochmeisters, in der unter andern versprochen wird: daß Niemand an Hals oder Hand solle gerichtet werden, ohne Urtheil und Recht. Wo eine solche erste, natürliche Pflicht noch zum Gesetz erhoben

erhoben werden mußte, da war doch wohl das Regiment tyranniſch?

Daß in fremden Landen zwar des Ordens Diener, nicht aber die preußiſchen Kaufleute geſchützt wurden, wirft die Chronik des geh. Archivs p. 213 dem Hochmeiſter vor, und liefert zugleich dadurch einen Beweis, daß der Orden auf eigne Rechnung Handel trieb, und ſeiner Bürger Nahrung ſchmälerte.

Es iſt hier der Ort, noch einen Vorwurf von dem biedern Conrad von Erlichshauſen abzuwälzen, den ihm Leo hist. Pruss. p. 261 macht. Er habe nemlich ſchon 1446 den König von Dänemark erſucht, die preußiſchen Schiffe aufzufangen, und dadurch die Preußen zur Entſagung des Bundes zu zwingen. Der König habe ſein Begehren erfüllt, aber ohne Wirkung, denn der Hochmeiſter ſey nicht einmal um Vermittlung von den Städten erſucht worden. Leo verwechſelt offenbar Conrad (dem dergleichen gewiß nie in den Sinn gekommen) mit Ludwig, dem der Hauscomthur zu Danzig am Tage Petri Pauli 1453 ſchrieb: der König von Dänemark habe Danziger Schiffe weggenommen, die nach England ſegeln wollen, und es gehe in Danzig ein gemeines Gerücht „und iſt auch ſtadtkundig worden, daß Ew. Ehrwürdige Gnaden dem Könige zu Dänemark geſchrieben und befohlen habe, daß er alle die, die do von hinnen kommen und durch den Sund wollen, uffhalden und nehmen ſoll" und der König habe etlichen geſagt, „die do nach ihren Gütern die er ihnen genommen hat, geweſt ſeyn, daß ihm Ew. Gnaden geſchrieben hat, und ihnen die Briefe geweißt habe, daß Ew. Gnaden ſie nicht bezwingen könnte, er ſollte ſie bezwingen." Der gemeine Mann werde dadurch ſehr erbittert. Ich beſitze das Original dieſes Schreibens.

Das Mährchen von dem prophezeyenden Eremiten erzählt Leo p. 261, Schütz u. a. m. Auch die hist. de l'O. T. t. V. p. 502 hat es aufzunehmen nicht verſchmäht, meint aber, es ſey von den Preußen erfunden worden, um dem Pöbel Muth einzuflößen. Ein Eremit an Frankreichs Gränzen ſagte zwey Ordensbrüdern, der Teufel ſey mit der böhmiſchen Gans (Huſſens Lehre, denn

der Name Huß bedeutet bekanntlich eine Gans) nach Preußen geflogen, wo die Ritter groß Behagen an den weißen Federn fänden, und sich einbildeten, die Unterthanen leichter bedrücken zu können: aber diese nemlichen Federn würden sie in die Hände ihrer Feinde liefern. Warum könnte dieses Mährchen nicht auch von einem Ordensbruder, etwa von einem Tauleristen, erfunden worden seyn? die ohnehin, nach Hartknochs Bericht (in seiner Kirchengeschichte), über den Fall des Ordens frohlockten.

Es gab auch sonst noch abergläubische Kreuzherren genug, wovon ich hier ein auffallendes Beyspiel aus der nemlichen Zeit liefern will.

Der Visitirer in deutschen und welschen Landen schrieb 1451 aus Neustadt bey Wien an den Hochmeister: es sey gekommen „ein frumm selig Mensch mit siebenzehn Brüdern Barfüßer Ordens aus Welschland nach Wien," der große Wunder thue. Der Briefsteller habe dabey gestanden, als der Heilige Blinde sehend, Taube hörend gemacht u. s. w. Ein Knecht habe sich vorwitzig verlauten lassen, er wolle das nicht eher glauben, bis sein blinder Hund sehend werde. Alsobald habe der Hund sein Gesicht wieder erhalten, allein der Knecht sey blind geworden. Der Wunderthäter nehme kein Geld, sondern nur ein wenig Essen und Trinken, predige alle Tage lateinisch, ein Anderer stehe neben ihm und übersetze es deutsch. Am Frohnleichnamstage habe er wohl 3000 Zuhörer gehabt. Der Visitirer gibt sich große Mühe, den Hochmeister zu überreden, diesen „frum selig Mensch" nach Preußen zu verschreiben, hat auch schon vorläufig mit dem Heiligen deshalb gesprochen, der nicht abgeneigt scheine. Ich besitze das Original dieses Schreibens.

Die Offenbarungen der heil. Brigitte, die 1373 starb, und ihre fürchterlichen Drohungen gegen den deutschen Orden, um seiner Grausamkeit gegen die Neubekehrten, seiner schwarzen Ehrsucht und Habsucht willen, sind bekannt.

Zum

Zum zwey und zwanzigsten Kapitel.

Der Bund beruft sich auf den Kaiser.

Den Einfluß von Ludwigs Oheim berührt Rades walds handschriftliche Chronik mit den Worten: Ludwig habe viel versprochen, auch es wollen halten, „aber seiner Mutter Bruder, Herr Heinrich Reuß von Plauen, und andere Comthure ihn dazu brachten, daß er viel Dings nicht hielte.“

Die Schiedsrichter, welche der Hochmeister den Ständen vorschlug, waren, außer Papst, Kaiser und Churfürsten, die Erzbischöffe von Cöln, Magdeburg, Augsburg, Salzburg, Breslau; die Bischöffe von Worms, Speyer, Passau; der Herzog Albrecht, des Kaisers Bruder; die Marggrafen Hans und Albrecht zu Brandenburg; Herzog Wilhelm von Sachsen; der Marggraf von Baden, Herzog Ludwig in Bayern, der Graf von Würtemberg, der Erzbischoff von Riga. (Geheimes Archiv. Buch A.)

Schon lange vor gefälltem kaiserlichen Urtheil warb der Orden Kriegesgenossen. Ich besitze ein Originalschreiben der Herzöge Balthasar und Rudolph in Schlesien und Sagan, datirt Johannes Baptista 1453, (also an dem Tage, auf welchen der Kaiser die Parteyen geladen hatte) worin sie versprechen, „durch unser eyns selbs Persona einen rüstigen Gezug dem Orden zuzuführen.“

Die Stände suchten sich auf alle Weise zu decken. So hatten sie auch 1452 einen kaiserlichen Machtbrief an den Bischoff von Leslau ausgewirkt, ihre Privilegien zu vidimiren; der Bischoff sollte die Widerpartey dazu laden, und, „ob sie icht drein reden würden,“ dem Kaiser selbst die Schriften senden. (Preuß. Sammlungen Th. III. p. 172.)

Außer jener Ladung in der Bundessache, (Preuß. Samml. Th II. p. 683.) überbrachten die Sendeboten dem Hochmeister auch noch eine andere in einer Privatangelegenheit mit einem gewissen Kaschauben. Lauter Beweise, daß sie damals am kaiserlichen Hofe mächtige Gönner sich erworben hatten. (Preuß. Lieferungen. t. I. p. 768.) Das kaiserliche Verbot, sich, während des Processes, aller Neuerungen und Beleidigungen zu enthalten, steht in den Preuß. Samml. Th. II. p. 680.)

Die Steuer, mit welcher die Bundesgenossen sich belegten, war so allgemein, daß sie sogar den Befehl enthielt: „das sollen tun reich und arm als spinneryne und niemands usgenomen." (Schloßbiblioth. + 23.) Die Erlaubniß des Kaisers dazu (Preuß. Sammlungen. Th. II. p. 686).

Die vergeblichen Bemühungen des Hochmeisters, Geld aufzutreiben, beurkundet das Buch A. des geh. Archivs, wo der Deutschmeister klagt: „Item dazu han ich und meine Gebietiger uns mit allem Fleis und Arbeit, hetten gerne, wiewol es uns vetterfflich were, etlich Geld entlehnt, wir haben aber ganz nicht mögen bekümmen. Es steht leyder übel in dissen landen, wer Geld hat, der fürcht sich und verbirgt es. Die Fürsten sin nottigt (?) und weiß Nymandt wie es hinfüro mit den Krigen sich ergeben werde." Ein Graf Hans von Honstein hatte ihn befehdet, darum mußte er selber borgen und schwer verzinsen.

Ferner des Meisters in Liefland Klage über Pest und Mißwachs. (Schloßbibl. + 12.)

Des Obermarschalls trübseliger Bericht. (Briefe und Berichte an den Hochmeister ⊙. 11.) Endlich die Unterhandlung mit einem Büchsenschützen zu Danzig, der sich der Kunst Gold zu machen so sicher berühmt, „also er den Willen habe zu empfahen, der ihm lyb und sele hat gegeben." (Schloßbibl. Briefsammlung n. 406.) Herr von Baczko läugnet, daß die Berechtigung, ermländische Pfründen zu besetzen, dem Orden wirklich wieder entrissen worden, und spricht blos von Versuchen des Thumkapitels. (Th. III. p. 231.) Er hat aber die päpstliche Bulle übersehen, welche in den Preuß. Samml.

t. III.

t. III. p. 34 abgedruckt steht, und in welcher es heißt: — hodie in manibus sponte et libenter renuntiauit. Die Sache hatte, wie Treterus und Leo berichten, beyden Theilen große Summen gekostet.

Die Muthmaßung des Herrn von Baczko, daß nur ein Theil der Verbündeten, vielleicht nur die Ritterschaft allein, die zwanzig Bundesherren gewählt habe, (siehe dessen Geschichte 3. B. p. 257) scheint irrig, denn Schütz, der hier fast immer ein sicherer Geleitsmann ist, sagt ausdrücklich (p. 175), Land und Städte hätten solches auf der Tagefahrt zu Elbing im April verordnet.

Casimirs Friedensermahnung an den Hochmeister, sammt dem Bekenntniß, daß er des Bundes Sache für gerecht halte, liefert eine Urkunde der Schloßbibliothek, deren nähere Bezeichnung mir zufällig verloren gegangen. Die persönliche Zusammenkunft beyder Fürsten erzählt das Buch A. des geh. Archivs, und auch Dlugoss l. 13. p. 92. Der letztere fügt hinzu, die polnischen Räthe hätten dem Könige widerrathen nach Thorn zu ziehen

Die hist. de l'O. T. widerspricht sehr lebhaft der Beschuldigung, als habe der Orden durch den von Militz die Bundesgesandten überfallen lassen; allein, statt aller Gründe, macht sie blos die Bemerkung: was hätte der Orden dabey gewinnen können? es lag ihm ja selbst daran, den Proceß zu entscheiden. (T. VI. p. 87.) Freylich hatte der Hochmeister selbst Schiedsrichter vorgeschlagen, aber es scheint ihm doch kein rechter Ernst gewesen zu seyn; denn warum suchten die Ordensgesandten des Kaisers Ladung zu hintertreiben? — Dieser Umstand beweist zwar noch nicht, daß die Kreuzherren jener bösen That sich wirklich schuldig gemacht, allein er vermehrt die Wahrscheinlichkeit. Der kaiserliche Geleitsbrief ist in den Preuß. Sammlung. Th. 2. p. 494 abgedruckt.

Zum

Zum drey und zwanzigsten Kapitel.

Rechtsstreit vor dem Kaiser.

Die ganze in diesem Kapitel mitgetheilte Erzählung, ist ein Auszug aus einer in vielen Rücksichten sehr merkwürdigen Urkunde des geheimen Archivs n. 80. Auf des Kaisers Befehl und in dessen eigenen Namen ist sie geschrieben auf vierzig Folioblätter von Pergament; eine seidene Schnur ist durchgezogen, an welcher das große kaiserliche Insiegel hängt. Die ganze Urkunde ist vollkommen wohl erhalten. In den Preußischen Sammlungen t. II. p. 464 wird ihrer erwähnt, doch die Beschreibung trifft nicht zu, denn sie soll, wie es dort heißt, nur auf 17 Bogen Pergament geschrieben seyn.

Ich habe diesem Auszug um so weniger einen Platz in der Geschichte versagen mögen, da sämmtliche Beschwerden beyder Theile, zur bequemen Uebersicht, hier noch einmal kurz zusammengefaßt worden, und ich, eben aus dieser Ursach, zuvor manches übergangen habe, was hier im Zusammenhange dargestellt ist. Wo es irgend interessant schien, sind die eigenen Worte beybehalten.

Durch diese Urkunde wird zuförderst ein alter Zweifel gelöst, der die kaiserliche Bestätigung des Bundes betraf. Herr von Baczko und vor ihm viele andere irren, wenn sie dieselbe in das Jahr 1451 setzen; sie erfolgte 1441, wie man schon aus den Preuß. Samml. t. II. p. 348 hätte ersehen können, wo aus dem zu Thorn noch befindlichen Original eine Abschrift geliefert worden, mit der ausdrücklichen Bemerkung: die Jahrzahl sey mit Worten ausgeschrieben. Schütz (p. 165) führt mehrere, in der That sehr scheinbare Gründe an, aus welchen er vermuthet, daß die Lesart 1451 die richtige sey; nemlich: es sey nicht wahrscheinlich, daß der Bund, so bald nach

nach seiner Entstehung, die Bestätigung gesucht habe; denn damals kämpfte er noch gegen minder harte Anfechtungen, und der Hochmeister hatte ihn verwilligt. Wäre die Bestätigung schon 1441 erfolgt, warum hätten die Stände nie gegen den Hochmeister, nicht einmal gegen den donnernden Legaten ihrer erwähnt? sich auf sie berufen? — Dieser letztere Grund ist so stark, daß man versucht wird, zu glauben, die schlauen, und mit Gelde wohl versehenen Bundesgesandten haben wirklich erst 1451 oder 1452 durch Bestechung, ohne des Kaisers Wissen sie bewirkt, allein mit gutem Vorbedacht das Datum 10 Jahr zurückschieben lassen. Ein feiler Rath, der seines Herrn Unterschrift und Siegel erschlich, konnte auch diese Verfälschung leicht noch hinzufügen. Mehrere, auf Urkunden gestützte Gründe, erheben diese Vermuthung beynahe zur Gewißheit. Erstens: der Ordensanwald zu Rom, Jodocus Hönstein, meldet dem Hochmeister erst 1452, er habe in Erfahrung gebracht, daß der Kaiser den Bund bestätigt, mit dem Zusatz: es sey heimlich geschehn, „um das Land Preußen in seine Gewalt zu bringen," auch sey er gegen die Bundesgesandten so herablassend gewesen als gegen Niemand. (Schloßbibl. + 18.) Wäre die Bestätigung zehn Jahre früher erworben, so würde wohl 1452 in Rom nicht mehr die Rede davon gewesen seyn. Zweytens: aber der Kaiser wußte nichts davon. Das beweist unwidersprechlich eine Urkunde des geh. Archivs n. 91, ausgestellt von mehreren Räthen deutscher Fürsten, in welcher sie bezeugen: daß sie gegenwärtig gewesen, als der Orden vor dem Kaiser geklagt, es habe sich der Bund kaiserlicher Bestätigung mit den Worten berühmt: „wer den Brief sehen wolle, möge nur gen Thorn auf das Rathhaus kommen." Darauf der Kaiser geantwortet: er wisse davon nichts, habe auch vergebens seine Räthe befragt, und in den Registern der Kanzley nachschlagen lassen. „Sein kayserliche Gnade wollt gar ungern etwas geben, erlauben oder ausgehn lassen, dadurch der Orden sollte oder mochte beswert, beschadigt oder verkürzt werden." — Des Bundes Sendeboten aber hätten standhaft geläugnet, daß sie jemals dergleis

dergleichen Berühmen sich zu Schulden kommen lassen. Unterzeichnet haben Clas von Gich, Rath des Bischoffs zu Bamberg, Hans von Seybelsdorff und Jacob Buttrich, Räthe der Herzöge Ludwig und Albrecht, Pfalzgrafen bey Rhein und Herzogen in Bayern, Heinrich von Egloffstein und Ludwig von der Eybe, Räthe der Marggrafen Johann und Albrecht von Brandenburg und Nürnberg, „in irer Gnoden Geschefften uff diesesmal in den kayserlichen Hof geschickt." Gegeben zu Greyze 1453.

Drittens, ein Schuldbrief von 5400 Gulden (nicht 54000, wie Herr von Baczko t. III. pag. 256 vielleicht durch einen Druckfehler angibt), der erst 1453 für die Bestätigung vom Bunde ausgestellt wurde. (Preuß. Samml. t. III. p. 242.) Diese, heißt es zwar darin, sey schon vorlängst geschehn, allein warum denn jetzt erst dieser Schuldbrief?

Viertens lassen die Gesandten des Ordens vor dem Kaiser sich mehr als zu deutlich merken, daß sie an der Echtheit der Urkunde, des Siegels u. s. w. zweifeln. Sie waren, wie es scheint, recht wohl unterrichtet, wagten aber nur nicht, ganz mit der Sprache heraus zu gehn, weil der Kaiser selber schwieg. Vielleicht suchte eben darum der Orden durch den von Miltitz sich der Bundespapiere zu bemächtigen, weil er, mit dieser Bestätigung, die nirgend registrirt war, dem Bunde eine Hauptstütze würde geraubt haben.

Aber wie ging es denn nun zu, daß der Kaiser in seinem Urtheil nirgend widersprach? Herr von Baczko behauptet irrig (T. III. p. 255), des Bundes Anwald habe nicht gewagt, sich darauf einzulassen. Er war vielmehr dreist genug, die Bestätigung in Gegenwart des Kaisers laut zu verlesen. Fridrichs Schweigen ist erklärbar. Es mußte ihm schwer ankommen, zu bekennen, daß man seinen Namen bisweilen unter Schriften setze, die er zuvor nicht gelesen. Er wollte das Ansehen seiner Räthe und sein eignes schonen. So glaube ich dieses Räthsel gelöst zu haben.

Schon vor Ankunft der streitenden Parteyen sollen, wie die hist. de l'O. T. behauptet, die Anwälde den

Proceß

Proceß eingeleitet haben, weil die Preußen in der Unterwerfungsurkunde ſagen: anno prope uno exacto cum personarum nostrarum amplissimo discrimine in querelis propositionibusque versati. Wie man dieſes faſt verlaufene Jahr zu berechnen habe, erhellt aus der Urkunde. Des Kaiſers Ladung erging am 21. December 1452. Am Tage nach Johanni 1453 ſollten die Parteyen ſich einfinden. Er verlängerte den Termin, wegen Gefangennehmung der Bundesgeſandten, das Erſtemal auf drey Wochen, dann wiederum auf 12 Wochen und 6 Tage. Der letzte dieſer Tage war der 22. October, und an dieſem wurde eigentlich der Rechtsſtreit erſt in Gang gebracht. Nun aber wurden die Sitzungen täglich gehalten, und zwar ſtets in Beyſeyn des Kaiſers, (der nicht, wie die hist. de l' O. T. meint, blos in der letzten Sitzung gegenwärtig war) bis zum 7. November, an welchem der Bund die Ordensklage weitläuftig beantwortete, auch ſeine Documente, unter andern die Beſtätigung von 1441, verleſen ließ. Am 8. widerlegte der Orden, und bat, dem Gegentheil keinen weitern Schub (Termin) zu verſtatten. Am 10. ſprach der Wortführer des Bundes noch einmal. Dann verſuchte der Kaiſer, ſammt ſeinen Räthen, einige Tage lang die Güte. Als er ſeinen Zweck nicht erreichte, ſetzte er noch einen Tag auf den 26. November, an dieſem erfolgte ſein Interlocut, „das billig auf des Ordens vorgemelten Rechtſatze des Bundes Recht ergee, und darnach baider ſeyt verrer in den Sachen beſchee was recht iſt," wogegen der Bund proteſtirte und ſich die Wiederklage vorbehielt. Der Orden behauptete, des Bundes Anwald habe verſprochen, die Wiederklage fallen zu laſſen, um weitere Händel zu vermeiden, und berief ſich auf die Richter, die ſolches gehört. Der Bund läugnete das nicht, meinte aber, er habe ſich deshalb der Wiederklage nicht ganz verziehen. Darauf erfolgte, am 29. November, des Kaiſers Beſtätigung ſeines Zwiſchenſpruchs, und, da es ſchon ſpät war, ſetzte er den 1. December zu fernerer Unterhandlung an. Da erſchienen die Verbündeten, aber ohne ihren Anwald Meyer, und wollten etwas geſchriebenes leſen, wogegen

der

der Orden proteſtirte, ſprechend: nur Meyer habe Vollmacht, und es ſey nicht kund geworden, daß er ſeine Partey verſäumt habe. Der Kaiſer entſchied, die neuen Anwälde ſollen genügliche Vollmacht aufweiſen, wenn ſie gehört werden wollen. Am 5. December erfolgte endlich das Urtheil. So war der Gang dieſes durch Inhalt und Form ſo merkwürdigen Rechtsſtreites.

Wenn alſo die Preußen in ihrer Unterwerfungsacte klagen, der Proceß habe faſt ein Jahr gewährt, ſo rechnen ſie von dem Tage der kaiſerlichen Ladung an; denn ſonſt hat die eigentliche Verhandlung nur 6 Wochen und drey Tage gedauert, nemlich vom 22. October bis zum 5. December.

Die Vollmachten beyder Theile ſtehn in den Preuß. Samml. Th. 2. p. 519 und 527. Bey der der Verbündeten iſt zu bemerken, daß ſie erſt am 9. September ausgeſtellt iſt. Folglich muß wohl der von Miltitz die Papiere nicht zurück gegeben haben, und man dadurch genöthigt worden ſeyn, eine neue Vollmacht aus Preußen kommen zu laſſen. Die hist. de l' O. T. zweifelt, daß der Sprecher des Bundes wirklich eine ſo nachdrückliche Sprache geführt, welches man nicht würde geduldet haben. Er hat ſie aber nicht allein wirklich geführt, ſondern der Kaiſer ſelbſt trug auch kein Bedenken, ſie zu wiederholen. Jener Zeitgeiſt war nicht der unſrige. Eben ſo ungegründet iſt die Vermuthung, daß der Orden, durch ſeine treffenden Antworten, den Bund beſtürzt gemacht, oder daß überhaupt die Geſchichtſchreiber die näheren Umſtände dieſes Rechtsſtreites blos erfunden hätten, weil die Ordenschronik nichts davon erwähne. Sogar daß der Bund in eine Geldbuße von 600000 Gulden verurtheilt worden, wagt jener Verfaſſer keck zu läugnen, denn, ſagt er, die Politik eines Souverains ſoll ſeyn, die Unterthanen nicht auszuſaugen, und, ſobald der Bund caſſirt war, ſtand es ja ohnehin dem Hochmeiſter frey, was er brauchte von ihnen zu ziehen. Hier hat der Verfaſſer ſelbſt ſeinem Orden das Urtheil geſprochen, denn, laut der Urkunde, wurde der Bund allerdings zu jener ausſchweifenden Summe verdammt; und daß der Orden ſich noch außerdem harte Drohungen, in

Gegen-

Gegenwart des Kaisers, unbesonnen entschlüpfen lassen, erhellt aus der Unterwerfungsacte an Polen, (Schloßbibl. n. 2051) wo die Verbündeten ausdrücklich sagen: in consistorio imperiali et sua presentia nobis minati, wie sie es künftig halten wollten. Auch das war keine gesunde Politik. Jener Schriftsteller findet auch viel wahrscheinlicher, daß der Kaiser nicht erwählter Schiedsrichter, sondern natürlicher Richter in der Sache gewesen, und daß die Verbündeten, auf Ansuchen des Ordens, geladen worden. Abermals ein grober Irrthum. Der Kaiser selbst sagt ausdrücklich: wir verwillkurter Richter. Die Hist. de l'O. T. rechtfertigt ihre Meinung durch die Behauptung: die Ritter hätten, nach Eroberung von Preußen, das Land dem deutschen Reiche unterworfen. Wie zweydeutig der Orden stets in dieser Rücksicht gehandelt, ist schon an mehreren Stellen erwiesen worden. Man vergleiche bey diesem ganzen Kapitel das angeführte Werk t. V. p. 487 u. f. wo man finden wird, wie viele Abweichungen von der Wahrheit sich der deutsche Herr erlaubte.

Fast alle Schriftsteller (Schütz, Runaw, Waissel, Baczko u. a. m.) bekräftigen den sonderbaren Umstand, daß der Kaiser die dem Bunde ertheilte Bestätigung unversehrt wieder auszuliefern befohlen, weil sie keinesweges vernichtet wäre. Herr v. Baczko nimmt an, der Kaiser habe nicht gewußt, was darin enthalten. Das ist irrig, wie schon erwiesen. Die Hist. de l'O. T. erklärt es, wie gewöhnlich, gradezu für ein Mährchen. — Wie manches die Verbündeten zu ihrem Vortheil aus der Reichsgeschichte für sich hätten anführen können, davon sehe man Schmidts Gesch. der Deutschen, B. IV. p. 60 und 61.

Den Vorwurf, daß das Urtheil mit 80000 Gulden erkauft worden, macht dem Orden die Chronik des geh. Archivs p. 214. Es ist nicht unwahrscheinlich, wenn man erwägt, was der gleichzeitige Aeneas Sylvius selbst vom Gelde bekennt: haec domina curiarum est, haec aures omnium aperit, huic omnia serviunt. Aen. Sylv. hist. Frider. III. in Kollarii Anelectis T. II. p. 120.

Mehrere

Mehrere behaupten, des Bundes Sendeboten hätten, auf Ermahnung der kaiserlichen Räthe, dem Orden für die Zukunft Gehorsam zugesagt, (unter andern die Riesenkampfische Chronik mit den Worten: „se saden se woldent gerne doen"). Allein dem widerspricht ihre feyerliche Bewahrung, die sie anfangs im Gerichte selbst niederlegen wollten, und, als sie da nicht angenommen wurde, vor einem Notario verlautbarten. Sie wiederholen darin ausdrücklich, daß sie den Bund gemacht, „durch Erlaubniß und Gunst Ew. kaiserlichen Gnaden, alsdann (damals) in königlichen Würden." (Preuß. Samml. T. III. p. 245)

Die merkwürdige Verhandlung vor gefälltem Urtheil (Simon Grunau tr. XVI. c. 7. und aus ihm die Preuß. Samml. T. I. p. 165) ist aus einen Büchlein des Aeneas Sylvius entlehnt, betitelt: de miseria vitae pruthenicae, welches Grunau 1517 gedruckt will gelesen haben, und dessen auch Leo p. 288 erwähnt. Ob es wirklich existirt, habe ich eben so wenig als Andere vor mir erfahren können. (Siehe Erläut. Preußen T. II. p. 398.) Auch diesem zu Folge, erklärten die Verbündeten: „sie geben ihren Bund in des Kaisers Hand, ist er leidlich und erbar, so begehren sie ihn auf ein neues zu befestigen; ist er aber ungebührlich, Ew. Kaiserl. Majestät mag ihn vernichten, doch ihren wohlerworbenen Freyheiten unbeschadet." Sie mußten wohl glauben, ihrer Sache sehr gewiß zu seyn.

Aeneas Sylvius dachte nicht immer so günstig von dem Bunde, denn so schreibt er (in seinen gedruckten Episteln n. 151) Res prutenicas arbitror te non ignorare in nostro Consistorio pendentes esse. Ciuitates tamen, quae contra religionem foedus iniere, non putantur judicium subituraе. Nam regis Poloniae vires sibi accedere sperant, et armis plus quam juribus fidunt. In einem Briefe an den Papst nennt er den Bund unlöblich (non laudandum foedus) n. 162, erzählt aber auch mit großem Unwillen, was den Bundesgesandten in Mähren wiederfahren. Fuit iter per Moraviam, latronibus inhabitatam, ubi tanto quisque nobilior ducitur, quanto spolia majora commisit.

sit. So schimpflich dieß für den mährischen Adel klingt, so beweist es doch auch, daß Aeneas Sylvius den Orden nicht für mitschuldig hielt.

Ich merke hier noch an, daß Danzig 1453 durch den Abt zu Oliva einen einzigen Punct seiner von Winrich von Kniprode erhaltenen Handfeste vidimiren ließ, welcher enthielt: „daß aller Nutz, Frommen und Zins vom Kaufhause, von den Brotbänken u. s. w. allein der Stadt ewiglich zugehören solle.“ (Preuß. Samml. T. 1. p. 98.) Vielleicht wollte Danzig vor dem Kaiser durch diesen Punct beweisen, daß es von seinen Einkünften dem Orden nichts abzugeben verbunden sey.

Zum vier und zwanzigsten Kapitel.

Land und Städte reißen sich vom Orden los.

Der Warnungsbrief des Heinrich Reuß und des Bischoffs von Heilsberg, findet sich auf der Schloßbibl. Fasc. 1. Fol. P. 1. n. 10.

Daß man die Bundesgenossen auch der Giftmischerey fähig hielt, beweisen zwey eben daselbst aufbewahrte Briefe, n. 733 und ⊙ 8. In dem Einen schreibt der Bischoff von Braunsberg an den Hochmeister: mehr gegen ihn als gegen den Orden sey der Bund erbittert, denn ihn halte man für den Urheber alles Unheils: „das ist durch die Räthe Eurs Vorfahren auskommen, darum ich jezt Alles auf meinem Nacken tragen muß.“ Dann danket er für die Warnung der Vorgift halber. Gleiche Warnung sey ihm schon aus Schlesien und Danzig zugekommen, allein mit Gottes Hülfe wolle er sich wohl hüten.

Der andere Brief ist vom Comthur zu Thorn, der einer von des Bundes thätigsten Feinden war. Die Thorner hätten sich laut berühmt, so klagt er dem Hochmeister,

meiſter, „ihm gegeben zu haben" (nemlich Gift) und dabey gewünſcht, daß der Biſchoff von Heilsberg und „der von Elbing (Heinrich Reuß) auch ſo viel hätten." Er, der Comthur, ſey wirklich krank: „Gott weiß wo es her kommt! Doch traue ich zum allmechtigen Gotte, ſie habens nicht rechte troffen, haben ſys getan, ſo muß ich das ſetzen zum allmechtigen Gotte und darneeſt zu Ew. ehrwirdigen Gnaden."

Eine Handſchrift der Schloßbibliothek, Chronicon Prussiae latinum, nennt Remſel von Brixen, einen der Bundesgeſandten, einen verfluchten Verräther, und bezüchtigt ihn eines unnatürlichen Laſters.

Die Erklärung des Adels von Chriſtburg, geh. Archiv n. 42.

Die Ordenschronik (c. 370) erzählt: man habe, ſelbſt nach verlornem Rechtsſtreit, dem Hochmeiſter die Verſicherungen treuer Anhänglichkeit oft wiederholt, und ihn — deſſen Vorſicht Kriegsvolk aus Deutſchland verſchreiben wollte — bewogen davon abzulaſſen, weil man keinesweges damit umgehe, die Polen anzurufen. Auch die Riſenkampfiſche Chronik berichtet p. 253, der Hochmeiſter habe, kurz vor Ausbruch der Empörung, bey Land und Städten angefragt, was ſie im Schilde führten? Beyde hätten erwiedert, ſie wollten bey dem Orden leben und ſterben. Die Hist. de l'O. T. fügt hinzu: das ſey geſchehen um Zeit zu gewinnen für eigne Zurüſtungen. Ich habe dennoch Bedenken getragen, dieſe Sage in die Geſchichte aufzunehmen; denn Erſtens würde, unter den vielen Klagen, von welchen das Archiv wimmelt, dieſe gewiß nicht vergeſſen worden ſeyn. Zweytens kann der, von der Hist. de l'O. T. untergeſchobene Zweck jener Hinterliſt unmöglich als der wahre angenommen werden, weil der dadurch errungene Zeitgewinn für eigne Zurüſtungen allzu unbedeutend geweſen wäre; denn das am 5ten December gefällte Urtheil konnte wohl nicht lange vor Anfang des neuen Jahres in Preußen bekannt werden. Im Januar zogen die Geſandten ſchon zum Könige von Polen. Am 4ten Februar empfing der Hochmeiſter bereits den Abſagebrief. Alſo waren die Verbündeten ja ſchon gerüſtet, und unmöglich konnte deut-

deutsches Kriegsvolk früh genug eintreffen, um den blutigen Streich zu hindern, der am 6ten Februar den Orden traf.

Die Hist. de l'O. T. behauptet gleichfalls oft und schneidend: der König von Polen habe längst um Alles gewußt, les chefs de la conjuration avoient concerté avec lui les moyens de faire reussir leur complot.

Daß die Preußen früher schon dem Könige ihre Leiden geklagt, und daß dieser zum Vermittler sich erboten, ist bekannt, aber auch wohl Alles. Denn wozu sonst die ernste, fast stürmische Berathung der Verbündeten, wen sie zum Herrn aufnehmen wollten? warum hatte denn der Bund erst einen Rechtsgang vor dem Kaiser versucht? verlor er den, wie geschah, so wurde seine Sache ja dadurch nur schlimmer? Darum dünkt mich sehr viel wahrscheinlicher, daß er den Proceß in guter Hoffnung auf erworbene Freunde am kaiserlichen Hofe angefangen, und daß nicht eher, als bis diese Hoffnung ihn täuschte, (also zu Ende Novembers) der Vorsatz reifte, die Ketten mit fremder Hülfe zu zerbrechen.

Auch Pauli nimmt für gewiß an (p. 322), daß man mit Polen längst einig gewesen, und nur Wohlstands halber noch einige Förmlichkeiten beobachtet habe, denn — sonst würde man die Feindseligkeiten nicht am Tage der Kriegserklärung begonnen haben. Dieser Grund ist schwach. Pauli hat vielleicht sagen wollen: man würde, ohne Zuversicht auf polnische Hülfe, die Kriegserklärung nicht gewagt haben. War aber diese Einmal ausgesprochen, so wäre es unklug gewesen, mit dem Angrif zu zögern, bis der bestürzte Feind sich erholt und Vertheidigungsmaßregeln getroffen hätte.

Die Hist. de l'O. T. äußert hier abermals die Vermuthung, (T. VI. p. 145) daß die um sich greifenden Ketzereyen eine Hauptquelle der Empörung gewesen, ja sie leitet eben daher die nachmalige Willfährigkeit der drey Bischöffe, sich unter das polnische Joch zu schmiegen. Beydes scheint mir irrig. Der Orden selbst, der so gern alle Laster auf das Haupt der Verbündeten häufte, hat ihnen doch nie Ketzereyen vorgeworfen. Geduldete Ketzer empören

empören sich auch nicht. Und warum in der Ferne suchen, was so nahe liegt? Die Bischöffe waren ohnehin nie warme Anhänger des Ordens, und hatten auch fürwahr keinen Grund dazu.

Hartknoch in seiner Kirchengeschichte p. 261 glaubt: die Lehre der Hussiten habe sich im dreyzehnjährigen Kriege deshalb nicht fortgepflanzt, weil man sie durch Inquisitores haereticae pravitatis eingeschreckt habe. Eher möchte man vermuthen, diese Inquisitoren seyen verstummt, da alles Kriegsvolk, Freund oder Feind, größtentheils aus Hussiten bestand, welchen es auf einen Priestermord mehr oder weniger nicht ankam. Gerade das Aufhören aller Inquisition, verbunden mit den Gräuelthaten der Hussiten, (die Hartknoch sehr gelinde Muthwillen nennt) mußte ohnehin die Lehre vertilgen. In seiner Diss. XIV. p. 244 sagt er nichts von den Inquisitoren, sondern meint richtiger: immanitatem Bohemorum multos a secta hussitica abduxisse, also, daß nach dem Kriege fast keine Spur mehr davon gefunden worden.

Die Verrätherey der jungen Edelknechte erzählt die Chronik des geh. Archivs p. 190 u. a. m. Der Kreuzherren feiges Schrecken eben daselbst. Auffallend ist, daß die Riesenkampfische Chronik das Datum des Absagebriefs zweymal sehr bestimmt auf St. Valentins Tag sezt, (also den 14ten Februar) da alle übrige Schriftsteller den Tag purificationis Mariae (den 4ten Februar) angeben. Die Abweichung ist nicht so unbedeutend als sie scheint; denn hätte diese Chronik Recht, so ließe sich allerdings vermuthen, daß mit Casimir bereits Rücksprache genommen worden. Allein sie hat Unrecht, denn die Originalurkunde befindet sich noch im geh. Archiv, und stimmt mit der Angabe der übrigen zusammen. Warum Herr v. Baczko (B. III. p. 306) den Absagebrief am Dorotheen Tage den 6ten Februar unterzeichnen, und doch zugleich unter seinen Beylagen die Urkunde selbst mit dem richtigen Datum abdrucken lassen, weiß ich nicht zu erklären.

Pauli behauptet, das Schloß zu Thorn sey nicht durch List, sondern mit Gewalt genommen worden

(p. 322)

(p. 322) und beruft sich auf eine Schröterſche Handſchrift, deren Verfaſſer ein Thorner geweſen, und die mir unbekannt geblieben. Vermuthlich hat der Thorner die Tapferkeit ſeiner Vorfahren nur heraus ſtreichen wollen, denn es iſt nicht wahrſcheinlich, daß eines der feſteſten Ordensſchlöſſer in wenigen Stunden ſich ſollte ergeben haben, wenn nicht Liſt und Gewalt vereint die Uebergabe bewirkt hätten.

Herr v. Baczko meint (T. III. p. 309) der Adel habe den Plan gehabt, ſich zum Oberherren des Landes aufzuwerfen. Von einem ſolchen Plane findet ſich nirgend eine Spur; auch iſt ſchwer zu vermuthen, daß der Adel in einem Augenblicke ihn ſollte gefaßt haben, wo das warnende Beyſpiel des Ordens und des Landes Abſcheu vor ſolcher Herrſchaft noch ſo neu waren. Der Adel hätte alſobald drey Feinde bekämpfen müſſen: den Landmann, die Städte, den Orden. Welche Hülfsmittel konnte er dazu haben? — Schütz (p. 197) ſagt nichts weiter, als: „ſie wollten ſich ſelbſt, zu Beſchirmung der Land und Städte, in die Schlöſſer ſetzen.“ Das war ein ſehr vernünftiger und natürlicher Gedanke; denn durch Zerſtörung aller Schlöſſer das offene Land Preis zu geben, blieb eine ſehr unweiſe Maßregel, die nur von der erſten Volkswuth gefaßt und gebilligt werden konnte, und die auch großentheils von den kühleren und vernünftigeren Patrioten hintertrieben wurde. Hätte man jenes Erbieten des Adels angenommen, ſo möchte freylich mit der Zeit neue Bedrückung daraus erwachſen ſeyn, aber ein Plan war dazu ſicher nicht entworfen. Der Adel bewies vielmehr bald nachher, durch Aufopferung der ihm verliehenen landesherrlichen Einkünfte, welcher Gemeingeiſt ihn belebte.

Was ſich mit Heinrich Reuß nach Erſtürmung des Schloſſes zu Elbing zugetragen, erzählt Leo p. 263. Daß man ihn am andern Tage nach Marienburg entließ, ſcheint doch zu beweiſen, daß er noch zu rechter Zeit eine Capitulation geſchloſſen, und daß folglich von dem Muthe der ſtürmenden Elbinger auch etwas abzurechnen wäre. — Leo ſagt auch p. 271, ſelbſt den Polen habe die Zerſtörung der Schlöſſer nicht gefallen, sed neque

auersandi, neque factum reprehendendi, tempus tunc erat.

Es ist die Ordenschronik (c. 357 sq.), welche den großen Städten vorwirft, sie wären damit umgegangen Republiken zu errichten, und hätten auch wirklich deshalb mit Polen Unterhandlung gepflogen. Eben dahin deutet eine Stelle der Riesenkampfischen Chronik, welche in ihrer naifen Sprache also lautet: „Wenn ere Meninge und Vornehmen waß nit heimelik anders nicht, dan das se de regiment von den steden und von den landen sülven hebben wolden, glik das in velen landen und steden umme ere grote rickheit (Reichthum) willen und kundige welicheit (Behaglichkeit) van eren rechten Landesherrn affgetreden synn und hebben mit rykedem und kopenschep und andere und mit Machten von welheit des Volkes umme rechte Hern ere steden entweldigt und regeren se sülven. Sommige (einige) synd dem Kaiser entweldigt, sommige den Königen, sommige den Hertogen und sommige den Grauen, und diss waß der Pruschen stede oek ere meninge also tho doen." (p. 243.)

Da diese Chronik gleichzeitig, doch höchst parteyisch für den Orden ist, so mag entweder Groll, oder auch ein bloßes Gerücht, jene Behauptung veranlaßt haben, von der sich im Archiv keine Spur findet. Sonst wäre es eben nicht zu verwundern, wenn die preußischen Hanseſtädte mit solchen Entwürfen schwanger gegangen wären, denn sie durften sich derselben Vortheile rühmen, deren ihre deutschen Schwestern genossen, und aus welchen Sartorius in seiner Geschichte des hanseatischen Bundes Th. II. p. 195 u. f. die Leichtigkeit herleitet, sich dem Landesherrn zu widersetzen.

Zum

Zum fünf und zwanzigsten Kapitel.

Die Preußen unterwerfen sich dem König Casimir von Polen.

Der König habe blos Comödie gespielt, behauptet die Hist. de l'O. T. t. VI. p. 118 u. f. als er Versöhnung stiften wollen, und sich zu bedenken geschienen, ob er den Antrag der Verbündeten annehmen solle oder nicht? Denn — heißt es dort — die Sendeboten kamen nach Cracau Montags vor Petri Stuhlfeyer, den 18ten Februar, und hatten, nach Schütz, Audienz am 23sten. Das sey falsch. Dlugoss bezeuge, die Rede der Gesandten sey am Mittwoch vor Petri Stuhlfeyer, also am 20sten gehalten worden. Der Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 104 setze den 21sten. — Der seltene Fall tritt hier ein, daß die Bestimmung eines Tages wirklich von großer Wichtigkeit ist. Nemlich: die Kriegserklärung des Königs ist am Tage Petri Stuhlfeyer, Cracoviae feria sexta die Sancti Petri ad Cathedram, also am 22sten Februar datirt. (Cod. dipl. Pol. T. IV. n. 105.) Also verstrich ja nur eine einzige Nacht zwischen dem Antrag der Verbündeten und der Kriegserklärung? wo bleiben denn nun die vielen Berathschlagungen? Casimirs Zögern? der Aufschub von funfzehn Tagen? die Drohung der Sendeboten, weiter zu ziehen? — Alles erscheint als leere, nichtswürdige Gaukeley.

Der Schein ist in der That ganz wider den König und wirft ein häßliches Licht auf seinen Character. Allein es gibt auch viele Gründe, die das Gegentheil beweisen, und mich bewogen haben, bey Schütze's Erzählung zu verharren.

Erstens: Dlugoss sagt, Casimir habe die Berathschlagung wegen Preußens Unterwerfung bis nach dem Feste der Reinigung Mariä verschoben, also bis nach

dem zweyten Februar. Dagegen wird eingewandt: der Absagebrief des Bundes an den Hochmeister sey ja erst vom 4ten Februar? — Allein die Gesandtschaft des Bundes war schon früher an den König abgegangen, und eben deswegen wurde vielleicht mit dem entscheidenden Schritte bis zum 4ten Februar gezögert, weil das gerade der Zeitpunct war, in welchem man Casimirs Antwort erwartete. Leo Hist. Pruss. L. VI. p. 269 berichtet: die Sendeboten hätten den König zu Sendomir angetroffen, auf seiner Rückkehr aus Litthauen, und da habe er ihnen befohlen, im Februar zu Cracau zu erscheinen. (Sendomiriae ea legatio regem e Lituania reuertentem reperit, sed Cracoviae februario mense adesse jussa est.) Dieser Umstand ist sehr wichtig, und löst vielleicht das ganze Räthsel. Man wußte also schon im Januar was der Bund begehrte. Die im Senat gehaltene Rede (am 21sten Februar) war eine bloße Formalität, denn zwischen dieser und dem ersten Antrag zu Sendomir waren wenigstens drey volle Wochen verstrichen; also Zeit genug, daß Alles das geschehen konnte, was Schütz erzählt. Freylich vermischt er die Zeiten, wenn es bey ihm heißt (p. 196): während der Hochmeister sich der Entsagung halber bekümmerte, hätten Land und Städte sich berathen, und den Entschluß gefaßt, Polen zum Herrn aufzunehmen; denn diese Berathung mußte nothwendig schon früher geschehen seyn, sonst hätten die Sendeboten nicht bereits im Januar den König zu Sendomir treffen können. Das leztere übergeht Schütz mit Stillschweigen, oder weiß es nicht, sondern berichtet blos, sie wären am 18ten Februar nach Cracau gekommen. Da aber Leo und Dlugoss hier übereinstimmen, so scheint die Sache außer Zweifel.

Ferner läßt sich zweytens mit Grund vermuthen, daß der Cod. dipl. ein unrichtiges Datum der Kriegserklärung angegeben. Aus dem Original kann er sie nicht genommen haben, denn das hatte ja der Orden empfangen. Also aus einem Entwurf derselben, der etwa am 22sten Februar gemacht worden, weil eben um diese Zeit der Handel sich der Reife näherte. Die Ausfertigung muß erst später erfolgt seyn, denn das Schreiben

der

der Sendeboten, welches Schütz aus den Archiven gezogen, ist datirt Montags nach Matthiä (den 25sten Februar). In diesem Schreiben melden die Gesandten, es sey noch nichts entschieden. Man müßte also entweder annehmen, Casimir habe seine Kriegserklärung schon drey Tage früher ausgestellt, so heimlich, daß die Sendeboten nichts davon erfahren, und selbst ehe er noch den Antrag der Preußen förmlich angenommen, (welches zu denken unvernünftig wäre) oder die Sendeboten hätten die Comödie aus unbegreiflichen Ursachen fortgesezt, und gegen wen? gegen ihre eigenen Commitenten, für die sie doch wohl nicht gespielt wurde. Da nun Casimir erst am 6ten März die Preußen für seine Unterthanen erklärte, so kann auch sein Absagebrief nicht früher datirt seyn.

Wo bliebe drittens wohl Zeit genug übrig, zwischen dem 21sten und 22sten Februar, für die Rede der Verbündeten im Senat — für die Untersuchung ihrer Papiere — für die Berathschlagung — für die Protestation des Kardinal Sbigneus — für die Einmischung des Ordenstreßlers? — Warlich, da hätte nothwendig ein neuer Josua der Sonne gebieten müssen still zu stehen.

Viertens würde ja der Orden die Gelegenheit nicht haben entschlüpfen lassen, das Benehmen seines Feindes in dunkeln Schatten zu stellen? Aber mit so bittern Vorwürfen er den König auch überhäuft, so findet sich doch der, einer so unwürdigen Gaukeley, nicht darunter.

Wäre fünftens Casimir schon längst mit dem Bunde einverstanden gewesen, so würde folgen, daß die Verbündeten selbst, Gott weiß warum? eine Comödie gespielt, als sie zu Rathe gingen, ob sie an Polen, Dänemark oder Ungarn sich wenden sollten.

Ich hoffe keiner Verzeihung zu bedürfen, daß ich so viel Zeit auf diese Untersuchung verwendet; denn es kam hier darauf an, den Character eines Mannes zu retten, der, wenn auch nicht immer ein Weiser oder Held, doch stets sich redlich bewiesen; obschon der Verfasser der Hist. de l'O. T. (t. VI. p. 131) gleichsam

schau-

chaudert, und es eine Läſterung nennt, daß Caſimir der Preußen Unterwerfung im Namen Gottes angenommen. Il faut de pareils exemples pour croire que la cupidité puisse aveugler les hommes, au point d'oser commettre les plus grandes injustices, au nom du Toutpuissant. Wohl liefert die Geſchichte des Ordens auf jeder Seite Belege zu dieſer Wahrheit. Doch jenen Schriftſteller überzeugen zu wollen, wäre vergebliche Mühe, denn bey ihm iſt die Idee von Caſimirs längſt angelegtem Plane ſo feſt gewurzelt, und ſo herrſchend geworden, daß er ſogar in einem Tractat, den Polen 1453 (alſo ein Jahr zuvor) mit Bayern ſchloß, keinen andern Beweggrund ſieht, als den, Bayern abzuhalten dem Orden 1454 beyzuſtehen.

Von dem Benehmen des Cardinal Sbigneus iſt Dlugoſſ p. 131 nachzuleſen. Leo will, auch der Woywode von Cracau habe ſich widerſezt, und darauf beſtanden, man ſolle den Antrag der Preußen in den comitiis verhandeln. (p. 270) Vielleicht verwechſelt er den Woywoden mit dem Biſchoff. Derſelbe Schriftſteller beſchuldigt den Ordenstreßler, er habe durch Beſtechung, bevor er Cracau verließ, innere Unruhen in Polen angezettelt, durch einen gewiſſen Peter Saffranccius, den Leo einen hominem callidum, audacem et factiosum, et latronum, furum atque sicariorum socium et fautorem nennt, (p. 271) aber nicht hinzuſezt, woher er dieſe ehrenrührige Beſchuldigung genommen. Eben daſelbſt behauptet er, der Treßler habe 500000 Gulden mitgebracht, um die Polen zu beſtechen. Wo hätte wohl der verarmte Orden eine ſo ungeheure Summe aufgetrieben? — Waiſſel erzählt p. 176, der König habe die preußiſchen Sendeboten mit Marderpelzen beſchenkt; womit der Orden ein Geſpött getrieben, ſprechend: das Land Preußen ſey für zwölf Pelze verkauft worden.

Die Einmiſchung des heiligen Johann von Capiſtran — (dem die unverdiente Ehre wiederfahren, daß ſogar der byzantiniſche Geſchichtſchreiber Chalcondyles ſeiner erwähnt; ſiehe Schlözers Anhang zum dritten Buche der Geſchichte Litthauens p. 183) — findet ſich bey Wadding Ann. minor. T. 22. p. 297. n. 7 in einem

einem Briefe des Heiligen an Papst Nicolaus V. Seine Feinde (denn Heilige ermangeln deren selten) hatten ausgesprengt: er habe den König zu diesem Kriege gereizt. Er widerlegte die Verleumdung, betheuernd, daß er in Gegenwart des Cardinals, der Bischöffe und Räthe, darauf angetragen, den Zwist päpstlicher Entscheidung zu überlassen. Aus einem andern Schreiben (eben daselbst n. 4) lernen wir, daß der Geschichtschreiber Dlugoss damals Secretair bey dem Cardinal Sbigneus gewesen.

Pauli p. 337, die Hist. de l'O. T. t. VI. p. 190, und Herr v. Baczko t. III. p. 313, behaupten, schon 1452 habe der Papst den Bund in den Bann gethan, der leztere sich berufend auf eine Urkunde der Schloßbibliothek. Auch erwähnen dieses Bannes die Ordensgesandten vor dem Kaiser, doch sich selber widersprechend, da sie zu gleicher Zeit rühmen, der Hochmeister habe durch seine Vorbitte ihn abgewandt. Vermuthlich meinten sie also nur, der Bann sey für ausgesprochen zu halten, weil die Verbündeten die Gnadenfrist von sechezig Tagen verstreichen lassen, ohne sich zu fügen. Doch wirklich ausgesprochen wurde dieser Bann gewiß damals noch nicht, sondern der Papst ließ es immer noch bey Drohungen bewenden. Solches beweist das päpstliche Schreiben an die Stände, im Juny 1454 ausgefertigt, (geh. Archiv n. 870) welches zwar sehr ernstliche Abmahnungen, auch Drohungen enthält, doch keinen Bannfluch. Es kann auch nicht angenommen werden, daß sie bereits im Banne sich befunden hätten, denn sonst würde Nicolaus sie nicht dilecti filii genannt, und mit dem Bannstrahl gedroht haben. Das Schreiben ist in vieler Rücksicht merkwürdig, und lautet wie folgt:

Nicolaus (V) Episcopus seruus seruorum dei dilectis filiis Communitatum Uniuersitatibus ac militaribus ceterisque colligatis terre Prusie ordini beate Marie Teutonicorum Ierosolymit. subjectis salutem et apostolicam benedictionem. Mirari cogimur et dolere que ira vel ambitio seu dominandi cupi-

cupiditas vos impulerit ut tantum et tam seuissimum bellum aduersus dilectos filios Magistrum et fratres ordinis beate Marie Teutonicorum suscitaueritis cum tot interpositionibus et Nuntiis nostris curauerimus uos inuicem concordare et ad obedientiam uestrorum superiorum reducere Accedit etiam ad hoc quod auget admirationem et displicentiam nostram quia cum per prefatum Magistrum uobis pluries fuerit oblatum ut controuersia in judicio per sententiam terminaretur aut coram quocunque Germanie principe uobis grato et accepto recusastis id facere et cum decisioni Carissimi in Christo filii nostri Friderici Imperatoris acquiescere promiseritis lata postmodum per eum sententia obedientes minime extitistis sed quod magis nos angit est ut in hoc tempore in quo Theucri noua victoria potiuntur tot scandala fuerint per uos suscitata deberetis quippe inuicem vires unitas habere et parendo vestro capiti in robore persistere cum ipsa religio a sede apostolica tanquam propugnaculum fidei constituta sit et sepe illorum audaciam furoresque represserit et propterea est a uobis omni studio colenda. Nos igitur qui ex officio summi apostolatus nobis injuncto tenemur quantum possumus saluti animarum prouidere et pacem fidelium procurare tantam et tam publicam transgressionem nobis et ecclesie pudendam tolerare nolumus nec etiam debemus uobis itaque in virtute sancte obedientie districte precipiendo mandamus sub excommunicationis et aliis grauioribus penis ut ab offensionibus penitus abstineatis nec moueatis posthac bellum sed sententiam prefati imperatoris libere amplectamini ad quam ferendam mature et uti justus arbiter cum approbatione plurimorum Oratorum principum alamanie processit deseratis itaque conjurationes et in obedientia sedis apostolice ac Magistri et fratrum predictorum permanere studeatis. Alioquin si id efficere neglexeritis iustam dei iram formidare potestis et nos omnes fauores adhibere dispositi sumus et auxilia principum conuocabimus ne dictus ordo

ordo et persone hujusmodi cum dei maxima offensa et detrimento fidei et uestrarum animarum periculo ita pessundentur. Ceterum quamuis nostrorum mandatorum contemptores fueritis vosque dilectos filios minime appellare deberemus tamen nostra paterna caritas superans errores uestros effecit ut uos dilectos filios nominemus confidentes tandem ut propere quidem nostrorum mandatorum obseruatores efficiamini et nostram ac sedis apostolice auctoritatem debito honore prosequamini, quod si fortassis nostra opinione frustraremur utemur hys remedys que iustitia suadebit et honor ipsius sedis apostolice postularet. Dat. Rome apud sanctum Petrum Anno Incarnationis dominice Millesimo Quadringentesimo Quinquagesimo Quarto, Duodecimo Kal. Iuny Pontificatus nostri anno octauo.

Auch Aeneas Sylvius hatte dem Papſte widerrathen, die Preußen in den Bann zu thun, nicht als unverdient, ſondern weil zu fürchten ſey, ſie würden es nicht achten, gleich den Oeſtreichern und den Einwohnern von Padua. (Bzovius T. 17. p. 103.) Die Hochmeiſter-Chronik p. 517 u. f. berichtet des Papſtes ſcharfe Worte an die vier gelehrten Doctoren, die der Orden 1454 nach Rom geſandt. Klöſter, ſagte er unter andern, ſind geworden Verſammlungen der Huren und Buben.

Schütz läugnet (p. 202), daß der Danziger Niederlage vor Marienburg erheblich geweſen. Etwa 300 Mann Erſchlagene und Gefangene gibt er zu, allein Geſchütz ſey nicht verloren worden. Dem widerſpricht ein Brief des Hochmeiſters (Schloßbibl. n. 1216) an den Deutſchmeiſter, worin er dieſem meldet: „wir ſind zwar in Marienburg belagert, aber wohl gerüſtet, und können uns halten bis Hülfe kommt; dann werden ſich viele wieder zu uns wenden. Wir haben von dem Heere im Werder 700 erſchlagen, auch Etliche gefangen, ihr Zeug und Büchſen nach Marienburg geführt. Alſo iſt das Schloß von der Seite befreyt, und mit den übrigen wird ſcharmuzirt zu großem Schaden, wir aber haben

haben nur drey Trabanten eingebüßt. Doch sind wir besorgt um Conitz, damit die Pforte gen Deutschland offen bleibe."

Wie hoch dem Bunde seine Söldner zu stehen kamen, zeigt eine Urkunde von 1454 (geh. Archiv n. 378), in welcher Hans von Baysen als Gubernator, mit vorgesezten Namen König Casimirs, Gabriel von Baysen, Palatinus zu Elbing, (der hier auch Hauptmann zu Christburg genannt wird) und noch einige Andere, einen gewissen Marcus nebst seinen Gesellen aufnehmen, 40 Pferde und 303 Fußknechte. Jedem Reiter werden wöchentlich zwey ungarische Gulden versprochen, jedem Fußknecht Einer. Ferner, Schadenersatz und volle Zahlung, wenn sie früher als in sechs Monaten sollten entlassen werden. (Also schmeichelte der Bund sich mit der Hoffnung, den Krieg sehr schnell zu beendigen?) Diese wenige Mannschaft kostete folglich binnen sechs Monaten gegen 10000 Ducaten, ohne Nachrechnung und Schadenersatz. In unsern Tagen ist Alles theurer geworden, nur nicht Menschenblut, welches sogar die reichen Engländer wohlfeiler kaufen.

Eine andere Urkunde des geh. Archivs n. 258 liefert einen ähnlichen Vertrag des Ordens mit Thiele von Thümen und seiner Gesellschaft 189 Reisige Pferde. Sie sollen erhalten monatlich 24 ungarische Gulden für drey Reisige Pferde, eben so viel für 6 Fußtrabanten, oder 4 Pferde mit einem Wagen und 4 Mann zu Fuß dabey, „und was wir andern guten Leuten von Gefangenen pflegen zu thun, und dergleichen, das wollen wir ihnen auch thun." Uebrigens will der Orden haften für allen Schaden, beydes, Sold und Schadenersatz, soll den Söldnern „in ire Behawsunge in und usgehen." Im Fall ermangelnder Bezahlung erhalten sie das Recht, sich an des Ordens Güter zu halten „wo sie die finden."

Das Erscheinen der fremden Gesandten zu Thorn, und ihre wohlgesetzten Reden, finden sich in einem Schreiben des Cardinal Sbigneus an den heiligen Johann von Capistran (Wadding Ann. minor. t. 12. p. 199.) Dlugoss meint (p. 152) der König habe, durch dieß ausweichende

chende Verfahren, die deutschen Fürsten, die mit Krieg drohten, in der Schwebe erhalten wollen. Venator versichert (p. 292), auch die Könige von Frankreich und Böhmen, ja fast ganz Europa haben versucht, das Ungewitter vom Orden abzuwenden. Auf dem Reichstage geschah doch nichts, wie überhaupt auf Reichstägen selten etwas geschah. Ein gleichzeitiger Schriftsteller drückt das sehr naiv also aus: „wo sie nichts mit schuffen, als daß sie da einander scholten, und eine Parthie der andern übel redete. (Siehe Schmidt Gesch. der Deutschen. B. IV. p. 243.)

Das Schreiben Ludwigs an Wilhelm von Sachsen, Briefsamml. der Schloßbibliothek n. 817. Ebendaselbst n. 1228 danket Ludwig dem Deutschmeister, daß er den König von Ungarn bewogen, zu Jacobi persönlich, oder durch seinen Gubernator, 4000 Reisige und 20000 Mann nach Preußen zu führen. Diese Zusage von Casimirs Schwager, ist schwer zu enträthseln. Daß sie nicht ernstlich gemeint war, beweisen zwey Originalbriefe in meinem Besitz, beyde in den ersten Tagen des Jahres 1454 geschrieben, der Eine von Ulrich Eizinger von Eizingen an Heinrich Reuß von Plauen, welcher berichtet: Georg Podiebrad sey, ihm zu Gefallen, sammt ihm vor den König getreten, man habe für den Orden gesprochen, und „es sey bestellt worden, daß Niemand von hinnen aus dem Königreich zu den Mannen und Städten gen Preußen geritten ist, wiewohl sich viele dazu geschickt hatten, und ein merklich Volk von hinnen zu ihnen geritten wollte seyn." Vermuthlich hatten die Sendeboten an des Kaisers Hofe, gleich nach empfangenem Urtheil, in Böhmen Hülfe gesucht. Das andere Schreiben ist von Georg Podiebrad selbst, an den Hochmeister gerichtet, Dienstag nach Neujahr, unterzeichnet Gurik von der Cunstat und von Podiebrad, Gubernator vnd Hofmeister des Kunigreichs zu Behem. Er verspricht, Gesandten nach Preußen zu schikken, um die Händel gütlich beyzulegen; aber in beyden Briefen kein Wort von thätiger Hülfe.

Daß ein allgemein verbreitetes Gerücht den Markgrafen von Brandenburg mit einem mächtigen Heere erwarten

warten ließ, erzählt der Cardinal Sbigneus in einem Schreiben p. 193 am angeführten Orte, und zugleich, daß fast alle Kriegsvölker aus Großpolen den ganzen Sommer hindurch an den Gränzen gestanden, um die aus Deutschland erwartete Hülfe, so zahlreich sie auch immer seyn möchte, aufzuhalten.

N. 1172 der Schloßbibl. ein Schreiben des Hochmeisters an den Ritter Olof Axelson, dem er für die erfreuliche Nachricht dankt, daß der König von Schweden zu Wasser und zu Lande dem Orden beystehen wolle.

Ein Credenzschreiben für Fridrich von Polenz, Landcomthur zu Sachsen, an alle Churfürsten, Fürsten, Bischöffe u. s. w. 1454, um des Ordens Noth vorzutragen, hat aufbehalten Werner in seinen Nachrichten zu Ergänzung der preußischen, märkischen und polnischen Geschichte, 2tes Stück p. 176. Ebendaselbst 5tes Stück p. 171 steht eine Vollmacht des Hochmeisters für Hans von Gleichen, Pfleger zu Lochstedt, und Hans von Köckeritz, Söldner anzuwerben. Aber ein Gemälde damaliger Zerrüttung in Deutschland, (woher also wenig Hülfe zu erwarten war) entwirft Aeneas Sylvius de mor. genn. p. 706 und in einem Schreiben an Lenardo von Siena. Raynald. annal. ecclesiast. ad ann. 1454. n. 5. Die Acte der Vereinigung von Land und Städten wegen Gleichheit der Stimmen, Preuß. Samml. t. III. p. 386.

Zum sechs und zwanzigsten Kapitel.

Die Schlacht bey Conitz.

N. 517 des geh. Archivs enthält den Vertrag mit den Grafen von Gleichen und Montfort, wodurch die letztern jedoch sich anheischig machen, im Fall sie Städte und Schlösser pfandweis inne behielten, die Ordensherren daselbst mit aller Nothdurft zu versorgen, und nichts

sich

sich zuzueignen, ausgenommen „Futterung und essende Dink."

Als die Bundesstädte, zu Befriedigung der Söldner, sich taxirten, waren ihrer nicht mehr als sechs und siebenzig. Auch der heil. Johann von Capistran wünscht dem Könige Glück in einem süßlichen Schreiben, in dem er sich dessen Servulus nennt, daß seine Herrschaft mit mehr als siebenzig Städten vermehrt worden. (Wadding ann. min. t. 12. p. 296. n. 6.). Dionys Runaw nennt nur 55 Städte und Flecken „die zusammen geschworen" (Siehe dessen Geschichte des dreyzehnjährigen Krieges.) Im Friedensschluß von 1466 finden sich die Namen von fünf und sechszig Städten, die in jener Taxacion nicht aufgenommen, also vermuthlich nicht im Bunde waren. Auch die mit beschatzten Städte des Stiftes Ermeland können nicht eigentlich zu den Ordensbesitzungen gezählt werden. Ueber diese Bemerkungen frohlocket die hist. de l'O. T. t. VI. p. 157. als über einen Beweis der Milde der Ordensregierung, weil doch nur die Hälfte ihrer Unterthanen sich empört habe.

Stibors von Baysen Foderung an die Pfarrherren, Schloßbibl. n. 817. Des Bischoffs von Pomesanien Klage über des Ordens böhmische Trabanten, ebendaselbst † 16.

Die hist. de l' O. T., dem Dlugoss folgend, spricht von einem Vertrage des Ordens mit Litthauen. Letzteres hatte gelobt, den Polen nicht zu helfen; der Orden dagegen, Litthauen beyzustehn, im Fall es von den Polen angegriffen würde. Es ist wahr, daß Dlugoss, p. 190, von diesem Vertrage, als von einer unbezweifelten Sache redet; aber theils weiß Kojalowicz kein Wort davon, theils widersprechen Thatsachen. Wenigstens war der Litthauer Gesinnung nur von kurzer Dauer, denn schon 1456 dankte der Statthalter von Samayten den Danzigern für geleistete Dienste, warnend vor den Holländern und Liefländern, die nach Memel und Samland Bedürfnisse führten.

Ueber

Ueber die Litthauischen Händel in diesem und dem folgenden Jahre sind nachzulesen Kojalowicz p. 221 u. f. Dlugoss p. 190. Schlötzer am angezeigten Orte.

Die Verrätherey des Grafen Honstein erzählt, mit den angeführten Worten, die Chronik des geh. Archivs p. 218 hinzufügend: er habe sich mit den Danzigern entzweyt um Schaden willen, den er vor Marienburg an Pferden und Harnisch erlitten. Wenn er ihr besessenes Vertrauen nicht mißbrauchte, ihre Heimlichkeiten nicht verrieth, (wovon keine Spur zu finden) so konnte übrigens ihm nicht verargt werden, daß er bey ermangelnder Bezahlung sie verließ, denn solches war und blieb ein Recht aller Miethlinge.

Die Ausschweifungen der Polen in ihrem eignen Lande schildert selbst Dlugoss p. 152 folgendergestalt: sed gentes illae, etsi regio mandato parendo procederent, in transeundo tamen in bona ecclesiarum et monasteriorum, villarum et decimarum, crudelitatem expromebant, ut ne hostes quidem, etiam scythae aut barbari, simili uterentur conditione. Spoliis complebant omnia et singula redigebant in desolationem, et vastitatem rapientes, etiam, nec temperantes se a violatione et spoliis fo eminarum.

Auch Leo mahlt sie mit ähnlichen Farben: per suorum agros, non secus quam per hostiles, rapinis, incendiis, stupris et sacrilegiis debachantes p. 276. Von den polnischen Feldherren sagt er: nobiles quidem et potentes, verum in arte militari non magnum usum habentes.

Die näheren Umstände der Schlacht bey Conitz werden so verschieden erzählt, daß nur wenige derselben sich streng verbürgen lassen. Ich habe die zuverlässigsten, einheimischen und fremden Schriftsteller zu verschmelzen gesucht. Außer Dionys Runaw, Schütz, Dlugoss, Kojalowicz u. s. w. sind auch nachzulesen: Aen. Sylv. status Europ. ap. Freher. t. 2. p. 67. Chronicon Misniae ap. Mencken t. 3. p. 167. Chron. Magdeb. ap. Meibom. t. 2. p. 361. Schedelii Chron. ap. Oeffel. rerum boicarum script. t. 8. p. 394. Die gleichzeitige Riesenkampfische Chronik p. 258 bestätigt, daß

daß der König den deutschen Hülfsvölkern entgegen gezogen, aber „Gott gab daß sie den Weg nicht kamen den der König meinte, sondern einen andern Weg, den sie sonst nicht gekommen waren. De Kunig lach in synen telten und hedde sik usgedan.“ Dieselbe Chronik versichert, Casimir habe wohl sechs Mann gegen Einen gehabt. Die Zahl der erschlagenen Polen gibt sie auf 3000 an, die der Gefangenen, 136 Herren, Ritter und Freye. Sonst stimmt sie mit den übrigen Berichten, (auch mit der Chronik des geh. Archivs) ziemlich überein, nur im Datum weicht sie ab, da die meisten den 17ten September als den Tag der Schlacht angeben, sie hingegen nennt den Freytag nach Michaelis. Der Städte und Schlösser, die dem Orden wieder zufielen, sollen, nach dieser Chronik, über 80 gewesen seyn, das heißt: mehr als abgefallen waren.

Eine andere Berechnung der hist. de l' O. T. ist wahrscheinlicher, da sie auf die Listen der Beschatzung von 1454 und 1456 sich gründet. In der ersteren werden, wie schon oben erwähnt worden, 76 empörte Städte nahmhaft gemacht, in der letzteren nur noch 28, woraus sie den Schluß zieht, daß fast zwey Drittel derselben dem Orden wieder zugefallen. Ganz sicher ist diese Angabe doch wohl nicht, denn viele Städte wurden vom Orden belagert, oder abgeschnitten, konnten also, während dieser Zeit, nicht besteuert werden. Andere waren vielleicht zu sehr verarmt. Die wieder gewonnenen Städte (meint die hist. de l' O T. t. VI. p. 360.) hätten zwar auch zum Kriege dem Orden steuern müssen, doch nur wenig, weil man ihren Zustand habe wünschenswerther machen wollen, als den der Rebellen. Bloße Vermuthung ohne Beweis.

Noch ein gleichzeitiger Schriftsteller, (Zanfliet ap. Mart. ampl. collect. t. 5. p. 487) versichert, 8000 Polen seyen geblieben, und eben so viele auf der Flucht erschlagen oder ertrunken. Das verlorne Geschütz, Steenbusen, gibt er auf 16 Stück an, unter welchen Eins mit 14 oder 18 Pferden bespannt. Von den Rittern sollen, nach der Meißner- und Riesenkampfischen Chronik, nur zwey gefallen seyn. Man weiß, wie wenig

nig Schlachtberichten zu trauen, nicht einmal solchen, die gestern geschrieben worden.

Die hist. de l' O. T. loc. cit. läugnet, im Widerspruch mit den meisten Schriftstellern, die, nach erfochtenem Siege, verübte Grausamkeit gegen Verwundete und Todte, doch aus keinem andern Grunde, als, weil sie Alles läugnet, was dem Orden keine Ehre bringt.

Gegen die Trostgesandtschaft an den König wird der Zweifel erregt, daß andere Sendeboten drey Monat später erst berichteten: der König lebe wirklich noch. Allein dieser letzte Bericht enthält gleichsam nur eine frohlockende Wiederholung, da die Kreuzherren noch immer das falsche Gerücht von Casimirs Tode zu unterhalten strebten.

Zum sieben und zwanzigsten Kapitel.

Das zweyte Kriegesjahr.

Schütz gibt das schnell gesammelte neue Heer des Königs auf 60000 Mann an. Dlugoss (p. 162) schildert bloß die frohe Ueberraschung der Preußen, beym unvermutheten Anblick einer so großen Macht.

Die Verhandlung der ungarischen Gesandten erzählt Dlugoss ebendaselbst.

Das schwarze Verfahren der Danziger bey Zerstörung der Neustadt, muß jeden Leser empören. Wenn aber die hist. de l' O. T. t. VI. p. 208 sogar in dem Gedeihen dieser Neustadt eine entfernte Ursach der Revolution sucht, weil die Danziger geglaubt, sich ihrer nie entledigen zu können, so lange des Ordens Herrschaft währe; so geht sie, wie gewöhnlich, wohl zu weit. Unglücklicherweise rechtfertigte sogar der Erfolg den schwachen Vorwand, dessen Danzig sich bedient hatte, denn wirklich versuchte der Hochmeister bald nachher, sich in den Ruinen der Neustadt festzusetzen.

Des

Des Hochmeisters bewegliche Botschaft an Casimir, von welcher Schütz p. 211 sagt: „sie werde in den Recessen nicht ganz gefunden" steht in dem Buche A. des geh. Archivs. Ueber die Verhandlungen mit Dänemark ist, außer den von Herrn v. Baczko angeführten Urkunden, noch nachzusehen Schloßbibl. n. 1213.

Arndt in der Liefländischen Chronik, p. 144 behauptet: der Hochmeister habe durch seinen Gesandten, Walter von Kökeritz, dem Könige 60000 ungarische Gulden überreichen lassen, und dagegen das schriftliche Versprechen erhalten, ihm mit allem Vermögen beyzustehen, und den Ungehorsamen in Preußen, zu Wasser und zu Lande, allen ersinnlichen Abbruch zu thun. Gewisser ist, daß Ludwig bald nachher 50000 Gulden vom Könige leihen wollte, womit sich die Nachricht von jenem ansehnlichen Geschenke übel reimt. Warum ließ er sich nicht lieber die 60000 Ducaten zurückzahlen, da Dänemark die Zusage ja nicht erfüllt hatte? Die ganze Begebenheit scheint verdächtig. Auch führt Arndt die Urkunde selbst nicht an, obgleich er sagt, sie sey zu Copenhagen am St. Brigittentage ausgefertigt, und mit dem königl. Petschaft versiegelt worden.

Das Original des Bündnisses mit dem Marggrafen von Brandenburg gegen beyderseitige etwa widerspenstige Unterthanen, befindet sich sehr wohl erhalten im geheim. Archiv n. 420. Der Cod. Brandenb. liefert diese Urkunde gleichfalls t. 5. p. 271. Es ist eine der merkwürdigsten, zeither übersehenen Thatsachen, indem sich wohl nicht leicht ein zweytes Beyspiel nachweisen läßt, wo Regenten sich gegenseitig gegen ihre Unterthanen verbinden; weshalb der Abdruck der Urkunde, nach dem Original, hier nicht unwillkommen seyn wird.

Wir Friderich von Gottes Gnaden Marggrane zu Brandenburg u. s. w. und wir Bruder Ludwig von Erlichßhausen Hoemeister Deutzsches Ordens u. s. w. bekennen und thun kunt — das wir — um vnnser und vnnser Lande und Luthe bestes und umb Frides Hanthabung und eynickeit, und sunnderlich umb deswillen ab

unsere obgenannte teyl, eynem sein land adir leuthe wid-
derseſſig adir ungehorsam würden, das wir uns dann
diser nachgeschrieben Artickel und Punkte die zwischen
uns beteidingt und besprochen seyn mit eynander vertra-
gen und geeynt haben, eynen und vertragen uns auch der
mit krafft und macht diß Briues. Zum ersten ist betei-
dingt, ab nach dissen Krigen und Uneynickeiten, die
ytzund mit dem König von Polen und den launden zu
Prewssen vorhanden seyn die genzlich hirinn usgeslossen
seyn sullen, ein Hoemeister und sein Orden wenn sie sulch
Lande Prewssen wider zu iren Henden brechten, mit iren
Undirsassen und Landen zu Prewssen vorgenannt, da Gott
lang vor sie wider zu Krige und Uneynickeit komen, oder
im sußt ungehorsam würden und eins Marggrauen zu
Brandenburg zur Zeit wurden begern in seiner eigen Per-
son zu im in die land zu Prewssen zu komen, so er das
thun würde, so sall im der Hoemeister und Orden vor
allen billichen redlichen schaden steen, und darzu mit fu-
ter mit male und aller ander notdorfft nach seinen furst-
lichen Stat besoraen und ußrichten. Were es auch das
ein Homeister und sein Orden was Marggrauen oben
genannt Rethe würde bedurffen, ins Land zu Prewssen,
so sal in der Homeister und Orden, weñ sie us des ge-
nannten Marggrauen Hoff reyten, den Manden uff drey
Reisige Pferde Zwei und Zweintzik Reynisch Gulden ge-
ben, und darzu vor redlichen billichen Schaden steen.
Item wurde abir der Homeister und Orden wider ir Un-
dersassen in Prewssen von eym Marggrauen zu Branden-
burg vorgenannt Hilff begern, so sal In der Herr Marg-
graff sechs adir achthundert Reysige Pferde gein Prewssen
zu Hilff schicken, denselben sol der Homeister und Orden
den Manden uff ein iglich Gleffner, das ist eyn Wey-
ner, eyn Gewapender Schutz, und ein Junge, oder
drey gewapent Schutzen. der yder zum mynsten eyn
Panzer und eysenhut haben soll, Zweintzig Rheinisch
Gulden geben, und vor billichen redlichen Schaden steen.
Sulchen Schaden sullen alleweg billichen und erkeñen
zweene die von eym Marggrauen darzu geschickt, und
zween die von dem Orden dazu gegeben werden, was
die erkeñen, das soll der Orden betzalen, und weñ sulch

Hoff-

Hofflüthe kein (gegen) der Kunitz komen soll In der Homeister und Orden einen halben Manden Solt zu Affraschung geben und furdan alle Manden sullen Solt ußrichten, Inmaßen oben berurt ist, dieselben Hofflüthe mögen ye uff zweintzig Reynige Pferde eynen Wagen mit vier Pferden haben, und uff iglichem Wagen mit vier Pferden soll der Homeister und Orden den Manden geben Zwelf Reynisch Gulden. Item furder ist betcydingt ab ein Marggraue zu Brandenburg eynes Homeisters und Ordens Hulff wurden bedürffen, und begern wider sein Undersassen adir Lannden so sullen Im der Homeister und Orden vorgenannt auch Sechs oder Achthundert Reysige Pferde in sein land die Margk zu Hilff schicken, denselben Hofflüthen soll er ye uff eyn Gleffner, das ist eyn Wepener eyn gewapender Schutz und ein Jung, adir drey gewapent Schutzen, der Ider zum mynsten eyn Panzer und eysenhut haben soll, den Manden Sechtzehn Reynisch Gulden geben, und In auch vor gewenlichen redlichen Schaden steen, auch nach erkentniß zweyer die ein Marggraff und zweyer die ein Homeister adir Orden darzu schicken werden. Alle sulche obgeschrieben Artickel, was unser yder teyl des belangt, sullen und wollen wir obgenannten Marggrauen Friderich, unnser erben und Nachkomen Marggrauen, und wir Bruder Ludwig von Erlichßhausen Homeister unser Nachkomen, gebitiger und Orden, an eynander, wenn des not thut, vestiglich und unvorbrochen halten und zu sicherheit und vester Urkund haben wir disser Briff zweene In gleichen lauth machen lassen, und iglichen mit unsern anhangenden Insigel versigelt: die geben sein und gescheen ist zu Marienburg am Mittwochen nach sant Michels Tag des heiligen Ertz Engels nach Christi unsers Herren Geburdt Thusendt virhundert vnd darnach In dem fünff und funfftzigsten Jare.

Herr von Baczko spricht von einem Bündniß mit Brandenburg unter dem Jahr 1452, gleichfalls auf eine Urkunde der Schloßbibliothek sich beziehend. Allein der Inhalt kommt nicht mit dem hier erwahnten überein, und die Jahrzahl ist auch nicht dieselbe.

Wie empörend sich die Söldner zu Marienburg betrugen, erzählt Henneberger mit den Worten: sie nahmen dort ein Zimmer nach dem andern ein, und thaten dem Hochmeister viel Uebermuthes in seinem eigenen Schlosse.

Die ehrenvolle Capitulation der Königsberger steht im Erläuterten Preußen t. III. p. 445. Die Frage dringt sich auf: warum hatten sie die Kirchen zerstört? Waren sie vielleicht der Hussitenketzerey ergeben, welche in diesem Kriege in Gräuelthaten ihrer Anhänger den Untergang fand? oder hatten sie die Gotteshäuser als Verschanzungen benutzt? Der Briefwechsel zwischen Casimir und dem Herzog von Burgund: Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 226. 227. Wahrscheinlich zog der Orden aus den Niederlanden einen großen Theil seiner Bedürfnisse.

Die Achtserklärung Kaiser Fridrichs, n. 908 des geh. Archivs, ist ein merkwürdiges Actenstück.

Wir Fridrich von gots gnode Romischer keyßer czu allen czeyten merer des reichs Herczog czu Ostirreich czu Stw (sic) czu kernthyn vnd czu Crayn Graue czu thyrol bokennen vnd thun kunth allirmeniclich mit deßem brieffe das vor vnß keyßerliche Camergerichte das der hochgeporne bernhart Marggraue czu baden vnser lieber oheym vnd furste des sebenvndczwentczigsten tage des mondes Januarij vor dato deßes brieffs nest vorgangen an vnsir stad hath beseßen, komen sint der Erßame vnser liebir andechtiger Johannes van Pomherheym lantkomthur czu Steyn ꝛc. vnd lewpolt Hallir als volmechtig anwald vnd procuratores an stad vnd yn namen des Erwirdigen ludwigs von Erlichshaußen Homeister dewtczens ordens in prewßen auch seyner prelaten gepittiger vnd geprudere des selben seyns ordens da selbes yn prewßen, vnd prachten yn angedinge rechten fur des czu rechte genug was das die von der lantschafft vnd von den Stetten yn dem selben lande czu prewßen ere vndirsosen dorumb das sie sich obir sulchs ortell vnd recht so die vorgemelten homeister seyne prelaten, gepittiger vnd prudir vor unsir keyßliche maiestat als wir yn egener persone czu gericht gesessen seyn mit recht widdir irlanget vnd bohapt haben

haben alſo das der pont ſo ſye vorgenomen vnd gethan gehapt hetten abe vnd vornichtig ſeyn ſulde mit men worten der ſelben vnſer keyſerlichen orteil widdir die ſelben homeiſtir prelaten gebietiger vnd pruder vnd gemeinlichen den ganczen dewiczen orden Im lande czu prewſen off geworffen vnd ſie mit vientſchafft, krige, name vnd totſlege von eren ſtetten ſloſſen hewßern vnd gebitten gedrungen, jnen die nedir gebrochen Jr habe vnd gut daraws entwent eczliche eres ordens vnd die eren gefangen vom leben czum tode geprocht vnd ſuß an eren lewten vnd guttern mercklichen vnd vorterplichen ſchaden czugefuget vnd gethan haben ꝛc. alles frewelich vnirvolget alles rechten vnd mit erem egenen gewalt widdir dye guldenen bulle die karlyn vnd vnſir koniclichen reformacion czu frangfart beſloſſen vnd wir jn do bey ernſtlichen geboten haben ſulch Jn ir vintſchafft krig vnd tathe gegen dem vorgenanten Homeiſtir vnd ſeinem orden in prewſen abe czu thunde die gefangenen ir gefengniſſe ledig zo ſagen, vnd vmb die ſchoden Jne dadurch zugefuget kerung vnd wandel zu thunde odir wo ſye des alſo inthetten czu ſehen vnd czu horen off ſulch vorgemelte des bonanten homeiſters vnd ſeyns ordens jm prewßen anwalts vnd procurators vorgemelt clag vnd ir vngehorſam mit vnſir vnd des heiligen reichs achte czu jnen czu richten vnd czu volfaren Si auch jn die pene der guldenen bulle der Carlyn vnd in vnſir vorgemelten reformacion bogriffen vorfallen czu ſeyn mit rechte czwertelen (zu ertheilen) vnd czuercleren, adir abir dawiddir reddelich vrſach als dan rechtlich vorczubrengen vnd czuſagen, worumb das nicht ſeyn ſulte vnd ſye kemen addir ſenten alsdann alſo adir nicht niczdeſtemynner (nichts deſtoweniger) worde off des vorgenants Homeiſters vnd ſeyns ordens jm prewſen adir eres anwalts irfurdrung jm rechten volfaren als ſich gepurt czu geſaczten tagen czu recht vor vns geheiſchen vnd geladen waren vnd irgeſaczter gerichtstag alsdann darvmb irſchenen was vnd retthen doroff durch den vorgenanten Halln iren angedingeten redener wan die vorgenanten von der lantſchafft vnd den ſtetten des landes jm prewſen widdir die obgemelt vnſir keſerlich orteil vnd des vorgemelten Homeiſters vnd ſeyns ordens jm

prewſen

prewſen behapt recht auch obir vnſer keſerliche gepotte Inen ſulch vorgemelt fientſchafft krige vnd ſchaden beyde an lewte vnd an guttern vuirlobet vnd vuirvolget alles rechten mit irer ſelbis gewalt auch widdir die guldinen bullen die karlyn vnd vnſer gemeyn reformacion czu gefuget vnd gethan hetten das dann off vns keyſerliche ladung dem vorgenanten homeuter ſeynen prelaten gepittigern vnd prudern von ir vnd des ganczen ordens wegen im lande czu prewſen czu den von der lantſchafft vnd denen von ſtetten deß landes da ſelbis jm prewſen mit vnſir vnd heiligen reichs achte gerichtet vnd yn die pene der guldenen bullen der Carlyn vnd vnſer gemeyn reformacion vorfallen czu ſeyn auch mit recht orteilt vnde ircleret werden ſulten vnd batten dorvmb rechtens. Wann abir die von der egenanten lantſchaft vnd von den ſtetten des landes jm prewſen doczumole nit gegenwertig woren noch ymants von eren wegen mit gewalt der czu ſulcher vorgemelten clage hetten antwerten wollen, wart einhellichlich czu recht erkant das jn von gerichts wegen vnd nach gewonheit vnſers keyſerlichen camerechts czu drey molen ſult gerufft werden vnd die vorgenanten anwalt ſulten warten bis off den neeſten richtiſtag nach vnſer lieben frawen tage der lichtmeſſen dornoch ſchirſtkonftigen (nächſtkommenden) Were dann das von der egenanten lantſchaft vnd ſtette wegen do ſczwuſſchen jemandes keme vnd rechtlich irſchene mit gewalt, (Vollmacht) der widdir ſulch vorgemelte anruffen vnd bogerung czum rechte reden vnd antworten wolde, der ſulte gehort werden, adir ab nyemant keme dornach beſcheen was recht were. Alſo wart Jne gerufft vnd die vorgenanten anwalt vnd procurator haben nicht alleyne bis off den vorgenanten vnſer liben frawen lichtmeſſen tag ſunder auch bis off den virczenden tag des mondes marcij dornoch gewartet abir von der vorgenanten lantſchafft vnd der ſtette wegen iſt nymant komen adir irſcheynen vnd ſint die itczgemelten anewalt widdir vor vnſir keyſerlich camergericht das abir der vorgenante vnſir liber ohem vnd furſte Marggraue Bernharth mit vnſern vnd des reichs furſten Grauen Edlen vnd getrawen an vnſir ſtad boſeſſen hath komen vnd haben do angeruffen vnd bogert, ſint den molen den von

der

der lantschafft vnd den von stetten des landes yn prewsen gerufft vnd sie also gewartet hetten vnd die selben von der lantschafft vnd stetten noch ymants von eren wegen nit komen noch rechtlich irschenen were, das dann vmb ire vngehorsam mit vnsir vnd des heiligen reichs achte czu jne geruchtet dor jn vorkondith vnd gesprochen vnd dorczu auch in die vorgemelten pene vorfallen czu seyn mit recht orteilt vnd irklert werden sulten vnd sattczten das czu rechte. Dor off ist einhelliclich czu recht irkant das zu der vorgemelten lantschafft vnd den von stetten als vngehorßam mit des reichs echte gerichtet werde vnd das sie auch vmb sulch jr vngehorßam in die vorgemelten pene jn vnsir keyserliche ladung bostimet gefallen seyn, Also nach sulcher rechtlichir irkentnisse vnd nach rathe vnser vnd des reichs fursten Grauen Edlen vnd getruwen so haben wir off heute dato disses breffs die von der lantschafft vnd von den stetten jm lande czu preusen alle die manne vnd vierczen ior alt seyn jn vnsir vnd des heiligen romischen reiches achte gesprochen irkennet vnd vorkundiget, sprechen, irkennen vnd vorkundigen sie dor in, nemen sie vnd ir gut aus den friden vnd setzen sie in den vnfriden vnd irloben die allirmeniclich vnd dorvmb so gebieten wir allen vnd iglichen fursten geistlichen vnd werntlichen Grauen freyen Herrn Dinstleuten Rittern knechten Burggrauen Schulteissen, Scheffen Reten Burgern vnd gemeinden allir vnd iglichir stete mergte dorffern vnd gebiethe vnd sust allen andern vnsern vnd des reichs vndirtanen vnd getrauen von Romischir keyserlichir macht ernstlich vnd festiclich mit desem briefe das sie die vorgenanten die von der lantschafft vnd von stetten jm lande czu prewsen alle die manne vnd vierczen Jor alt seyn vnsir vnd des Reichs offenbar achtir gemenilich noch sunderlich vorbas inen nicht meir hausen noch hofen etczen noch trincken nach gantez thgnerley gemeineschafft mit Jne haben noch die iren haben lossen widdir mit kauffen addir vorkauffen nach mit keynen andern dingen heimlich nach offentlich nach sust in dhenerley weyse Sunder den obgemelten klegern vnd allen den eren widdir die selben echtir vnd ir iglichem alle ir habe vnd gut warann vnd an welchen

enden

enden ſie das haben is ſie renthe gulte czinſer geleſcholt korn kawffmanſchatcz welchnley die iſt getreulich vnd ernſtlich behulfen ſeyn vnd ſie vnd ir gut jn allen ſtetten ſloſſen Gerichten Gebieten vnd an allen enden wo ſie die czu komen vnd botreten mogen zu waſſir vnd zu lande beide zu vnſern vnd des heiligen reichs vnd der obgenanten cleger vnd der Iren henden off halten vnd als vnſir vnd des reichs offenbar vnd vngehorßam achter vorbas meir bokomen antaſten angreiffen voyn vnd mit jnen thun vnd gefuren ſullen als mann mit des h. reichs offenbarn achtern billich vnd von rechts wegen thun vnd gefaren ſol als vil vnd als lange bis das ſie in vnſir vnd des reichs gnode vnd gehorßam widdir komen und deme bonanten klegern vmb ir offtgemelte clage genug gethan haben als recht iſt. Wann was alſo an denſelben achtern vnd allem erem gut geſchicht vnd gethan wird do mit ſol noch mag von rechts wegen nymant miſſe thun nach freweln widdir vns vnd das itcztgenante reich nach ſuſt widdir nymant anders nach widdir keinerlej gerichte geiſtlichs noch werntlichs lantffride lantgerichte ſtettegerichte freiheith gewonheit nach gebote nach widdir dheyn andir ding jn dhener weyſe. Wer auch dis vnſir keſerlich geboth frewelich obirfure die nicht hilte dowiddir tette addir alſo nicht volfurte der vnd die worden jn ſulchs vnſir vnd des reichs achte vnd pene vorfallen gleicherweiſe als die obgemelten achtir vorfallen ſint man werde auch dorumb zu dem addir den richten als vnſir vnd des h. reichs recht iſt. Mit orkunde dieſſes brieffs vorſiegelt mit vnſerm keyſerlichen maieſtat anhangendem enigeſegil. Geben zur newenſtad am viervndczwentczigſten tage des mondes Marcij nach criſti gepurde vierczenhundert vnd Im funfvndfunfczigſten vnſers reichs jm funfczenden vnd des keiſerthums jn dem vierden Jar.

Aus des Papſtes Bannfluch, im geheimen Archiv n. 758 liefere ich folgenden Auszug:

— — quod nisi nobiles, proconsules, consules et Gubernatores locorum, vniversitatum et Communitatum colligatorum et omnes alii in quorum potestate et assistentia rebellio et colligatio dirigitur,

tur, infra sexaginta dies, post publicationem hujusmodi cum dictis Magistro et fratribus se amicabiliter composuerint, ex tunc eo ipso omnia incolatus ipsorum loca strictissimo sint supposita ecclesiastico interdicto et si dictis 60 diebus elapsis, nihilominus in eorum pertinacia insorduerint, omni honore nobilitatis titulis et insigniis nec non iure patronatus, dignitatibus officiis et beneficiis ecclesiasticis sive ratione personarum, sive consolatus ipsorum officii aut ratione castrorum dominiorum et locorum que tenent vel possident, ac etiam feudis, que ab ecclesiis, ac omnibus privilegiis, gratiis, concessionibus, libertatibus et indultis que a nostra sede vel alias similiter ab ecclesia seu ecclesiasticis et spiritualibus personis obtinere noscuntur sint eo ipso perpetuo privati et ad quoscunque actus legitimos inabiles nec ad huiusmodi actus quomodolibet admittantur, sed ab omnibus infames et omni honore privati reputentur, ipsorum bona mobilia quecunque et immobilia ita vt ab omnibus libere et licite apprehendi et retineri valeant, sint similiter eo ipso publicata, nullusque salvus conductus eis per quoscunque cuiusvis etiam Excellentie nobilitatis status gradus preeminentie fuerint, et quibusvis potestatibus, vel officiis fungantur concessis ipsis quod hoc debeat in aliquo suffragari, per eos quoque iudicata non teneant, ac eorum sententie vel ordinationis. Juramenta quoque et homagia per eorum subditos dictorumque locorum habitatores et incolas, cum iniquitatis fomenta esse non debent, ipsis nobilibus, proconsulibus, consulibus et directoribus praestita minime obligent vel coarctent. Teneantur etiam ex tunc communitates et universitates civitatum opidorum et locorum huiusmodi ipsos proconsules consules et directores ab eorum consulatibus et aliis quibusvis fungantur officiis veluti infames et iustitie censura damnatos, abiicere et alios dicte malitie fermento non respersos, in eorum loca surrogare, ipsorumque bona apprehendere ac in Magistri et fratrum

usus

usus in satisfactionem damnorum eis irrogatorum convertere etc. Preterea universi ex Clero, sive seculares, sive regulares, qui colligatis adheserunt, coram ipsis colligatis postquam excommunicationis et interdicti huiusmodi sententias incidisse declarati fuerint, Missas seu alia divina celebraverint seu verius prophanaverint aut eis ecclesiastica sacramenta ministrarint, si seculares, omnibus dignitatibus, personatibus, officiis et beneficiis ecclesiasticis, et si regulares fuerint, omnibus eorum prelaturis et officiis etiam claustralibus ac provincialibus, Prioratus, Ministratus etc. similiter ipso facto, perpetuo privati et inabiles nunc et imposterum sunt.

Das Schreiben, wodurch der Hochmeister um Absolution der Reuigen bat, verwahrt die Schloßbibliothek n. 1270. Er versprach sich große Wirkung von dieser Maßregel.

Die päpstliche, bedingungsweise ertheilte Absolution findet sich im geheimen Archiv n. 29.

Einen Originalbrief des Ordensprocurators zu Rom besitze ich selbst, in welchem er schreibt: er habe die Vollmacht zu absolviren für die Bischöffe von Pomesanien und Samland nicht erlangen können, denn es gehe ein Gerücht, daß sie abtrünnig vom Orden, und, wie der Cardinal Firmanus spreche, der Absolution selber bedürftig wären. An ihrer Stelle sollen der Bischoff von Curland, der von Heilsberg und Dominus Andreas, des Hochmeisters Kapellan, die Vollmacht empfangen.

Die hist. de l'O. T. t. VI. p. 245 schiebt ohne allen Grund dem Marggrafen von Brandenburg, als Vermittler auftretend, die hämische Absicht unter, den Krieg nur zu verlängern, um im Besitz der Neumark sich zu befestigen. Leo sagt freylich dasselbe: id vero non ex animo faciebat, sed ut aptum bello gerendo tempus eximeret p. 282, aber Leo's Autorität ist oft zweydeutig. Wahrer ist, was die hist. de l'O. T. hinzufügt, nemlich, der Orden hätte froh seyn müssen, wenn der Marggraf die Neumark, selbst ohne Bezahlung,

lung, übernommen, um sie zu vertheidigen und für den Durchzug der Söldner offen zu halten. Nach Leo's Bericht soll er 500 schwere Reiter (equites cataphracti) dem Hochmeister zurück gelassen haben. Auch die Riesenkampfische Chronik p. 260 rühmt den Beystand, welchen der Herzog von Sachsen und der Marggraf von Brandenburg dem Orden geleistet.

Die räthselhafte Thatsache der Hinwegführung des Ordensarchivs hat Gerken aufbehalten in seinen vermischten Abhandlungen P. 3. p. 373. Die Zurückgabe im folgenden Jahre erfolgte, laut eines Zeugnisses des Grafen Georg von Henneberg.

Des Königs Unlust und Flucht aus Thorn ist keinem Schriftsteller bekannt gewesen. Der nachfolgende Bericht an den Hochmeister, den ich aus einer gleichzeitigen, in meinem Besitz befindlichen Abschrift entlehne, erzählt beydes, wirft ein so helles Licht auf Casimirs Lage und Charakter, und enthält so sonderbare Einzelheiten, daß ich recht zu thun glaube, wenn ich ihn hier ganz mittheile, jedoch mit Weglassung der alten Orthographie.

Meinen Dienst zuvor, besonderer lieber Herr, ich thu euch zu wissen, wie daß ein Herr von Polen, des Königs Liebhaber, zu mir gesagt hat, wie da wären etliche Herren, des Königs Räthe, gezogen gen Graudentz zum Tage, mit des Ordens Gästen um Ablösung des Landes, und sagte mir, daß der König uneins wäre mit seinen Räthen, und hätten gewortet (gestritten) miteinander, also daß seine Räthe vermeinten, das Land wohl zu erkrigen von den Gästen. Er wollte es wissen und hatte gesprochen: die Krone hätte kein Geld nicht, ihm könnte auch aus Litthauen kein Geld werden, und er brächte von allem Geschoß kaum so viel auf als er verzehrte und verehrte oder verschenkte und der Sold wüchse von Tage zu Tage, und er wüste keinen Herrn, der ihm solchen Sold könnte vorschießen (ussthen add' betzalen). Des Königs Räthe hatten gesprochen zum Könige: König wir habens itzund beteydingt mit Etlichen der Kreuzherren (Krowtziger) Gäste, daß es wohl wird zu

Vorgang

Vorgang kriegen, König, dir werden von deinem Schwager König Lasla hunderttausend Gulden, so wollen wir auch wohl so viel zuwege bringen mit Geschoß aus beyden Landen, und so uns denn die Gäste das Land entworten (überliefern) so wollen wir die Verräther richten als sie verdient haben und wollen die Gäste wohl vorrichten, denn König du kriegst zu Danzig allein so viel daß du das Land bezalest. Der König hatte gesprochen zu seinen Räthen: Ihr Herren ihr gebet mirs gut vor, so habe ichs nicht erfunden. Ich glaube wohl, ehe daß die Gäste das thäten, ehe würden sie das Land unter sich theilen, wenn sie selbst merken, daß wirs ihnen nicht vermögen abzulösen. Auch sagte mir derselbe Herr, wie die Räthe vermeinten, wenn es dazu käme, daß sie den Gästen eine Summe Geldes geben, das würden die Rottmeister unter sich treiben, und würden die Gemeinen wohl stillen mit einem kleinen; so würden die Rottmeister aus dem Lande ziehen, dem käme man wohl vor und legerte die darnieder (man wollte sie also erst bezahlen und dann wieder berauben) und dem gemeinen Pöbel wäre wohl zu rathen. Und sagte mir, daß sie mit mancherley List und Betrüglichkeit umgehen, daß sie auch den König bey sich behalten, denn der König wollte gern von Thorn gen Litthauen und käme nimmer wieder, und dem Könige ist bange zu Muthe. Auch spricht derselbige Herr, daß also nun ein Jahr der König aus dem Lande zog (vor einem Jahre) kam gen Brißke (Brzeßk) mit seinen Räthen und Herren, hatte Händel von diesem Kriege, und hielt seinen Räthen vor, wie sie ihn zu diesem Kriege gebracht hätten, und er es ungern gethan hätte, und hätte verloren Ehre und Gut und Mannschaft und mache mein eygen Land zu nichte, ich bin gewesen zu Preußen und wollte es gewinnen, und habe mehr verloren denn ich gewonnen habe. Ehe ich eine Stadt oder Schloß gewinne, so habe ich das ganze Land verheert und meines damit zu nichte gemacht. Was wäre mir nutze ein wüstes Land. Also daß er hatte mit seinen Räthen gewortet Dieselbige Nacht saß er auf mit XX Pferden und stahl sich von ihnen und ritt gen Litthauen, sie wurdens des Morgens gewahr, sie machten

ten sich auf zu Roß und jagten ihm nach wohl XC Meilen ehe sie den König erreichten, also daß sie den König kaum wiederbrachten gen Petrikau mit guten Worten, da sie sich da wieder vereinigten, und zog gen Litthauen und war dort bis nach Pfingsten. Da kamen zu ihm Gabriel von Bayfen und die von Thorn und etliche Polen, die ihn denn abermals wiederbrachten mit lügen wieder aus Litthauen gen Petrikau zum Tage und von Petrikau mit lügen brachten gen Brißke und brachten dem Könige vor, wie sich Königsberg die alte Stadt gegeben hätte, und käme er nicht ins Land, so würden sich alle niederländische Städte geben, und baten den König durch Gott, daß er auch gen Thorn käme, und doch da liege, ob er sonst nicht wollte kommen mit dem Heere, daß nur ein Geschrey würde, der König käme, so würden sich die Städte halten. Also daß der König nun ein Feld (Feldzug) machte ihnen zu Willen, kam mit 800 Pferden geringe Waare, Bauern, die lagen da wohl bey 6 Wochen, nur daß es einen Namen hatte der König läge zu Felde und käme in das Land. Da kam nun zu ihm Herzog Przymko, Böhmen und Gäste, die wollten ihren Sold von ihm haben, er gab ihnen nichts, und hatte ihnen auch nichts zu geben und bat nur seine Gäste, daß sie litten, er wollte ihnen Zehrung geben, und bat sie daß sie mit ihm zögen zu Felde, wenn er in das Feld käme, er wollte ihnen ihren Sold halb geben, wenn er wieder aus dem Felde käme, er wollte ihnen den Sold voll geben, so daß die Gäste zu ihm sprachen: König du willst nun zu Felde, wärst du im Felde du solltest heraus ziehen. So daß der König aber groß uneins ward mit den Gästen und mit seinen Räthen, und zum Leske und zum Brißke lange Zeit lag, bis die von Danzig zu ihm kamen, die brachten ihn in das Land, also daß er ihnen auch die Straße frey machte von Thorn bis gen Danzig. Sie wollten sich gegen den König beweisen mit Geld und Gut als gegen ihren Herrn. Da er gen Thorn kam, da baten die Thorner daß er sich vor den Lessen sollte legen, der thäte ihnen Schaden, den würde er in 4 Tagen gewinnen, so würde sich der Neue Markt und ander Städte geben, und gaben dem Könige vor,

vor, sie wollten den Neuenmarkt verdämmen, daß er sich selber versaufen würde. Also haben sie dem Könige abermals vorgelogen. Der König erkannte es wohl, er hatte sich verheert und verzehrt, und hat nichts nicht, und alles was er bedarf, das borgt er. Den Goldschmieden, Schneidern, Schmieden, Schuhmachern bleibt er schuldig. Derselbige gute Freund hat mir gesagt, daß der König nur vertröstet wird, daß der Orden nicht Geld habe, und die Gäste des Ordens hätten es ihm geschrieben, er sollte mit ihnen tagen, er käme wohl bey das Land, darauf liegt der König zu Thorn auf solchen Trost, und hat mir gesagt, wenn nur der Tag geschlossen ist, so wird der König weg, und wird die Polen und Preußen lassen sitzen, und wird gen Litthauen und ist in der Meinung nimmer wieder zu kommen. Auch bringt er kein Heer mehr auf. Daß er sie nu aufbrachte, ward den Polen vorgegeben, er wollte nur herein und einen Frieden beteydingen, also wurden sie aufbracht daß sie mit ihm zogen. und der Marggraf zu Brandenburg würde zu ihm kommen und dazwischen teydingen. Und in das Land zu Preußen kommt er nicht mehr. Der König hat auch gesprochen, die Polen haben ihm seinen Bruder verrathen, sie wollten ihn auch verrathen, und spricht, er habe keinen getreuen Mann an keinem Polen, die Litthauer meinen ihn mit treuen. Auch spricht derselbige Herr von Polen. Alle das Geschoß das ihm Land und Städte haben gegeben binnen der Zeit daß er vom Lessen gezogen ist, hat er nur zur Zehrung von Litthauen. Der König, Land und Städte haben allen ihren Gästen nicht 1000 Gulden gegeben seit Sanct Michel, und alle Tage findet der König Scheltbriefe kleben am Rathhause und am Kake (Pranger) daß die Böhmen schelten und fluchen um ihren Sold und andere Gaste. Es hänget nur also am Haare, wird man hören, daß der Orden seinen Gästen Geld giebt, oder sich mit ihnen verträgt, so will sich die Mannschaft wenden und reiten zu dem Orden. Auch wird man erfahren, alsobald als sich nu eine Stadt giebt, werden sich alle Städte geben, und wenn der König von Thorn kommt und die Gäste, so wird die Gemeine ein Spiel treiben, daß alle

alle Ding ein gut Ende werden haben. Also derselbige Herre von Polen spricht: wird sich der Orden nu mit den Gästen vertragen, als man nu zu uns spricht, der Orden liege zum Leßken und der Meister habe keine Macht und sey vom Hause gejagt und mancherley Rede die ich hoffe gelogen ist; wird das nicht seyn, und der Meister zu Felde zöge so er erste kann (sobald er kann) und rennt auf Dobryn und das verheerte, so werden alle Mannschaft wieder zu ihm treten, und die Dobriner haben Etliche gesprochen, sie wollen sich nicht lassen verheeren, sie wollen sich dem Orden geben, so sie sehen, daß der Meister sie verheeren wollte. Der König ist von Thorn gezogen gen Brißke, fortan will er ziehen gen Petrikau zum Tage, und in der Wahrheit kommt er nimmer wieder gen Thorn. Gegeben zu Thorn am Tage Luciä (den 13. December) 1455.

Obgleich die Prophezeiung nicht eintraf, mit welcher dieser Bericht schließt, so trägt die Erzählung der Thatsachen doch ganz das Gepräge der Wahrheit. Unbekannt ist der Verfasser, die Copie ohne Unterschrift, vermuthlich auch das Original; denn ein Freund des Ordens, im feindlichen Thorn seßhaft, konnte wohl nur ein Spion seyn, der, seinen Namen einem Zufall Preis zu geben, sich wohl hütete. Vielleicht ist auch das Blatt selbst das Original, obwohl ihm die Zuschrift an den Hochmeister mangelt; wenigstens trägt es alle Spuren der Gleichzeitigkeit und verdient wohl denselben Glauben, den die Berichte der Bundesgesandten bey Schütz mit Recht gefunden haben. Daß Dlugoss von diesen unrühmlichen Begebenheiten nichts erwähnt, ist natürlich.

Zum

Zum acht und zwanzigsten Kapitel.

Das dritte Kriegesjahr.

Die Fälle, in welchen ein Statthalter erwählt wurde, zählt Hartknoch auf diss. XIX. de Republ. veter. Prussor. §. 9. auch Sayler in diss. de Gubernatore in Prussia. Act. bor. t. 2. p. 242. Es ist keiner darunter, aus welchem sich erklären ließe, warum Heinrich Reuß jetzt schon diese Würde bekleidete.

Ueber des Ordens dringende Geldnoth liefern Belege die Nummern der Schloßbibl. 1247. 1257. 1278. Den Procurator, der Schulden halber aus Rom entweichen mußte, bat der Hochmeister, so lange in der Balley an der Etsch zu verweilen, um wenigstens Rom so nahe als möglich zu bleiben. Von dem Versatzbrief der Reliquien besitze ich selbst eine gleichzeitige Abschrift. Das Kreuz war vermuthlich dasselbe, welches Herrmann Salza von Kaiser Fridrich II. zum Geschenk erhielt, und dessen Wunderkraft Peter von Dusburg rühmt P. I. c. 5.

Den Verkauf der Neumark setzt Pauli fälschlich in das Jahr 1444 und Baczko irrig in das Jahr 1456. Er geschah 1454, zuerst für 40000 Gulden, und 1455 für 100000, auf Lebzeiten des Hochmeisters, nach dessen Tode der Orden sie wieder einlösen könne. Cod. Brandenb. t. 5. p. 314. Leo, Dlugoss und Cromer erzählen, der Marggraf habe zuvor bey Casimir angefragt: ob es auch mit seiner Bewilligung geschehe? — Eine höfliche Begrüßung von Seiten Brandenburgs, um sich etwa gegen künftige Ansprüche sicher zu stellen, mag wohl geschehen seyn; aber Leo fährt fort: der Marggraf habe Hülfe gegen den Orden angeboten, und der König sich darauf nicht eingelassen, weil die Herzöge von Pommern

mern die Neumark zu besitzen gewünscht, und in jedem Kriege 2000 Reiter zu stellen versprochen. Den zweydeutigen Werth dieser Nachricht lasse ich dahin gestellt. Man findet sie auch in der Chronik des Sebastian Möler (Preuß. Lieferungen t. I. p. 660), allein diese hat den Dlugoss und Cromer ausgeschrieben, obgleich sie ihre Quellen nicht nennt. Eine andere Behauptung, die Neumark habe sich, aus Haß gegen den Orden, an Brandenburg ergeben, hat wohl dem Dlugoss nur allein der Haß gegen den Orden eingeflößt. (Siehe Cod. Brandenb. t. 5. p. 261.)

Wie oft die Söldner den Hochmeister dringend gebeten, sie zu befriedigen, und ihm zugleich unverholen des Königs Anerbietungen kund gethan, erhellt aus n. 1127 der Schloßbibl. Daß Bernhard von Schomberg zum Exempel (der später dem Beyspiel seiner Kriegsgenossen folgte) alle seine Güter versetzt hatte, um dem Orden zu helfen, bekannte Ludwig selbst in einem Schreiben an den Meister von Liefland n. 1122, worin er diesen bittet, das Geld herbey zu schaffen. Um so auffallender wird seine bittere Klage (geh. Archiv. Buch A.), welche zum Theil also lautet: „die Ungetreuen und Ehrvergessenen, die in des Ordens Dienste waren, haben des Ordens Haupthaus Marienburg sammt der Stadt, auch Dirschau und Deutsch Eylau den Feinden übergeben. (Andere Orte nennt er nicht.) Als sie damit umgingen, sandten sie zu uns, baten um ihre Verschreibungen, versprachen, sie unversehrt zurück zu bringen. Sie wurden ihnen ausgeliefert. Da lasen sie dieselben auf dem Kirchhof vor vielen Reisigen und Trabanten, brachten sie dann zurück, hielten aber nichts davon, sundern si taten an uns als ungetrewe und unerlige böse lewte, den weder Gott, ere noch recht lieb sind. Deß zu Bekenntnisse haben wir unser Siegel anhangen lassen u. s. w.“

Hatte Ludwig denn ganz vergessen, was er, sammt seinen Gebietigern, ein Jahr vorher förmlich versprochen? (Schütz p. 214) „Mit solchen Schlössern und Städten, Gütern, Land und Leut und den Gefangenen,

sollen die Herren Hauptleute und ihre Gesellschaft thun und lassen nach ihrem Willen, die verkeuffen und die verpfenden, oder an ihren frommen und bestes zu wenden, sich damit beteidingen, oder wie sie das ordenken können und mögen, dadurch sie jedes Soldes und Schaden vollkömmlich nach ihrem Willen vergnügt und bezahlt seyn. Dorinne wir uns oder die Unseren unsers Ordens nichts rede, noch sie zu ewigen Zeiten beteidingen oder anlangen sollen oder wollen, noch niemand von unsertwegen, geistlich oder weltlich."

Das war doch deutlich genug? und scheint nach allem diesen mir kaum vonnöthen anzunehmen, daß der Böhme Czerwonka mit 56000 Gulden vom Könige bestochen worden. Hätten die Deutschen allesammt, wie man fälschlich vorgibt, dennoch des Handels sich geschämt, so würde das ihrem Zartgefühl Ehre bringen, allein ihr Recht war unwidersprechlich. Dlugoss gesteht indessen, daß selbst viele Polen einen Widerwillen gegen diesen Kauf geäußert.

Noch durch einen letzten Grund vermeint die hist. de l'O. T. darzuthun, daß die Veräußerung an Feinde widerrechtlich gewesen. Es sey nemlich in dem Vertrage mit dem Orden ausdrücklich bedungen, daß die Uebergabe der Pfänder die Kreuzherren nicht hindern solle in den Schlössern zu bleiben, folglich habe auch keiner ihrer Feinde Besitzer werden dürfen. Wäre jene Clausel wirklich dem Vertrage eingeschaltet, so ließe sich noch über den Sinn derselben streiten; (denn man durfte ja nur bey der Uebergabe den Kreuzherren, die da bleiben wollten, eine sichere Versorgung vorbehalten, wie auch wirklich in Ansehung der Alten und Kranken geschah;) allein es findet sich kein Wort davon. Nur in der von mir berührten Urkunde aus dem geh. Archiv, versprechen die Grafen von Montfort und Gleichen, im Fall sie Schlösser pfandweis inne haben würden, (denn noch hatten sie keine) die Ritter mit aller Nothdurft zu versorgen. Das verstand sich aber doch nur so lange, als sie selbst im Besitz derselben verblieben? — Auch wurde in der Urkunde, welche Marienburg den Söldnern wirklich einräumte, nicht einmal jene Bedingung ihnen auferlegt.

erlegt. In derjenigen hingegen, welche Marienburg an den König verkauft, bedingt sich der letztere zwar aus, daß, gleich nach der ersten Zahlung, die Kreuzherren wegziehen sollen; besteht aber doch nicht darauf, sondern verlangt blos, die Söldner sollen dafür bürgen, daß ihm durch die bleibenden Ordensherren kein Schade zugefügt werde.

Einer sonderbaren Abweichnng muß ich hier noch erwähnen, die sich zwischen Schütz und Waissel in der von beyden gelieferten Urkunde findet. Bey Schütz nemlich heißt es: (p. 214) Wenn die Söldner mehr bekämen für die Schlösser und Gefangenen, als ihre Foderung betrage, „solcher Ueberlauf der Summe uns und unsern Erben zu gutem Nutz und Frommen gereichet und gegeben werde.“ Darauf beruft sich auch die hist. de l' O. T. Allein bey Waissel heißt es: (p. 186) „solcher Ueberlauf der Summe soll ihnen auch gegeben werden.“ Uebrigens stimmen beyde ziemlich überein. Beyde haben sicherlich ihr Einschiebsel nicht erfunden; es ist daher klar, daß dieser Punct zwischen den contrahirenden Theilen streitig gewesen, und daß er abgeändert worden; aber wie? das kann nur das Original entscheiden. Ob dieses von Schütz oder Waissel copirt worden, oder ob, wie es wahrscheinlicher ist, beyde nur Abschriften besessen, wird wohl unentschieden bleiben. Ueberflüssig scheint auf jeden Fall der Punct, so wie Schütz ihn anführt. Denn von den Söldnern stand wohl nicht zu erwarten, daß sie, ohne eignen Vortheil, sich bemühen sollten, die Schlösser höher zu verkaufen, da eine solche höhere Foderung ihrem Handel nur Hindernisse in den Weg legen konnte.

Warum endlich beharrt man so eigensinnig auf der Behauptung: nur allein die Böhmen hätten die Schlösser verkauft? Es waren viele Deutsche unter den Verkäufern, mehrere vielleicht als Böhmen; wenigstens nennt der Hochmeister, in der von mir angeführten Urkunde aus dem Buche A. des geh. Archivs, unter denen, welche den Vertrag von ihm geholt, um ihn auf dem Kirchhofe vorzulesen, nur einen Böhmen Jon Wyhenenzky, hingegen drey Deutsche, Nickel

von Wolffersdorff, Ludwig Schönfeld, Fridmann Panzer. Auch ein gleichzeitiger fremder Schriftsteller, Matth. Docringius in cont. Chr. Theod. Engelhus. ap. Mencken t. III. p. 25, nennt, außer den Böhmen, Meißner und Schlesier.

Warum besteht man ferner darauf, uns zu überreden, Czerwonka sey nur der Geringsten Einer gewesen? Erstens läßt sich gar nicht denken, daß die Vornehmsten in den Willen des Geringsten sich gefügt hätten; zweytens besitze ich einen Geleitsbrief, welchen die Söldner-Hauptleute dem Marggrafen von Brandenburg 1455 ausgestellt: unter Zwanzig dort genannten, ist er nicht allein der Vierte, sondern unter denen, welche ihre Siegel angehängt, wird er gar als der Erste genannt. Er hatte Kopf und Muth. Bey dem Aufruhr zu Danzig soll er, von Marienburg dahin gesprengt, durch eine kluge Rede zu Wiederherstellung der Ruhe mitgewirkt haben. (Leo p. 283.)

Außer vielen Ordensfreunden, spricht auch Kranz in seiner Vandalia (l. 12. c. 20.) von Verachtung, welche die Verkäufer betroffen, und will uns sogar bereden, sie seyen fast alle eines erbärmlichen Todes gestorben. Das letztere ist eine Fabel; ist aber das erstere wahr, so beweist es blos, daß in jenen Zeiten das moralische Gefühl noch nicht so erstorben war als jetzt. Czerwonka wurde in Böhmen eine Zeitlang in Fesseln gelegt, doch auf Casimirs Vorwort befreyt, hatte die Schlösser Schwetz und Golup pfandweis inne, und bekleidete den Posten eines Gouverneurs von Marienburg. Dem Hauptanstifter ging es also doch so übel nicht.

Welche wichtige Festung übrigens Marienburg war, berührt unter andern Kranz in Vandalia t. 4. p. 360 mit den Worten: inexpugnabilis illa fuit, triplici muro, magnis fossatis, et ipso flumine circumfluente.

Schütz irrt, wenn er erzählt: auch Mewe, Conitz, Hammerstein, seyen von den Söldnern übergeben, das erste eigentlich verlassen worden, worauf die Einwohner sogleich den Orden herbey gerufen. Mewe befand sich gar nicht in der Gewalt der Böhmen. Nicht allein

Dlugoss

Dlugoss (p. 208), sondern auch der Hochmeister, in seiner aus dem Archiv entlehnten Klage, nennen blos Marienburg, Dirschau und Deutsch Eylau. Die Chronik des geh. Archivs p. 229 nennt die Waaren, mit welchen die Söldner zum Theil bezahlt wurden. Sie bestanden in Sammt, Damast, Koffir (?), Atlas, Taft, Pelzwerk. Daß sich dergleichen Waaren in Preußen schon so häufig fanden, gibt einen Begriff vom damaligen Luxus. Auch mit posulatschen Gulden wurden die Söldner bezahlt. Ich kenne diese Münze nicht, so wenig als den oben erwähnten Koffir.

Zum neun und zwanzigsten Kapitel.

Aufruhr zu Thorn und Danzig.

Die Erzählung dieser Begebenheit ist gänzlich aus Schütz entlehnt.

Zum dreyßigsten Kapitel.

Uebergabe von Marienburg.

Die hist. de l'O. T. vermuthet, Danzig habe das Geld von Carl Canutson zur Einlösung von Marienburg geliehen. Die kleine Summe von 15000 Mark konnte schwerlich dazu beytragen. Sehr grob irrt Pufendorff in seiner Geschichte Schwedens, t. I. p. 224 in der Behauptung, Carl habe seine Schätze dem Orden zugeführt.

Man muß lächeln, wenn man in der hist. de l'O. T. t. VI. p. 318 liest: der Hochmeister habe den Verlust

lust der Reliquien aufrichtig bedauert; nicht um des Goldes und Silbers willen; denn hätte er sich dessen bedienen wollen, so würde er die Böhmen damit bezahlt haben; vermuthlich sey aber jenes Kreuz ein Stück des wahren Kreuzes gewesen, (p. 312) welches Hermann von Salza einst vom Kaiser Friedrich dem Zweyten empfing. Der fromme Verfasser wußte nicht, daß Ludwig es schon längst dem Herzog von Sagan versezt hatte, und darum blos auf der Zurückgabe so ängstlich bestand.

Der einzige Zweifel, der sich gegen das Daseyn der Schrift erregen läßt, welche man zu Marienburg wollte gefunden haben, ist das Stillschweigen des Dlugoss, von dem sich allerdings erwarten ließ, daß er einen so gehässigen Umstand nicht übergehen würde.

Im Dregerschen Verzeichniß der pommerschen Urkunden, Fortsetzung des Cod. dipl. Pom. kommt S. 119 unter dem Jahr 1457 diejenige Urkunde vor, welche das Bündniß der pommerschen und meklenburgischen Herzöge, Heinrich des Aeltern, Heinrich des Jüngern, Ulrich, Albrecht, Wartislaff X., und Erich II., gegen ihre eigenen Städte enthält. Es müssen also doch schon verdächtige Bewegungen sich haben spüren lassen, die wohl keine andere Quelle hatten, als das gefährliche Beyspiel in Preußen.

Die aufgehobene Belagerung von Mewe schreibt Dlugoss der Bestechung zu, vergißt aber, daß der Orden kein Geld zu Bestechungen hatte.

Die Hist. de l'O. T. t. VI. p. 337 gibt dem Könige von Dänemark Schuld, er habe des Ordens Unglück blos benutzen wollen, um Ehstland wieder zu gewinnen. Dieß sey der Preis gewesen, den er auf seine Hülfe gesezt. Vermuthlich habe auch Ludwig darein gewilligt, daher Christian bereits den Titel Herzog von Ehstland angenommen, und, kraft dieser Würde, die alten Privilegien jenes Landes bestätigt habe; allein die Gegenvorstellungen der Ritter in Liefland hätten den Kauf gebrochen. Mallet hingegen, in seiner Histoire

de

de Dannemarc T. 5. p. 98, läßt den König des liefländischen Meisters Ansprüche für eine Summe Geldes erkaufen.

Das ist irrig, denn die Herrschaft über Ehstland verblieb dem Hochmeister, der sie später freywillig dem Meister von Liefland übertrug. Arndt führt die Urkunde nicht selbst an, in welcher Christian, als Herzog von Ehstland, die Privilegien bestätigt haben soll. Ist die Vermuthung der Hist. de l'O. T. richtig, so muß sie wohl vom Jahr 1456 seyn, weil damals der Hochmeister, um Marienburg zu retten, am geldbedürftigsten war. Carl Canutson, zu jener Zeit noch König von Schweden, schrieb an den Rath zu Reval drohend: Reval, wie einst Wisby, zu zerstören, wenn er den Verkauf nicht hindern werde. Seine bald darauf erfolgte Absetzung befreyte Reval von dieser Furcht. Ohnehin waren die Ehstländer völlig unschuldig an Dänemarks Plänen, denn sie blieben stets dem Orden mit Treue zugethan, wurden dafür mit großen Privilegien belohnt, und waren so weit entfernt sich einen andern Herrn zu wünschen, daß sie vielmehr in diesem Jahre freywillig ansehnliche Beyträge zum Kriege wider Polen sandten.

Die Liefländer schlossen 1457 eine Vereinung auf zehn Jahr, gegen alle Fremdlinge, die den Frieden stören würden. Ihr Meister begab sich unter dänischen Schutz auf funfzehn Jahr, (unbeschadet der Ordensrechte) gegen eine jährlich zu erlegende Summe von 1000 rheinischen Ducaten. Vorhandene Quittungen beweisen, daß der Vertrag wirklich von beyden Theilen erfüllt wurde. (Arndt p. 144.)

Das Anerbieten von Dänemarks Vermittlung und dessen Kriegsbedrohung findet sich bey Pontanus ap. Westphalen monum. inedit. rer. germ. T. 2. p. 758.

Die herzlichen Freundschaftsversicherungen der Ritterschaft und Städte in Liefland, gegen die preußischen Verbündeten, besitze ich im Original. Den Beschluß, ihre Vermittlung anzutragen, faßten sie auf einem Landtage zu Walk, der blos um dieser Ursache willen gehalten wurde, und von dem Arndt nichts weiß.

Zum

Zum ein und dreyßigsten Kapitel.

Laulicher Krieg und fruchtlose Friedensunterhandlungen.

Die Willfährigkeit der Litthauer erzählt Kojalowicz p. 225; weil aber Dlugoss davon schweigt, so schließt daraus die Hist. de l'O. T. es sey nicht wahr, so heftig sie auch sonst gegen Dlugoss declamirt. — Bey welcher Gelegenheit der deutsche Orden dem Herzog von Burgund beygestanden, (wie Ludwig behauptet) habe ich nirgend finden können. Vielleicht geschah es früher in dem Kriege, den Philipp wegen der Erbschaft seiner entlaufenen Frau führte.

Eine Urkunde bey Duellius P. III. C. V. n. XVIII. p. 102 enthält ein Zeugniß des Kaisers, daß der Hochmeister 1458 das Haus zum Suntag für 1657 Ducaten an einen gewissen Achatz Bohunko verpfändet habe, den der Kaiser seinen lieben Getreuen nennt. Also grif Ludwig schon die entlegenen Ordensbesitzungen an. Waissels Chronik p. 195 nennt einen Achatius Bohinko, und macht ihn zum Hauptmann von Marienwerder.

Daß damals der Deutschmeister zu den Friedensvermittlern in Deutschland gehörte, erwähnt Schmidt, Gesch. der Deutschen. B. IV. p. 241.

Des Hochmeisters bewegliches Schreiben an den Herzog von Burgund, Schloßbibl. n. 1067. Er beruft sich darin unter andern auf den Beystand, den der Herzog vormals den Johannitern geleistet.

In Deutschland wußte man schon recht gut, daß der Orden kein Geld mehr hatte. Graf Hans von Gleichen erzählt in einem Schreiben (Schloßbibl. n. 1109) er habe mit 3800 Pferden nach Preußen kommen wollen, allein trotz aller Mühe, die er und Hans Kekeritz angewandt, habe man die Leute nicht bewegen können.

Sie

Sie sprächen: das Geld, das man ihnen zur Uffraschung (Equipirung) gäbe, würden sie verzehren ehe sie hinkämen, und dort sey nichts zu holen, denn bey dem Zuge sey kein Fürst, an den man sich halten könne.

Der wiederholte Bannfluch des Papstes findet sich abschriftlich in dem Buche A des geh. Archivs, zugleich mit einer andern Bulle, welche derselbe Papst gegen alle Heiden und Ketzer geschleudert, deren er nicht weniger als acht Gattungen namhaft macht. Am 3ten Kal. April. im dritten Jahre seines Pontificats. Die leztere steht auch bey Duellius P. II. n. LV. p. 28.

Warum der Orden in diesem Jahre eine Bulle bewirkte, welche ihn von allen weltlichen Gerichten frey sprach, weiß ich mir nicht zu erklären; allein ein Transsumpt dieser Bulle befindet sich im geh. Archiv unter dem Zeichen rr.

Auch Marienburg soll durch Bestechung gerettet worden seyn. So will es Dlugoss p. 231 und fügt hinzu: die Ritter hätten spottend von den Wällen gerufen: wir haben Euch durch Gold verjagt. Es ist bereits erinnert worden, daß die Kreuzherren kein Gold zu Bestechungen übrig hatten. Noch minder glaublich ist die Albernheit des Geschreys vom Walle, das ja dem Könige hätte zu Ohren kommen und folglich die Wirkung der Bestechung vernichten müssen. Leo erzählt dasselbe noch mit mehreren Umständen. Man habe, sagt er, bey Nacht Einige ergriffen, die mit Botschaften vornehmer Polen sich in die Stadt geschlichen. Vor Allen sey der Vicekanzler Brezius in Verdacht gerathen und entflohen, um der Mißhandlung des Volkes zu entgehen. (p. 290.) Derselbe Schriftsteller drückt Casimirs Heimweh mit den Worten aus: sed uxoris desiderium ei fuit antiquius.

Den Waffenstillstand setzen Schütz und Cromer auf zwanzig Monate. Ihnen ist auch Herr v. Baczko gefolgt, ohne den Widerspruch zu bemerken, dessen Schütz sich schuldig macht; denn dieser sagt: am Margarethentage des folgenden Jahres, das ist am 13ten July, sey er abgelaufen. Nun soll er, nach seiner Angabe, am 9ten October geschlossen worden seyn, folglich kann er nur

nur neun Monden gedauert haben. Ueberhaupt wußte man bis jezt, weder die Bedingungen dieses Waffenstillstandes, noch den Ort, wo er abgeschlossen worden, noch die eigentliche Zeit, wann es geschehen. Schütz nennt Thorn als den Ort, Dlugoss hingegen versichert, er sey schon vor Marienburg verabredet und in der Gegend von Sthum durch Reuß von Plauen und Berndt von Schomberg beschworen worden. Eben so zweifelhaft schien die angegebene Bedingung: Marienburg dem Giskra einzuräumen, um es künftig dem zu überliefern, dem der Schiedsrichter es zuerkennen werde, oder es, im Fall keine Vereinigung zu Stande käme, dem Orden wieder abzutreten; denn warum ist diese Bedingung nicht erfüllt worden?

Die Urkunde unter n. 66. des geh. Archivs, welche sehr wohl erhalten ist, gibt Licht über alles.

Casimirs Unmuth über seine Truppen erzählt Dlugoss p. 232.

Die Hist. de l'O. T. t. VI. p. 356. not. 1. behauptet: der König von Dänemark habe très-réellement declaré la guerre. Allein der angeführte Brief enthält eine bloße Drohung, im Fall die angebotene Vermittlung ausgeschlagen würde. Uebrigens wird dort mit Recht erinnert: was hätte Danzig vermocht ohne seinen blühenden Handel? was die Verbündeten ohne Danzig? und wem verdankte es diesen großen Wohlstand? — Dem Orden! spricht der Verfasser, ohne zu bedenken, daß Danzig eine Bundesschwester der mächtigen Hanse war. Allerdings hätte es nie so hoch sich schwingen mögen, ohne des Ordens mildere Regierung in vergangenen Zeiten; aber ein Regent, der sich blos auf Wohlthaten seiner Vorfahren beruft, ist eben so verächtlich, als ein Edelmann, der keine andere Verdienste aufzuzählen weiß, als die seiner Ahnen.

Schütz und Cromer führen es als ein Gerücht, Dlugoss hingegen sehr bestimmt an, daß der Orden 1459 zu den im Text erwähnten Friedensbedingungen sich erboten. Dlugoss fügt hinzu, viele Polen hätten für die Annahme derselben gestimmt, allein die Verbündeten es gehindert.

Den

Den hinterlistigen Rath, welchen der Bischoff von Ermeland dem Papste ertheilte, den Orden in die Türkey zu verbannen, meldet Jodocus, Bischoff von Oesel, Ordensprocurator zu Rom, in einem Schreiben von 1459. (Schloßbibl. n. 307.) Dieser Rath hatte vermuthlich auch Casimirs Instruction an seinen Bevollmächtigten zu Mantua bewirkt, und wer weiß was geschehen wäre, wenn nicht Pius der Zweyte den König gehaßt hätte, wie Treterus de episcopatu Varmiensi p. 47 mit folgenden Worten berichtet: graue jam dudum odium in Casimirum regem Pius II. P. M. conceperat, ob eam causam, quod ab eo, ne possessionem Episcopatus Varmiensis, quem ardenter concupierat, adiret, impeditus et exclusus fuerat, in tantumque illa offensione excreuerat, ut in historia, quam de Bohemis scripsit, temperare sibi non potuerit, quin Polonum et Litthuanum nomen omnibus notauerit probris. Aeneas Sylvius war gekrönter Poet, und folglich sehr reizbar.

Des alten Bischoffs von Cracau Rednerübung zu Thorn erzählt Dlugoss p. 239.

Von dem Scharmützel, in welchem Ludwigs Freyheit in Gefahr kam, sagt Schütz nichts. Dlugoss p. 245 läßt 200 Reiter von den Polen gefangen nehmen, und 20000 Ducaten erbeuten. Diese große Summe, bey des Ordens Armuth, macht die Nachricht verdächtig.

Der Friede mit den Herzogen von Masovien, dessen kein Geschichtschreiber erwähnt, und von welchem die Hist. de l'O. T. vermuthet, es sey ein bloßes Gerücht von den Danzigern ausgestreut, findet sich im Original im geh. Archiv n. 105.

Pauli allein (p. 338) erwähnt einer Erlaubniß Casimirs, den Herzogen von Masovien zu einem Waffenstillstand ertheilt, doch ein Jahr später und ohne seine Quelle anzuführen.

Die Schenkung von Ehstland bewahrt die Schloßbibl. n. 2206 und das rothe Buch der Ritterschaft zu Reval, in einem vom Erzbischoff zu Riga beglaubigten Transsumpt. Sie findet sich auch bey Arndt p. 149. Vielleicht geschah sie mehr aus Armuth als aus Dankbarkeit,

barkeit, denn Ehstland war mit liefländischem Gelde erkauft worden, unter der Bedingung, daß die Liefländer so lange den Genuß davon haben sollten, bis ihr Vorschuß erstattet wäre. (Verzeichniß der Dregerschen Urkunden, Fortsetzung des Cod. Pom. p. 86) Von dieser Erstattung findet sich nichts, es könnte daher leicht seyn, daß der Hochmeister blos ihre alten, gerechten Ansprüche habe befriedigen wollen; denn zahlen konnte der Orden jezt weniger als jemals.

Hartknoch de rep. vet. Pruss. diss. XIX. §. 20 begeht den Irrthum, Hans von Bayfen auch noch nach dem Jahre 1459 als Statthalter zu nennen.

Dlugoss weiß nichts von dem Waffenstillstand, welchen Hans von Bayfen geschlossen, erwähnt aber eines andern im Sommer desselben Jahres, von dem wiederum Schütz nichts weiß. Vielleicht sprechen beyde von einem und demselben.

Dlugoss p. 252 versichert, Jacob von Siena habe zu Mantua die Aufhebung des Bannes bewirkt. Von der Klugheit des Aeneas Sylvius ließe sich vermuthen, daß er nicht schwürig gewesen, eine Maßregel fahren zu lassen, die, durch ihre bewiesene Unkraft, dem päpstlichen Stuhle nur Spott zuziehen konnte; allein die Folge hat bestätigt, daß Dlugoss sich irrte oder irren wollte. Noch gewagter ist seine Behauptung: der Papst habe selber eine Rede für den Ordensanwald verfertigt, um die des Jacob von Siena zu widerlegen. Das päpstliche Schreiben an Casimir steht bey Raynaldi ad ann. 1459. n. 74.

Die fruchtlos angebotene Vermittelung verschiedener Fürsten erzählt Dlugoss p. 257. Der Legat, der schon damals aus Breslau sich meldete, und später eine gehässige Rolle spielte, war der Erzbischoff von Creta, von dem Dlugoss, doch ohne Beweis, behauptet: er sey noch kurz zuvor ein venetianischer Kaufmann gewesen, und habe sich durch ein Verbrechen, welches er aber nicht nennt, in seinem Vaterlande entehrt. Leo will, der Orden habe ihn durch einen güldenen Kelch bestochen, und es sey daher ein Sprichwort entstanden: cretizauisset. Waissel macht aus diesem Legaten einen Erzbischoff

von

von Aretin. Allein keiner berichtet, daß er eine Bulle mitbrachte, durch welche der Bann vor der Hand aufgehoben wurde, um das Friedensgeschäft zu erleichtern. Suspendimus, sagt der Papst, et ad cautelam tollimus. Preuß. Samml. T. III. p. 174. Zwar ist daselbst in der Ueberschrift die Jahrzahl 1450 angegeben, und auch in der, am Schluß der Bulle, mit Worten ausgedrückten Jahrzahl das nono weggelassen; allein da Pius II. erst 1458 zum Papst erwählt wurde, so kann auch die Bulle, da sie in den funfziger Jahren gegeben worden, nur von 1459 seyn. Sie beweist übrigens auch, daß Dlugoss Unrecht hatte, die Auflösung des Bannes schon als in Mantua geschehen zu berichten.

Die geschlossenen Verträge mit Bayern und Oestreich sind zu finden im Cod. dipl. Pol. T. 1. p. 161. 162. 383.

Ich schließe die Anmerkungen zu diesem Kapitel mit einem Schwank, den die Chronik des geh. Archivs aus Ferbers Chronik liefert. Ein alter Bischoff von Samland, Schlotterkopf zubenamt, weil er immer mit dem Kopfe wackelte, sonst schlau und stets guter Dinge, erhielt einst unvermuthet Besuch von Danzigern. (Leo nennt 300 equites praesidiarii des Hochmeisters impotentes et insolentes p. 263.) Er merkte ihre Absicht, in seinem Schlosse sich einzunisten, empfing sie höflich, gab aber flugs seinen Jägern einen Wink, die meldeten: ein großes Rudel wilder Schweine habe sich im Forste blicken lassen, und wenn nur gleich Menschen genug vorhanden wären, so könne keines entwischen. Wolle man die Bauern aufbieten, so gehe zu viel Zeit verloren. Da schlug der Bischoff unbefangen seinen Gästen vor, ob sie, zu ihrer Lust, die reiche Küchenbeute ihm erjagen wollten? — Sie waren bereit dazu, doch äußerten sie Mißtrauen, ob er, bey ihrer Zurückkunft, sie auch wieder einlassen werde?

„Bey meinem Eid und Orden!" schwur Schlotterkopf, „das Schloß soll Euch bey Tag und Nacht offen stehen."

Sie zogen hin, sahen nichts, kehrten heim und fanden die Thore verschlossen. Lachend rief der Bischoff

von

von der Mauer ihnen zu: „Hela! liebe Freunde! ich halte Wort. Offen soll mein Schloß Euch stehen nach dem Himmel zu, aber nicht feldwärts.“ — Ein Beweis, daß die Pfaffen ihre reseruationes mentales aus der Theologie auch in das gemeine Leben überzutragen wußten.

Zum zwey und dreyßigsten Kapitel.

Das siebente Kriegsjahr.

Den Umstand, daß der Orden jezt sogar die Beichtpfennige mit den Pfarrern theilte, hat mir ein Schreiben des obersten Kompan geliefert, datirt Bartenstein am Tage Catharinä 1460, (welches ich selbst im Original besitze). Es berichtet dem Hochmeister: der Pfarrer habe das halbe Beichtgeld nach Rom abliefern wollen, allein auf sein (des Kompans) Verbot es unterlassen, sey auch willig, es dem Hochmeister einzuhändigen.

Eine bisher gänzlich unbekannte Thatsache ist der Friede, den der Orden in diesem Jahre mit zwanzig feindlichen Hauptleuten schloß, und in welchem auch der Bischoff von Pomesanien und der von Culmensee mit eingeschlossen wurden. Er befindet sich im geh. Archiv unter n. 6, und enthält so manchen merkwürdigen Umstand, daß der Abdruck desselben nicht überflüssig scheint. Die Urkunde ist schon etwas vom Moder zerfressen, doch nur an wenigen und nicht eben bedeutenden Stellen.

Wir Peter Rossal, Güßigk Sykora van Laczini Howptleute Peter Gnovenßky Peter Wilhelm von Bochue, Binderjich Voda van Thüschitzt Jan von Marschalkowa, Binderzich Sitora van Czechczin, Jan Krahoffzky van Lubranczt, Alexander van Bözonicraw, Peter

Peter van Süchorobye, Hincke van Ostrawa, Jan Huckowitz, Peter Dobroguſt von Drohitzſchen, Sack von Wilhorsky, Awcolaſch von Schymünowitz Jan Schuba, Jan von Lethonva, Jan von Drzonzna, Segemundt von Rußdorff Stentzel van Skezinky Dorczu mit allen vnſern geſelleſchafften die bey vnde neben vns ſein vff Hollandt, Liebenſtadt vnde Wormedyth dorczu mit allen Rittern, freyhen, Borgern, die bey vnde neben vns ſein vff den itzundt genanten Sloſſen vnde Steten Geiſtlich vnde weldtlich Thuen kundt vnde bekennen in deſſem vnnſern offenen Brieffe vor allen die en ſehen horen adder lezen daz wie mit den Erwirdigen Großmechtigen vnde Geyſtlichen Hern Hern Bruder Ludewigk von Erlichßhuſzen Homeiſter dewtſches ordens Bruder Caspar von Gotes Gnaden Bißſchoff der kirchen czu pomezan Bruder Bartholomeo Electo vnde confirmato der kirchen Colmenſee den wirdigen vnde Erſamen Bruder Vlrich von Eyßenhoffen Großkompthur Bruder Henrich Rewſſe von Plauwen Oberſter Spyteler vnde kompthur czu Elbing Dewtſches Ordens den Edlen vnde wolgebornen Hern Borghardt vom Qüerfeldt Howptman czu Orthelßborgh Jan von Warthenbergk Herre czu Blanckenſtein oberſter Howpthmann ober die drey Stete koningßberg Bernhart von Czynnenberg vnde czu Schonenbergk czum kolmen, vnde Bolaw oberſter Howpthman, Boeth van Wezenberg Bruder Wilhelm von Eppingen, Kompthur czu Oſterode Bruder Wilhelm von Helffenſtein kompthur czu Grawdenczk dewtſches ordens den Edelen Geſtrengen veſten vnde woltuchtigen Jorge von Slywen Houptman czu Allenſteyne vnde Newenborgk Caſpar Noſtitz Howptman czu Conitz, Valke Rader Howptman czu Thappiaw, Merten frodnacher Howptman czu Reßel Pfritzſche van Rawenick Howptman czur Mewe Awle Bloeßdorff Houpthman czu Heiligen Beyle, Niclaß Rebeſchitz Howpthman czu Melſacke, Contcze Egloffſteyner Howpthman czu Crewtczborgk, Maxem, Bruder Ulrich van kinßbergk Howpthman zu der dewtſchen Plaw, Bruder Seyffert vbach Howpthman czu Balge Bruder Echart van Croſſen Howpthman czum Biſſchoffſteyne dewtſches Ordens, Jorge von Cabelie Howpthman czu Warthenbergk, Mroßigk

van

van Swynaw Howpthman czu Hoensteine vnde Soldaw, Hancke Schonaiche Howpthman czur Libemole vnde Osterode, Ingeram Howpthman czu Ilgenbergk, Hentze Seydelitz Howpthman czu Newenmarckte, Leinbacher Howpthman czu Lessen Pfritzsche Hoemest Howpthman czu Newenborgk, Hans Meißener Howpthman czu Resinborgk, Maldener Howpthman czu Marienwerder Dorczu mit allen iren geselleschafften die bey vnde neben en sein vff den itzundt genanten Slossen vnde Steten Vnde mit allen Rittern freyhen Borgeren, Vndersoßen Helffers vnde Helffern Geistlich vnde weldtlich Einen worhafftigen Cristlichen frede vffgenomen vnde betheydinget haben vnde in crafft desses briffes vffnemen welcher Frede intreten ist in dato desses briffes mit der sonnen vffgangk vnde in macht czu weren bis czu vnser volkomener bezalunge vnsers Dinstes vnde Schadens, welchen Dinst vnde Schaden vns vnser Hern alse Lande vnd Stete die vff dem teyle des koniges von polan sein pflichtig sein czu bezalen. Vnde derselbige frede sal werden gehalden Im lawthe desser nochgeschreben Artickylen van beyden teylen Czum ersten worden sich lande vnd Stete groß adder cleyne die vff dem teyle des königs sein bynnen dessem frede czu dem orden geben, so daz der orden des landes vnde der Stete mechtig worden Adder wie es en worde czu gesprochen vnde wie daz nw geschege So sollen die obengeschriebenen Homeister Bisschoffe Großkomptur Kompthur czum Elbing Houptlewte etc. vns behulffen czu sein ober die selbige lande vnde Stete daz sie vns vnsern Dinst mit sampt dem schaden volkommen sollen bezalen noch Inhaldunge vnser briffe vnd sigel vnde vorschreybungen die wir dann ober vnde van vnsern Hern haben Nemlichen 38 M. (38000) Vngerisschen golden vor vnßern solt vnde schaden czugeben vnde die bezalunge der genanten Sumen sal vns in eynem viertel Jare gescheen vnvorzoglich, dorczu ane alle vorteyl vnde die Wayle vns vnsser dinst vnde schaden nicht bezalt wirt van vnsern obengenannten Herrn czu der selbigen czeit mogen wir sie manen in allen sachen alse wir den vormals gethan haben Vnde worden wir in der selbigen manunge vff die Dorffer vnde Hoffe reichen die denselben vnßern Hern angehoren vnd sust wo wir jre guter mogen derfaren

faren die selbigen czu Holdigen vnde welche wir mit der Holdunge derreichen die solle wir vorbaz halden vnde der czu genyssen baz czu vnsern entlichen ende volkomenen beczalunge vnsers Dinstes vnde schadens dorjnne vns die obengeschriebene Hoemeister Bisschoffe Großkumpthur, kompthur czu Elbinge Howptlewte etc. in keyner weise sallen verhindern noch dakegen czu seyn in keinen sachen. Item worde ir kein Sloß adder Stadt bynnen dessem frede van des koniges teile czu dem orden mit willen toeten vnde sich dergeben daz selbige Sloß adder Stadt sollen die vfftgenannte Hoemeister, Bisschoffe, Großkumpthur, kompthur czu Elbinge Howptlewthe etc. dorzu czuhalten, daz sie vns eine sume geldes vff vnsere vorgenompte sume der 38 M. vngrischer golden geben sollen, nach der kentnisse czu welchem derkentnisse die obengeschrieben Hoemeister B. Gr. und K. zu E. H. etc. vom yrem teyle iiij Personen vnde wir von vnserm teyle ouch iiij Personen geben sollen Vnde waz die acht personen van beyden teylen noch Jrem derkentnisse vßsprechen werden Solche suma sollen sie vns geben vnde vßrichten, Nemliche in acht wochen vnuorczoglichen Vnde die selbige suma sol vns gerechnet vnde verkorczt werden An der obengeschriebenen sumen der XXXVIII M. vngrisch. Golden Item ob sichs dergeben worde daz die obengeschriebenen Hoemeister B. Gr. K. zu E. H. etc. irkeyn Sloß adder Stadt in dessem genannten frede von des koniges teyle oberhowpth worden gewynnen vnde die Borger bey Iren helfen worden dorczu jre gutter bewthen Solch Sloß adder Stadt sollen sie behalden mit allen czubehorungen jn der weyse alse sie iczundt anderer Slosse vnde Stete halden. Deßgleichen ob wir obingenante howptlewte vnde hoffelewte vpp hollandt Liebenstadt vnde Wormedyth ꝛc. in dessen genannten czeit irkein Sloß adder Stadt von des koniges teyle oberhoupt gewinnen worden vnde die Borger bey jren nemen daz gutter berathen dan solle halden (an diesen fehlenden Stellen war die Urkunde durchlöchert) mit allen czubehorungen alse wir jtzundt halden Hollandt Liebenstadt vnde Wormedyth biß czu vnserer entlichen Beczalung vnsers Dinstes vnd Schadens Item ein icklich teyl sal seine hol-

dunge behalden alſe — (Loch) — derreichet hat vnde ſal nicht forder nach weyther holdigen Vnde welche Gebawer die Holdunge nicht geben wollen ſo ſall der dem die Holdunge gefallen ſal dem Howptmanne vnter welchem die gebawer geſeſſen ſein ſchreiben daz her die lewte in acht Tagen ſal dar czu halden daz ſie die Holdunge geben. worden ſie aber ihre Holdunge nicht geben in den genannten acht Tagen dornoch mag eyn itzlich die Lewte ſelbiſt dorrzu halden von beyden teylen mit dem Brande adder wie er kann Item eyn iglich teil ſal ſeine ſiſtherige Jagthwelder weſen, halden vnde der genyſſen die czu ſeynem Sloſſe vnde Stete gehoren Außengenomen die czwene ſehen Lochßdorff vnde Samerath (jezt Samroth) In welchen die czu preuſchenmarcke vnde Hollandth fiſchen ſollen mit groſſen vnde mit cleynen geczewen In welchem keyn teyl das andere vorhindern ſal Item ob es geſchege daz ickman van uns obengenannten Howptlewten vnde hoffeleuten vff Hollandth Liebenſtadt vnde Wormeydyth bynnen der ingeſleſſenen czeit des fredes ymande ſeynen Dinſt vorkewffen addir geben worde ſo daz derſelbige vorbaz niee keyn anteyl czu Hollandth Liebeſtadt noch czu Wormedyth hette ſo daz derſelbige weg reythen wolde ſo ſollen wir obgeſchrieben Howptlewthe Peter Roſſal vnde Girßigk Sykora etc. ſolcheyns an den Homeyſter vnde an den kompthur czu Elbinge bringen, vnde ſo derſelbige von dannen reythen worde, ſo ſal er iiij Wochen lang dem orden in keyner weyſe czu ſchaden ſein Vnde ſo die iiij Wochen vmbekommen dornach mag her Reythen vff des ordens adder vff des koniges ſeyte dem frede vnſchedelich Item ab irkeiner vnſer feindt auß deſſen adder auß andern landen addir ſuſt boethen mit adder ane bryffe czu en Reythen vnde komen worden ane des ordens ſchaden dieſelbigen ſollen auch in dem frede ſeyn desgleichen Ab irkein frundt des ordens auß deßen adder aus andern Landen adder ſuſt boethen mit adder ane briffe czu en Reythen vnde komen worden ane vnſern ſchaden dieſelbigen ſallen ouch In deſſem frede ſeyn Item ſo wir obengenannte Howptleute Peter noſſal Gerßigk Sicora etc. von dem Orden worden begeren ymandes czu vns czu geleyten von des konigs teyle czu vnſer notdorfft ane des

ordens

ordens schaden Solch geleyte sal der Hoemeister vnde der orden vns nicht vorsagen Sunder es vns czu geben vff dreyßigk pferde vnde vff so vil menschlicher personen vnde desgleichen sollen wir obgenannte Howptlewthe vnd Hoffelewthe vff Hollandth etc. ein solch geleyte nicht vorsagen dem Hoemeister ꝛc. so sie es von vns worden begeren in der pczundt berürten weyse Item geschegen irkeyne oberfarungen van eyme teyle dem andern vngeferlich daz sal dessem vnsern frede vnschedelich seyn Sunder czu solchen sachen sollen wir von beyden teylen gute leüthe geben Solcheyns czu derkennen vnde dem vorserthen teyle helffen genug thun vor seynen schaden nach deme also daz die genen leuthe derkennen worden vnde waz die vzsprechen werden, solchen jren vßsproch wir von beyden teilen mechticlichen vnd veste halden sollen vnde der selbige vßsproch sol in acht tagen gescheen unvorczoglich daz eyne mal czur Liebenstadt vnde daz andere czu Melsacke Item so desser frede czum beslisse kompt vnde vorsigelt wirt dornoch czu handes alle gefangene von beyden teylen sollen loß vnde ledig sein Jres gefengkniß Item der Orden sal keine wuste Sloß noch Stadt Im Hollandtschen Liebstedtschen noch in den Wormedittischen Gebiethen besetzen den selbigen Howptleuthen vnde hoffelewthen vff Hollandt Liebstadt vnde Wormedyth czu schaden Deßgleichen wir iczundt genante Howptlewthe auch kein wuste sloß noch stadt in des ordens gebiethen besetzen sollen dem orden czu schaden Item daz keyn teil des andern teyles finde Hwßen noch hoffen sollen czu schaden dem andern teyle Item daz kein teyl vff andere Slosse noch Stete rythen sollen doraus es dem andern teyle schaden wircken moge Item welcherley gutt adder ware die Elbing adder aus den andern stetten die vff des koniges seythe seyn vnd ken Hollandth liebestadth vnde Wormedith czu füren worden czu wasser vnde czu lande dorane sal sie der orden vnde der vff des ordens seyn nicht vorhindern in keiner weyse deßgleichen welcherley gutter oder ware von den steten von des koniges teyle vff des ordens seythe worden czu füren czu wasser adder czu lande doran so sollen wir obbenante auch in keiner weyse vorhindern Item daz wir Howptlewte vnde Hoffeleute vnde Vnser Borger von Hollandth Liebestadt

vnde Wormedyth mit vnsern kouffmanschatzen vff daz Ordens Slosse vnde Stete faren vnde wanken mogen deßgleichen auch die aus den Stetten von des Ordens seyte mit jren kouffmanschatzen ken Hollandt Lievenstadt vnde Wormdith faren vnd cziehen sollen vnde mogen ein teyl vor dem andern czu wege vnde stege freyenlich sicher vnde ane alle hynderniße Item alle gebrechen vnde schelungen de wir van beiden teylen vnderenander ge hatt haben wie vnde in welcher weyse dis gescheen iß daz sol eyn teil dem andern In deßen noch in andern landern in keynem argen czu ewiger czeit in keyner weyse nicht czu gedenken Item so wir obengeschriebene Houptlewthe am vnserm Dinste vnd schaden volkommen vnd genczlichen nach vnserm willen beczalt werden vnde vornuget so sollen de obengeschriebene Hoemeister Bischoffe Großkompthur, Kompthur vnde Houptlewthe etc. vns mit Irem warhafftigen cristlichen vnde vffrichtigen ge leythe vorsorgen vor allem jrem teyle so daz wir mit aller vnser habe aus dem lande czihen mogen freyenlich sicher vnd vnvorhindert Dy polan baz ken Pozenaw die Behmen baz ken Breßlaw vnde so wir hinaus komen wird yrkeiner van vns jns Landt willen komen der do czu orden adder vff des koniges seythe reythen vnde czihen wolde daz stehet czu seynem willen. Solchen frede ge lowben wir obingeschriebene Howptlewthe vnde Hoffe lewthe vff Hollandth Liebestadt vnde Wormedyth dorczu mit allen vnsern beylegern helffers vnde helffern jn allen seinen gesetzen vnde puncten ane alle argelist alse gute lewthe Stete veste vnde vnvorbrochlichen In crafft desses Brieffes czu holden des czu merer sicherheit vnde ge czewgkniß haben wir vnsere siegel lassen anhangen an dessen Brieff der gegeben ist vff Hollandth am Freytage neheſt vor Nativitatis jn der Jarczal cristi tausent vir hundert vnde im sechczigesten Jare.

Ein Schreiben des Bischoffs von Pomesanien Schloßbibl. + 19, erzählt die Begebenheit von dem bey Nürnberg gefangenen Ordensanwald.

Zum

Zum drey und dreyßigsten Kapitel.

Das achte Kriegesjahr.

Das Schreiben des Jürgen von Kittlitz befindet sich auf der Schloßbibl. n. 1481.

Die übrigen Quellen sind bekannt, Schütz und Dlugoss die vornehmsten unter ihnen.

Zu der Bitte der Bundesgenossen um Herbeyrufung der Tatarn, mache ich blos die Bemerkung, daß, bey Erwähnung dieses Volkes, wohl nicht immer die eigentlichen Tatarn darunter dürfen verstanden werden, denn Henneberger in seiner großen Landtafel p. 398 berichtet, daß schon vor dem Kriege viele mit dem Orden unzufriedene Deutsche sich zu den Tatarn gesellt, und darum Deutsche Tatarn genannt worden.

Zum vier und dreyßigsten Kapitel.

Die Schlacht bey Zarnowitz.

Daß den kriegführenden Räuberhorden nichts mehr heilig war, beweist unter andern eine Begebenheit, die Simon Grunau tr. 17. c. 17 erzählt. Die Nonnen zu Suckow wurden von Streifparteyen geschwängert, also daß mehrere derselben aus dem Lande zogen.

Natürlich mußte in solcher Verwirrung auch die Rechtspflege ganz danieder liegen. Mehrere Beyspiele davon finden sich in dem Buche H des geh. Archivs, betitelt: alte gerichtliche Hendel. Um nur Eines anzuführen: ein Schuldner schrieb an Peter Fleischmann seinen Creditor, er habe vernommen, daß er, um der unbezahlten Schuld willen, ihn tod schlagen wolle, aber er vertraue Gott und seiner Faust. Also völlige Gesetzlosigkeit. Dasselbe Buch erwähnt auch der Geschenke, die man den Sachwaltern machen mußte, und die besonders in Malvoisir (zu 32 Pfennigen das Maß) bestanden, damit sie Fleiß thäten.

Die Heldenthat des Polen Jassiensky erzählt Dlugoss p. 299, und die Hist. de l'O. T., welche nicht ermangelt haben würde, sie hoch zu preisen, wäre sie einem Kreuzherrn zugeschrieben worden, erklärt sie ohne Bedenken für ein romantisches Mährchen (T. VII. p. 15), ja für unmöglich; gleich als hätte Arnold von Winkelried weniger gethan. (Müllers Geschichte der Schweiz B. II. S. 438.) Man kann nicht genug bedauren, daß der fleißige und scharfsinnige Verfasser der Hist. de l'O. T. sein Ordenskreuz am Schreibtisch so gar nicht vergessen konnte.

Zum

Zum fünf und dreyßigsten Kapitel.

Der päpstliche Legat.

In der That ist unbegreiflich, warum die Handlung Berndts von Schomberg milder beurtheilt wird, als die der Verkäufer von Marienburg. Beyde entwältigten dem Orden seine Schlösser. Ob polnische, ob böhmische Besatzung darin lag, darauf kam wenig an. Im Gegentheil dem kämpfenden Orden mußte das Erstere lieber seyn, denn so lange er noch die Waffen trug, blieb ihm ja die Hoffnung, die Schlösser von den Polen wieder zu erobern, wie auch wirklich zum Theil geschah. Blieben sie aber in Schombergs Besitz, so durfte der Orden sie nicht einmal angreifen, ohne einen neuen Feind sich auf den Hals zu laden; Gold und Waffen wurden unnütz.

Die hist. de l'O. T. t. VII. p. 106. sucht diesen Schomberg zu entschuldigen, durch den Grund: er habe bloß für seine Sicherheit gesorgt, nicht, wie Czerwonka, die Waffen gegen den Orden getragen. Das ist seltsam. Auch die Söldner sorgten nur für ihre Sicherheit. Ob sie nachher in Polens Dienste traten, das gehört gar nicht mehr zur Sache; das konnten sie, nach aufgehobenem Miethcontract, täglich thun. Wenn sie des Ordens Dienste einmal verlassen hatten, so ist auch keine Ursach erdenklich, die sie hätte hindern sollen, einen andern Brotherrn zu suchen. Davon lebten sie ja.

Die hist. de l'O. T. meint zwar (ebendaselbst p. 127), Schomberg habe vermuthlich dem Orden die Schlösser dennoch wieder eingeräumt, weil sie nachher im Friedensschluß namentlich abgetreten worden; allein das beweist nichts, denn immer wird in Friedensschlüssen auch dasjenige namentlich abgetreten, worauf man noch Ansprüche macht, obgleich es schon in Feindes Gewalt sich befindet. Sicher war das auch hier der Fall; denn hätte

hätte Schomberg den Frieden mit Polen gebrochen, so würden die Geschichtschreiber, die so manche Kleinigkeit aufgezeichnet, diesen wichtigen Umstand nicht verschwiegen haben. Die von seiner Seite ausgestellte Urkunde befindet sich im Cod. dipl. Pol. t. 4. n. 121. Die von polnischer Seite, von welcher die hist. de l' O. T. sagt, sie sey nicht bis auf uns gekommen, ist abschriftlich zu lesen im Buche B. des geh. Archivs.

Unter den Rittern, welche Mewe übergaben, erscheint auch unvermuthet Conrad Pfersfelder, jener verrätherische Comthur von Danzig, der, nach andern Berichten, aus dem Orden getreten war, und sich beweibt hatte. Weder diesen Widerspruch, noch warum der Orden ihm dennoch wieder vertraute, weiß ich zu erklären.

Zum sechs und dreyßigsten Kapitel.

Friedensunterhandlungen.

Das auffallende Schreiben des Hauscomthurs zu Ragnit, worin er die den Schalauern schriftlich gethane Zusage ohne allen Grund zurück zu nehmen bittet, liegt im geh. Archiv n. 888.

Es ist Pufendorf, welcher den vertriebenen Schwedenkönig durch Polen und Danziger in sein Reich zurückführen läßt. Die polnischen und preußischen Geschichtschreiber wissen nichts davon; auch ist nicht wahrscheinlich, daß, selbst in schweren Krieg verwickelt, der König oder Danzig viel Volks entbehren konnten.

Auf dem Friedenscongreß zu Thorn, 1464, befand sich auch Dlugoss, der Geschichtschreiber, als Abgeordneter des Königs. Er, der damals Gegenwärtige, behauptet: der Churfürst von Brandenburg und mehrere deutsche Fürsten, hätten den Orden abgehalten, die vorgeschlagenen Bedingungen einzugehn, vorwendend, er werde sich dadurch mit Deutschland überwerfen, und alle Com-

Comthureyen daselbst verlieren. Schütz erwähnt nichts davon.

Ueber die vermeinten Rechtsgründe der Polen ist nachzulesen Preuß. Samml. 2ter Th. p. 305, wo die Vermuthung geäußert wird, daß die Verwandtschaft der polnischen und wendischen Sprache die erste Veranlassung gegeben, Pomerellen unter polnische Bischöffe zu vertheilen. — S. Grunau sagt (tr. XVI. c. 17. §. 7.) der Meister von Liefland habe gesprochen: „Ihr Preußen begehrt etwas als unverständige Leute das wider die Vernunft ist, daß unser Hochmeister, ein freyer Fürst deutscher Nation, soll einem Herrn dienen der blutdürstigen wendischen Nation." Darauf habe man ihm geantwortet: „Als Israel sich von Gott kehrte, wurde es den Philistern unterthan. Die Polen sind bessere Christen als ihr und euer Blutdurst gröser als der ihrige." Hieher gehört vermuthlich eine Schrift, die Bayer in seinen Monumentis prussicis aufbehalten hat, und welche den Titel führt: Clerici anonymi Memoriale de justitia motae litis Magistro et Ordini Cruciferorum per Regem Poloniae. Hier sind folgende, zum Theil wahre, zum Theil spitzfündige Behauptungen aufgestellt:

1) Daß Culm, Pomerellen, Michelau, in Polens Gränzen gelegen, ist durch mehr als hundert der vornehmsten geistlichen und weltlichen Zeugen aus Polen und Preußen erwiesen, die alle ihr Zeugniß beschworen haben. Der gewaltsamen Einnahme dieser Länder hat Polen sich nicht widersetzen können, weil es eben von Tatarn und Litthauern hart bedrängt wurde.

2) Für Polens Recht streitet auch der günstige Spruch Papst Johann XXII. von 1301. Der ungehorsame Orden wurde in den Bann gethan.

3) Benedict XII. 1339 hat ihn abermals condemnirt und er hat wiederum nicht gehorcht.

4) Der Landmeister Heinrich Plotz hat 1309 in einem eignen Briefe bekannt, daß Pommern dem Herzog von Cracau Uladislaus gehöre. Der Brief liegt im königlichen Schatze. Das Culmische hat Herzog Conrad dem Orden nur geschenkt, mit der Bedingung es wieder zu geben. Michelau ist für eine geringe Summe gepfän-

det. Der Brief von Conrad Sack, 1304, liegt im königlichen Schatze.

5) Die Privilegien, welche polnische Fürsten den Kirchen, Klöstern und Städten in den angefochtenen Ländern ertheilt, beweisen, daß selbige zu Polen gehörten. Conrad gab 100 Dörfer der culmischen Kirche; Przmislaus dotirte das Kloster Oliva 1291 und 1295. Lesko bestätigte dessen Privilegien 1296, Uladislaus 1298 und 1299. Wenceslaus 1300 ꝛc. und so noch mehrere dergleichen von Königen und Fürsten in Polen, die zugleich Herzoge von Pommern waren. Alle Richter und Beamte wurden von ihnen eingesetzt: Städte und Dörfer hatten polnische Namen. Die Namen aller Fürsten und Zeugen unter den Privilegien sind polnisch. (Dann widerlegt der Anonymus weitläuftig alle juristischen Einwendungen gegen die Gültigkeit der für Polen vortheilhaften Sentenzen, und geht darauf des Ordens Ansprüche durch.)

1) Conrads Schenkung. Da stehe nicht pro dono donamus sondern nur dedi et contuli. Es sey nur Concessio nicht Donatio u. s. w. Conrad habe, als bloßer Lehnsherr, nichts ohne Einwilligung des Volkes verschenken können, de cujus servitute et status mutatione agitur. (Sehr wahr! aber besonders heutzutage ganz unanwendbar, da jetzt das Volk übergeben wird, wie man beym Verkauf eines Landgutes eine Heerde Vieh übergibt.) Casimirs Bestätigung sey ungültig, weil sie bey des Vaters Lebzeiten geschehen. Auch nachher habe er nichts in praejudicium seiner Brüder thun können. Die päpstlichen Bestätigungen helfen auch nichts, denn ist die Schenkung selbst ungültig, so sind es auch die Bestätigungen. Auch sey der Papst hintergangen. (Der sel. Bayer hat dabey an den Rand geschrieben: quid fiet donationi Constantini?)

2) Kaiser Fridrichs Bestätigung gilt nicht, weil sie 1226 der Schenkung Conrads von 1230 vorher gegangen, auch er, wegen seiner Laster und Kirchenverfolgung, abgesetzt und in den Bann gethan worden.

3) Woldemars Verkauf von Pommern war nur ein Scheinkauf, denn der Kaufpreis war so gering, daß die Einkünfte

künfte eines Jahres doppelt so viel betrugen. Es ist auch nicht wahr, daß der Kauf 1311 geschehen, da noch 1309 der Orden bekannt hat, die Herrschaft über Pommern gehöre dem Herzog von Cracau.

4) Die kaiserliche Investitur war ungültig, denn nur der König von Polen konnte ein innerhalb seiner Gränzen liegendes Land verleihen.

5) Die Bestätigung Kaiser Heinrichs aus eben dem Grunde ungültig, auch ist durch die spätere Sentenz alles aufgehoben.

6) Die Schenkung Johanns, anmaßlichen Königs von Polen, seiner Gemahlin und seines Sohnes, ist sehr verdächtig, als ohne Rath seiner Prälaten und Baronen geschehen. Unter den Zeugen sind keine polnischen Räthe, sondern Deutsche. Auch dürfen (wie durch viele Gesetzstellen bewiesen wird) Könige nur mäßig schenken, nicht zum Schaden ihres Reichs u. s. w.

7) Der schiedsrichterliche Spruch der Könige von Ungarn und Böhmen ist nicht rechtlich erwiesen (legitime non constat) und wäre es auch, so gilt doch kein solcher Spruch, in dem nicht ausdrücklich das Compromissum beyder Theile eingerückt ist. Die Könige sagen zwar, es sey auf sie compromittirt worden, allein das Compromiß steht doch nicht da; daher ist ihnen nicht zu glauben, weder als Schiedsrichtern noch als Zeugen noch als Königen. Wäre aber auch Alles wahr, so hat doch Casimir nichts verschenken können; und hätte er auch verschenken können, so hat doch der spätere Spruch des Papstes Alles wieder aufgehoben. (Dieser Spruch ist immer des Anonymi letzte Zuflucht.) Auch hat der Orden nicht einmal, ohne päpstliche Erlaubniß, compromittiren können.

8) Der Friede von Kalisch non constat; man zeigt nur Copien. Seinen Eid durfte Casimir brechen, denn er lief gegen seinen Krönungseid, durch den er sich verbunden, Krongüter nicht zu veräußern.

9) Die Prälaten und Barone bezeugen nicht, daß sie in die Schenkung gewilligt, sondern bloß daß sie gegenwärtig gewesen. Auch durften sie, eben so wenig als der König, dergleichen bewilligen, denn der Urver-

trag der Monarchie ist nicht bloß für die Lebenden, sondern auch für die Nachwelt geschlossen. (Die letzte Zuflucht des Anonymi ist hier immer der Mangel der Einwilligung des Volkes, worüber man freylich heutzutage lächeln muß.)

10) (Eben so werden der Friede mit Uladislaus, die Verträge mit den Herzogen von Gnewkow, Lanzig, Dobryn, Masau, abgefertigt.)

11) Die Verpfändung von Michelau war gesetzwidrig, weil die Einkünfte mehr betragen als der Pfandschilling.

12) Der Gränzbrief Casimirs ist ein ungültiges Accessorium, da das Principale nichtig ist.

13) Aus obigen Gründen ist auch die Bestätigung des Friedens durch Uladislaus zu verwerfen. — Oft wendet der Anonymus auch ein, die Schenkungen und Friedenszusagen wären deshalb ungültig, weil sie dem abwesenden Orden gemacht worden.

Endlich schlägt ihm doch das Gewissen, und er macht sich selbst den Einwurf: Was denn nun aber von Kaiser Constantins Schenkung zu halten sey? (Bayer hat dabey geschrieben: hic Rhodus hic salta.) Diese Schenkung, antwortet er, sey keine Veräußerung gewesen, sondern gleichsam nur eine Erleichterung oder Lockerung (relaxatio) der Verwaltung, welche der Kaiser in jenen Ländern hatte. Von dem Papste habe ja der Kaiser erst seine Macht erhalten (!) und also sey das gar nicht zu vergleichen. Auch habe Constantin dem Reiche dadurch nicht geschadet.

14) Den Thorner Frieden durfte Uladislaus nicht so zugestehn, auch habe der Orden ihn selbst gebrochen.

15) Sigismunds Urtheil in Ofen gilt nicht, weil der Hochmeister ohne Einwilligung des Papstes und seines Kapitels nicht compromittiren können.

16) Der Ausspruch in Breslau entscheidet etwas, worüber gar nicht compromittirt worden. (Hier verliert er sich in juristische Spitzfündigkeiten.)

Eide über nichtige Dinge gelten nicht, z. B. wenn ein Sohn mit seiner Mutter einen Ehecontract abschließt und beschwört. (!) Der Orden habe den Frieden gebrochen,

brochen, indem er die Einwohner der Stadt Choßno ermorden lassen. (Weder diese Stadt noch das Factum sind bekannt.)

Endlich wird dem Orden seine tyrannische Regierung vorgeworfen, welche die Unterthanen gezwungen, ihm den Gehorsam aufzusagen, und zu ihrem alten Herrn sich zu wenden. Cicero wird angeführt: Tyranni jugum juste excutitur. Gegen Tyrannen werde ein gerechter Krieg geführt, ein Beyspiel wird in den Maccabäern aufgestellt. Dann kommt Aristoteles an die Reihe. Eine Oligarchie sey, wo wenige schlecht regieren. Das Volk dürfe, nach Aristoteles, aus folgenden Ursachen den Tyrannen stürzen: 1) Aus Furcht von ihm unterdrückt zu werden. 2) Aus Rache wegen des, was es schon gelitten, weshalb auch Homer sage: Der Zorn sey süßer als Honig. 3) Aus Verachtung seiner Schlechtigkeit. 4) Um Ehre oder Gewinns willen (!) 5) Um sich auszuzeichnen (!) 6) Zu Befreyung des Vaterlandes. (Der gute Anonymus bedachte nicht, daß er viel zu viel bewies.)

Hieher möchte auch noch eine andere Schrift gehören, in dem Buche G. des geh. Archivs befindlich, unter dem Titel: Tractatus de erroribus Cruciferorum in Prussia, deren man sich schon auf dem Concilium zu Costnitz bediente, und welcher eine sehr weitläuftige Widerlegung ebendaselbst folgt.

Die schimpfliche, dem Ordensvolk ertheilte Vorschrift, keine Unruhen in Thorn anzuzetteln, Aecker und Gärten nicht zu plündern (es werden ausdrücklich auch Weingärten genannt) steht in den Preuß. Samml. t. III. p. 717.

Der Pater Barre, in seiner hist. d' Allemagne t. 7. p. 621, theilt die seltsame Nachricht mit: der Orden habe 1464 mit dem Könige von Ungarn sich verbunden, und ihm thätigen Beystand geleistet. Umgekehrt wäre glaublicher. Der Orden war jetzt unfähig, weder sich selbst noch Andern zu helfen.

Der samländische Adel hatte, nach Dlugoss, mit den Königsbergern sich verschworen, den Hochmeister und seine Ritter gefangen zu nehmen. Es ward verrathen.

Hein-

Heinrich Reuß legte sechs und zwanzig Edle in Fesseln. Von siebenzig Bürgern wurden sechs enthauptet, die übrigen in Kerker geworfen.

Die wichtige Verhandlung auf der Nehrung 1465, liefert die Chronik des geh. Archivs aus den Protocollen derselben p. 325 — 361, und sie wird dadurch besonders merkwürdig, daß sie keine einseitige Erzählung, keine parteyische Declamation, sondern bloß die Worte selbst enthält, die von beyden Theilen gesprochen worden. Herr von Baczko hat, wo er von dieser Unterhandlung spricht (B. III. p. 362.), irrige Vermuthungen auf irrige Thatsachen gebaut. Daß die Verbündeten die Rolle des Uebermuthes mit dem Orden vertauscht hatten, erhellt am klarsten aus der unverschämten Behauptung jenes Otto Machwitz, der jetzt sogar dem Orden seine päpstliche Bestätigung abzusprechen wagte.

Zum sieben und dreyßigsten Kapitel.

Friede.

Die von den Samayten und Litthauern erschlagenen 700 Liefländer, führten nicht bloß Waffen, sondern auch Gold dem Orden zu. Sie hatten (so erzählt die Chronik des geh. Archivs p. 365) viele gute rheinische Gulden bey sich, welche die Litthauer, der Münze unkundig, das Stück um 4 Groschen weggaben. Das stimmt mit Dlugoss Bericht überein, welcher sagt: das Kriegsvolk der Liefländer sey am Rhein geworben worden.

Ludwigs vergebliche Bitten um Frieden und Verwendung erzählt Dlugoss p. 360. Die mehrsten Schriftsteller sprechen von nicht weniger als tausend zerstörten Kirchen. Ich bin hier Pauli gefolgt, der (p. 335 Not. 2) aus einer Thorner Handschrift die glaublichere Zahl 119 entlehnte.

Die

Die hist. de l' O. T. (t. VII. p. 109.) rechnet es dem Hochmeister zu großer Ehre an, daß er so lange widerstanden, bis sein fürstlicher Schmuck in Lumpen sich verwandelt hatte, und p. 116 nennt sie ihn gar un grand homme qui s'est couvert de gloire. Wer wollte mit dem Ordensritter darüber streiten? — Fast drollig klingt es auch, wenn er p. 131 sich ereifert, daß Dlugoss des Königs Geschenk an Ludwig von 15000 Gulden aus Großmuth herleitet. Nein, bloß ein Recht auf Marienburg und die übrigen Städte Preußens habe Casimir damit erkaufen wollen. Welches andern Rechtes bedurfte er denn jetzt noch, als des im Friedensschluß ihm zugestandenen? — Der Friede (sagt Pauli p. 356) ist unter Fürsten des Haders Ende, Krieg ein rechtmäßiges Erwerbmittel; und er hat leider Recht! — Die hist. de l' O. T. läugnet, daß Paul II. den Frieden bestätigt und den Bann gehoben habe. Beydes ist allerdings erfolgt. (Pauli 357.) Es wäre auch wohl ein starker päpstlicher Folgemangel gewesen, wenn er einen Frieden, den sein Legat, also er selbst, gemacht hatte, nicht hätte bestätigen wollen; und so bald das geschah, fiel auch die Ursach des Bannes, folglich der Bann selbst hinweg. —

Der Verfasser der hist. de l' O. T. behauptet ferner (t. VII. p. 157.): nicht allein zu Thorn 1464, sondern auch noch beym Friedensschluß 1466 habe Casimir den Richterspruch des Legaten von 1339 geltend zu machen gesucht. Es ist möglich, daß solches geschehen, allein unerweislich; es wäre denn daß man sich mit dem hier angeführten seltsamen Grunde begnügte: man dürfe nicht daran zweifeln, weil auch Casimirs Nachfolger es bisweilen noch gethan hätten. Eben so völlig grund- und beweislos wird der Legat beschuldigt, daß er des Papstes Vollmacht überschritten habe. — Im Vorbeygehn bemerke ich, daß Venator p. 199 diesen Legaten zu einem Bischoff von Lausanne, und Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen 4ter Band p. 271 zu einem Bischoff von Laybach macht. Nach Dlugoss p. 342 schlug er uneigennützig die Geschenke aus, welche Casimir ihm anbot; und Sebastian Möler (Preuß. Lieferungen t. 1. p. 661.)

p. 661.) setzt hinzu, der König habe ihn dafür zu seinem Rath erhoben, mit einem Jahrgehalt von 200 Ducaten.

Bzovius t. 17. p. 562. liefert die ganze, vor dem Papste gehaltene Rede der Polen, die aber unecht scheint, denn sie stimmt nicht überein mit den verabredeten Puncten.

Ich besitze eine gleichzeitige Abschrift von Ludwigs Befehl, das Fest vom heiligen Speer und Nagel am Sonntag nach Quasimodogeniti zu feyern. Zugleich verordnete er: eines kranken Hochmeisters Gold und Silber in eine Kammer zu verschließen, und nach dessen Tode dem erwählten Nachfolger Alles zu übergeben. Ein gleiches soll mit den Meistern in Lief- und Deutschland geschehen. Die Jahrzahl fehlt.

Ich schließe mit einer Erzählung, aus Leo's hist. Pruss. p. 269. entlehnt. Bey Zerstörung des Danziger Schlosses soll ein Greis gesagt haben: „zerstört nur das Buhlernest, Eure Enkel werden es bejammern (diruite hoc lupanar, sed id factum nati natorum deflebunt). Ob die Weissagung eintreffen werde, fügt Leo hinzu, habe noch kein Oedip enträthselt. — Sie traf ein. Die Zeit war dieser Oedip.

Ende des vierten Bandes.

Digitized by Google

Druckfehler

des vierten Bandes.

Seite 16 Zeile 25 statt stumpfe lies dumpfe.
— 134 — 6 — Keynis l. Reynis.
— 157 — 32 — sie l. sich.
— 365 — 19 — aus l. auch.

Die p. 362 erwähnte Urkunde, unter No. 66 des geheimen Archivs, sollte mit abgedruckt werden, ist aber durch einen Zufall verloren gegangen. Der Verfasser muß daher auf das Archiv selbst verweisen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google